

**BILDER UND
GESCHICHTEN AUS
OFFENBACHS
VERGANGENHEIT:
EINE FESTGABE...**

Emil Pirazzi



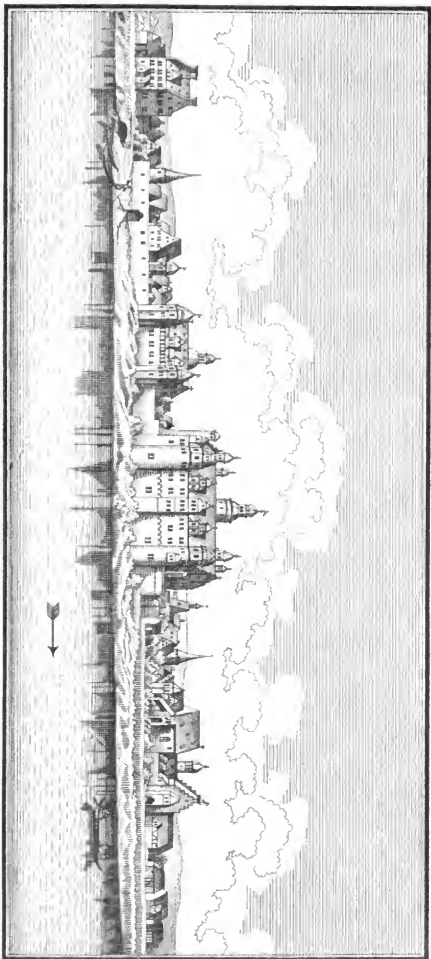
1. Offenbach-am-Main, Germany (city) —
Hist.

1
12

—

ENP

Pirazzi



Tsch v J M Hirschmann.

Offenbach in der Mitte des 17. Jahrhunderts
nach
Matthäus Merian.

Christoph Schmitz

Bilder und Geschichten

aus

Offenbachs Vergangenheit.

Eine Festgabe

zur

Hessischen Landes-Gewerbe-Ausstellung

in

Offenbach am Main

von

Emil Pirazzi.

J

Mit einer Ansicht von Offenbach nach Merian aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts,
und zwei Handbilleten Goethes an Kadel d'Orville, geb. Bernard.



Offenbach.

Selbstverlag des Verfassers.

(In Commission bei Theodor Steinmetz.)

1879.

vsl

C. Forger's Druckerei in Offenbach a. M.

Seiner Königlichen Hoheit

Ludwig dem Vierten,

Grossherzog von Hessen und bei Rhein,

dem hohen Protektor der
Hessischen Landes-Gewerbe-Ausstellung
in Offenbach a. M.

ehreulichst gewidmet.

Tapfer 6. Februar 1905

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
306420B
ASTOR, L. T. TILDEN
R 1 1887 L

Königliche Hoheit

haben allergnädigst gestattet, daß ich Ihnen dies Buch mit Bildern und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit darbringe, zu welchem ich fast ein Vierteljahrhundert lang den Stoff aus alten und neuen Urkunden und Schriftwerten sammelt, sowie aus mündlichen Ueberlieferungen geschöpft habe. Manches, was mein Offenbacher Archiv sonst noch birgt, mußte bei dieser Arbeit außer Betracht gelassen, oder konnte doch nur flüchtig gestreift werden, da die Ueberfülle der Materie den Rahmen, welchen ich mir für eine solche Arbeit setzen mußte, ohnehin schon zu sprengen drohte: — so vor Allem mußte ich mir versagen, eine eingehende Darstellung der heute noch nicht völlig aufgeklärten, erstaunlichen, und mit dem Reiz schier undurchdringlichen Geheimnisses umschleierten Vorgänge zu geben, welche zu Ausgang des vergangenen Jahrhunderts diese Stadt bewegten, und deren glänzender Mittelpunkt Baron Jakob und Fräulein Eva von Frank gewesen: der Offenbacher Polenhof! Aber mehr, weit mehr als dieser lockte mich doch zu eingehender Schilderung, wie ich sie im letzten Abschnitt meiner Darstellung versuchte, Offenbachs „Klassische Periode“, und hierin er-

Blickte und fand ich den eigentlichen Schwerpunkt und Höhepunkt der mir gestellten Aufgabe!

Diese Darbringung an Sie, Königliche Hoheit, ist mein später Dank dafür, daß mir vor neun Jahren vergönnt war, Sie mit Allerhöchst Ihrer unvergeßlichen Frau Gemahlin zuerst an die Stätten der Offenbacher Industrie hinzugeleiten, welche in ihrem schönsten Glanze erstrahlen zu sehen Sie nun abermals nach unsrer Stadt gekommen sind. Möchte die Halle, deren Weihe Sie diesmal vollzogen, ein Tempel des Friedens gewesen sein in jedem Sinne! Damals war es anders! Wenige Wochen nach Dero erstem Besuche unserer Stadt wurde der Tempel des Janus eröffnet, die furchtbare Bellona entfesselt, und ein Kampf entbrannte, aus dem auch Sie ruhmgekrönt zurückkehrten mit unsern Heeren, die uns in ihren Fahnen das geeinte Vaterland heimbrachten.

In aller Ehrerbietung verharret

Ihrer Königlichen Hoheit

Offenbach, 25. August
1879.

Ergebenster

Emil Pirazzi.

Inhalts-Verzeichniß.

Widmung.	Seite
Einleitung	I.
I. Im Morgennebel. Früheste Anfänge und erste Entwicklung. (Älteste Kunde von Offenbach S. 1. Lage des Ortes S. 3. Der Reichsbannforst Dreieich S. 4. Natur und Thierwelt des untern Mainthales S. 4 u. 5. Geistliche und Rechts-Verhältnisse S. 6 u. 7. Offenbach Hauptort der Biebraer [Bieger] Mark S. 7. Die Markverfassung S. 7. Die Theilung der Bieger Mark S. 8. Offenbach im Gerichtsverband der Königsgraffschaft vom Bornheimer Berge S. 9. Die Verfassung des Bornheimer Centgerichts S. 10. Konrad Wille, Centgraf von Offenbach S. 13. Offenbach Hsenburgisch S. 14. Unter Oesterreichischer Verwaltung S. 15. Offenbach Hessisch S. 15.)	1.
II. Das Schloß der Hsenburger. (Seine Erbauung, Schicksale, und sein gegenwärtiger und künftiger Zustand)	17.
III. Haupt- und Staatsaktionen. Gustav Adolf und der Fürstencongreß in Offenbach	25.
IV. Aus böser Zeit. Krieg — Hunger — Pest. (Schwere Schicksale Offenbachs und der ganzen Umgegend, vornehmlich Frankfurts, im dreißigjährigen Kriege)	33.
V. Merians Ansicht von Offenbach. Zum Titelbilde	50.
VI. Offenbachs allmähliges Heranwachsen zur Stadt. Ein Kapitel — nur für die Offenbacher. (Eine Wanderung durch zwei Jahrhunderte des Ortes; Offenbacher Straßen, Häuser, Ereignisse und Menschen in der Mitte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; — von Letzteren insbesondere: Hofrath Bernh. Meyer S. 68 [u. 279]. Geheimrath Meßler S. 86. Weinhändler Beer S. 87. Baron Jakob und Frä. Eva v. Frankl S. 94 und 104. [Karl Guckow in Offenbach S. 96.] Wolf Breidenbach S. 97. Adolf Spieß S. 101. Wilhelm Speyer S. 101. Karl Ferd. Beder, der Grammatiker S. 106. Hofrath Helmsdörfer S. 109. Dorothea Graumann S. 117. [Felix Mendelssohn in Offenbach S. 118.] Maximilian Ludwig Probi S. 118. Graf Las Cases S. 128. [Frau Louis Blanc, geb. Groh S. 128.] — Das Hochgericht und die letzte Hinrichtung S. 66. Offenbachs Befestigungsmauern S. 69. Der Prauger S. 73. — Die Reformation S. 81. Die Cultusstätten S. 75, 81, 82, 88, 90, 98. Das Schulwesen S. 78. — Schauspielhaus und Schlossers Garten S. 77. Das Große und Kleine Colleg S. 93 und 94. Die Neypfalle S. 99. — Der Offenbacher Landthurm S. 105. Offenbachs Schreckenstag im Franzosenkriege S. 113. Die Urschützen-gesellschaft S. 115. — Ein Offenbacher Fest zu Ende des 18. Jahrhunderts S. 129. Das Offenbacher Wappen S. 137)	61.

- VII. Die Frankfurter Messe und das Wehgeleit.** (Weltbedeutung der Frankfurter Messen S. 142. Handel und Wandel, Leben und Treiben auf denselben S. 143. Wehsehenswürdigkeiten und Wehbelustigungen S. 144 und 146. Das Spiel auf dem Heißenstein S. 145. Das Wehgeleit S. 147. Die Offenbacher Geleitstraße S. 149. Die Seligenstädter Kneipgelage, Trinklöffel und Löffelbücher S. 151. Die Messe in Offenbach S. 154. Der Offenbacher Wehtag [„Ritelchstag“] S. 158) 142.
- VIII. Die Entsehung der Offenbacher Industrie.** (Erste Anfänge derselben durch die französischen Einwanderer [Refugiés] S. 159 und 165. Die Hsenburger und die Reformation S. 159. Zur Geschichte der französischen Colonie in Offenbach S. 161. Alfred und Tony Johannot S. 163. Die Ahnentafel der Offenbacher Industrie S. 166. Die Offenbacher Portefeuilles-Industrie S. 168. „Hsenburg, Klein & Comp.“ S. 168. Jaf. Wösch & Co. S. 169. Ein Fest der Arbeit S. 171. Die erste Offenbacher Industrie-Ausstellung S. 173. Offenbach auf den Weltturnieren der Industrie S. 174. Was Alles in Offenbach fabricirt wird S. 174. Die Offenbacher Seifenindustrie S. 175. Offenbachs Dampfmaschinen S. 175. Offenbach eine Colonistenstadt S. 176) 159.
- IX. Der Auferstich am Main.** Die André und Bernard d'Orville. Goethe und Lili. Sophie de la Roche und Bettina Brentano. (Offenbachs geistige Blüthezeit. Goethe und sein Offenbacher Freundeskreis S. 177. Verkunst der André S. 181. Johann André S. 182. Anton André S. 185. Mosey Senefelder S. 186. Mozart in Offenbach S. 187. Die Brüder Heinrich und Nikolaus Bernard S. 188. Das Haus Gebrüder Bernard S. 189. Die d'Orville S. 191. Wo wohnte Goethe in Offenbach? S. 193. Pfarrer Ewald S. 196. Weinhändler Ewald und sein Singetränzchen S. 196. Jean Paul in Offenbach S. 196. Elisabeth Schönmann [Lili] S. 197. Goethe und Lili S. 199. Goethes Briefe an Auguste von Stolberg S. 208. [Wilhelm Appell S. 212.] „Sie kommt nicht!“ S. 216. Charlotte von Stein in Offenbach S. 221. Die „Goethe-Küche“ S. 229. Zwei bisher ungedruckte Briefchen Goethes S. 231. Die Trennung S. 238. Lilis weitere Schicksale S. 242. Peter Bernard und seine Kapelle S. 247. Bish. Buri S. 248. Joh. Casp. Lavater S. 252. Sophie de la Roche S. 254. Bettina Brentano S. 264. Die Ginderode S. 266. Bettina aus und über Offenbach S. 268. Bettina im Briefwechsel mit Goethe S. 271. Geschichte von Bettinas drei ersten Küßen S. 273. Besuch Herbers in Offenbach S. 274. Abschluß von Offenbachs klassischer Periode) 177.
- Berichtigungen und Nachträge.** (Hofrath Bernhard Meyer S. 279. Dr. Lorenz Diefenbach S. 279. Gründung der Aikatholischen Gemeinde S. 279. Jakob Offenbach S. 280. Offenbacher Buchdruckereien S. 280. Ludwig Börne S. 280.) . 279.



Der erste Plan zu vorliegendem Buche entstand bei ganz andrer Veranlassung, als der geneigte Leser sich denken mag, und als die ist, bei welcher es nun zu Tage tritt; — nicht die Hessische Landes-Gewerbe-Ausstellung hat ihn eingegeben, sondern die große Straßentaufe, welche sich im Sommer 1876 in unsrer Stadt vollzog: bei dieser wurde der Gedanke gefaßt, — bei jener ausgeführt.

Im alten Athen erkannte man berühmten Mitbürgeru oder großen Männern des Vaterlandes die Ehre einer Statue zu; heute hat man noch ein andres Mittel zur Hand, deren Namen für alle Zeit im Gedächtniß der Nachlebenden festzuhalten: man schreibt sie an die Straßenecken. Das Verfahren ist praktisch, jedenfalls auch weit billiger, und erreicht dennoch seinen schönen Zweck vollkommen.

Längst waren größere Städte mit gutem Beispiel uns darin vorangegangen. Man denke z. B. nur an München, Berlin und Frankfurt! Die bairische Hauptstadt bildet in dieser Hinsicht eine wahre Walhalla bairischen Ruhmes; in Berlin sind vorerst die Schlachtennamen vorherrschend, aber in den neuen Straßen Frankfurts fehlt kaum ein großer Name aus der Vergangenheit des eignen Gemeinwesens wie aus der Geschichte der Wissenschaft, Kunst und Literatur des Gesamtvaterlandes. Doch auch andere Städte blieben nicht zurück! Wie angenehm berührt es in Köln eine „Rubens“- in Augsburg eine „Philippine-Welser“- in Mainz eine „Gutenberg“- und „Frauenlob-Straße“ zu finden! Auch in die Vorzeit und die sagenhafte Heroenwelt unsers Volkes griff man mit schönem Erfolg zurück: Alzei hat seine „Volker“- Worms seine „Siegfried-Straße“.

Für unsere Stadt blieb dieses Beispiel theilweise kleinerer Städte lange ohne Nachahmung. Außer unserer althistorischen „Geleitstraße“ und unserm „Schiller-Platz“ hatten wir nichts Dergleichen aufzuweisen, obschon auch bei uns die großen Namen so nahe, gleichsam auf der Straße selbst lagen; — man brauchte sich nur zu bücken und sie aufzuheben, um sie an die Straßen-Ecken anzuhängen. Aber man that es nicht, ja man beglückte uns bei der vorletzten Straßentaufe vom Jahr 1864 noch mit einer Reihenfolge der ungeheuerlichsten Namen, wie z. B. „Serber“- „Kohr“- „Brenner“- und „Ziegelstraße!“

Solcher Sachlage gegenüber war ich seit Jahren schon auf's Ernstlichste bestrebt, in der Presse wie im persönlichen Verkehr der Ueberzeugung Bahn zu brechen, wie es auch bei uns endlich Zeit sei, den seither gegangenen, ausgetretenen Weg aufzugeben, und zunächst diejenigen Namen, welche aus der Vergangenheit unsrer Stadt wie lichte Sterne noch in ihre Gegenwart herüberstrahlen, unter uns dadurch zu neuem Leben zu erwecken, daß man nach ihnen bei sich bietender Gelegenheit Straßen benenne, und sie auf diese Weise auch im Volkemund lebendig mache und für ewige Zeiten fortlebend bei uns erhalte.

So gereichte es mir denn zu wahrer Herzensfreude, als nun im Sommer 1876 die Stadtverordneten Offenbachs den Beschluß faßten, bei einer abermals nöthig gewordenen umfangreichen Straßentaufe mich zu Anträgen in der von mir schon so lange befürworteten Richtung aufzufordern. Es waren im Ganzen 26 Straßen und ein Platz, welche damals „über die Taufe zu heben“ waren, und von diesen wurden auf meinen Vorschlag 15 Straßen nach folgenden Namen benannt: André, Bernard, Goethe, Lili, La Roche, Bettina, Speyer, Becker, Spieß, Senefelder, Gustav-Adolf, Bismarck, Moltke und Sedan, wozu dann auch noch eine „Kaiser-Straße“ kam, indeß die übrigen neu zu taufenden Straßen passende, sich an die lokalen Bezeichnungen der Gewanne anlehrende Namen erhielten.

Damit war aber meine Arbeit nur halb gethan: der zweite und schwieriger Theil derselben war, den Bewohnern Offenbachs nun auch so eine Art Commentar zu den neuen Straßenbenamungen zu bieten, der ihnen sagte: in welchen besonderen Beziehungen jene Namen (soweit sie nicht eben der neuesten deutschen Geschichte angehörten) zu Offenbach standen. Ich begann auch mit einer solchen Arbeit, und zwar mit dem Kapitel, mit welchem ich jetzt schließe: mit der Zeit der André, Bernard und Goethe; die Arbeit mußte indeß bald über dringlicheren Aufgaben zurückgelegt werden, blieb dann als Torso liegen, und wäre vielleicht ewig liegen geblieben, wenn sie nicht durch die anreizende Idee einer Hessischen Landes-Industrie-Ausstellung in Offenbach wieder aus ihrem Schlummer erweckt worden wäre. Im Februar d. J. kam mir der Gedanke, sie in veränderter Form auf breiterer Basis als literarische Festgabe zur Ausstellung zu vollenden, und zwar, um sie auch für weitere als die nur lokalen Kreise anziehend zu machen, in Form einer Geschichte Offenbachs in ausgewählten Darstellungen. Die Schrift kommt nun als Festschrift zwar etwas spät, aber doch noch immer nicht ganz *post festum*, darf übrigens auch wohl eine bleibendere Bedeutung als die nur vorübergehende des Tages beanspruchen.

Mit der Herausgabe dieses Werkes war also der zweite Theil meiner Aufgabe gelöst; — es bliebe jetzt etwa noch ein dritter: für Anbringung von Marmortafeln an jenen Offenbacher Häusern Sorge zu tragen, in welchen die gefeierten Menschen gewohnt oder verkehrt haben. Auch dazu kann mit der Zeit Rath werden.

Obwohl ich Stoff und Material zu diesem Buche seit mehr als zwanzig Jahren unablässig gesammelt, — in dem Momente, da ich dies Knochengerüste mit Fleisch und Blut zu bekleiden begann, fehlte es doch noch an hundert Stellen, waren noch vielfache Lücken da und dort auszufüllen. Das war unstreitig der schwierigste Theil meiner Arbeit. An wieviel Thüren mußte ich anklopfen, an wieviel Orte inner- und außerhalb Offenbachs Fragebogen ergehen lassen, wieviel Personen immer und immer wieder, Notizbuch und Stift in der Hand, „interviewen!“ Und wie verschieden lautete oft die Auskunft über ein und denselben Gegenstand, wie oft war das Resultat vielfacher, oft nur um eines einzigen Datums, einer einzigen Ziffer willen angestellter Umfragen ein rein negatives, so daß die betreffende Stelle meines Manuscripts, Angesichts der harrenden Presse, oft ganz durchstrichen oder völlig umgearbeitet werden mußte. Mein das Werk redlich fördernder Drucker weiß davon zu erzählen! Hätte ich freilich nicht den Ehrgeiz besessen, eine durch die denkbar größte Korrektheit verdienstliche und für die Nachkommen als Quellenwerk benutzbare Arbeit zu liefern, ich wäre rascher damit zu Ende gekommen! Sehr Vieles von dem, was ich aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts bringe, und was so eigentlich nicht mehr in den Bereich meiner Schildereien gehörte, daher meist in die zahlreichen Noten verwiesen werden mußte, die sich arabeßgleich um das feste Gefüge meines oberen Textes schlingen, verdanke ich mündlichen Berichten meines Vaters Joseph Pirazzi, der mir an langen Winterabenden erzählte, indeß ich das Erzählte sofort in meine Studienhefte eintrug, — und ähnlich dem nun auch geschiedenen alten Freunde Wilhelm Speyer in Frankfurt; sodann, bezüglich der Goethe-Zeit, der Familie d'Orville in ihren verschiedenen Zweigen. Nicht zum Mindesten aber schulde ich Dank dem würdigen Restor unserer Stadt, dem noch in voller Geistesfrische unter uns lebenden vierundneunzigjährigen Patriarchen Herrn Consistorialrath J. R. Ködiger*), welcher niemals ermüdete, den endlos Fragenden aus den Erinnerungen seines langen Lebens zu speisen und zu tränken. Der wissenschaftlichen Anstalten und Vereine in Frankfurt, Darmstadt zc., welche

*) Geb. 1785 zu Hsenburg; die andern beiden, von mir auch um Manches aus dem früheren Gemeindefesen befragten „ältesten Männer“ Offenbachs sind: Deonom Konrad Herrmann in der Schulstraße, geb. 1797, und Feldmesser Joh. Leonhardt in der Sandgasse, geb. 1800.

mir, wo es galt, mit Rath und Auskunft zur Seite standen, ist mehrfach an der betreffenden Stelle meines Buches selbst gedacht: auch ihnen und allen Andern, die mein Werk auf diese Weise durch ihre wohlwollende Theilnahme gefördert haben, meinen innigsten Dank!

Wer könnte über Offenbachs Geschichte schreiben, ohne Pfarrer Hebers Buch (1838) zur Seite zu haben? Auch mir hat es als feste Unterlage bezüglich der Parthieen des meinen gebient. Wer jedoch beide Bücher vergleicht, der wird doch finden, daß sie in der Ausführung himmelweit von einander verschieden sind! Hebers Buch ist trocken bis in's Herz hinein; — ich zum Mindesten versuchte in anziehender Darstellung zu schreiben, so daß man mein Buch auch als Lektüre benutzen könne, was bei dem Hebers positiv unmöglich ist. Und dann: — für Goethe und Lili, Sophie La Roche und Bettina, für André und Bernard, genug für das ganze geistige Leben Alt-Offenbachs hat Heber kein Wort!

Für viele Darstellungen und Einzelzüge aus Frankfurts Geschichte bin ich den trefflichen Werken des verstorbenen dortigen Stadtarchivarius Prof. Dr. Kriegl, meines Darmstädter Landsmannes, verpflichtet, die eine wahre Fundgrube für deutsches Städteleben im Mittelalter bilden. —

Und nun schließe ich mit einem dreifachen Wunsche, der egoistisch erscheinen mag, aber es nicht ist; denn mich leiten dabei nur sachliche Motive. Möchten meine Offenbacher Mitbürger dieses Buch von nahezu einem Jahrtausend Offenbachischen Lebens sich zu eigen erwerben (nicht nur es leihen!), sodann auch es lesen (nicht nur es hinlegen!), endlich aber auch es bewahren (nicht verschleudern!), und ihm, gebunden, ein bescheidenes Plätzchen in ihrer Hausbibliothek gönnen, wo es dann vielleicht noch einmal einem späten Enkel in die Hände fällt, der darin lesen wird, wie sein in jener Zukunft — so hoffen wir — zu Glanz und Größe emporgehobenes Gemeinwesen allmählig aus den Frühnebeln ferner Zeiten herausgewachsen ist, und von den tüchtigen und großen Menschen, die einst auf dieser Erdscholle gewirkt und gewandelt!

Am 130. Geburtstage Goethes.

G. F.

1861 des Offenbacher
Handelsbuches I.

Im Morgennebel.

Früheste Anfänge und erste Entwicklung.

Wo sich die Entstehung eines Ortes in den Nebel längstvergangener Zeiten zurückverliert, da sucht der Forscher, um festen Boden unter die Füße zu bekommen, nach Urkunden, in welchen der Name zuerst genannt wird. So wird Frankfurt am Main erstmalig i. J. 793 erwähnt, indem Eginhard, der Biograph Karls des Großen, berichtet, daß in diesem Jahre der Kaiser, nachdem er zu Würzburg das Weihnachtsfest begangen, nach der Villa Franconovund gereist sei, und allda den Winter verbracht habe. Im folgenden Jahre erscheint Frankfurt aber bereits zu öfteren Malen in den Urkunden, und es wird dann auch schon eines kaiserlichen Palastes (Palatium) daselbst, und des Ortes als eines „locus celebris“ Erwähnung gethan.

Offenbach's Name nun findet sich zum Erstenmale genannt in einer lateinischen Urkunde vom 13. April 977, worin Kaiser Otto II. der Salvatorkirche in Frankfurt gewisse Schenkungen bestätigt, die ihr eine Frau Kuotlind etwa hundert Jahre zuvor (874) an Grundstücken, Gefällen und Leibeigenen gemacht. Diese St. Salvators- oder Heil. Erlösers-Kirche war die älteste Kirche Frankfurts, von Kaiser Ludwig dem Deutschen erbaut, und spätestens 874 vollendet, in welches Jahr die Kuotlintischen Schenkungen fallen. Vor ihr bestand dort nur eine zur kaiserlichen Pfalz gehörige Kapelle. Als die Salvatorkirche im Lauf der Jahrhunderte baufällig geworden, sich nachgerade auch für die Bedürfnisse Frankfurts und der Kaiserwahlen als zu klein erwies, wurde sie, nach mannichfachen vorausgegangenen theilweisen Um- und Neubauten, im 14. Jahrhundert fast ganz abgetragen, und eine weit größere Kirche an ihre Stelle gesetzt, der Kaiserdom, dessen Thurm („der Pfarrthurm“) jedoch erst, mit Unterbrechungen, von 1415 bis 1512 aufgerichtet ward. Schon im 13. Jahrhundert aber hatte die alte Kirche, nachdem ihr

inzwischen die Hirnschale des Heil. Bartholomäus als kostbare Reliquie geweiht worden, anstatt ihres früheren Namens den der St. Bartholomäuskirche erhalten, welchen sie heute noch führt.

Nun ist es mit jener Urkunde, worin der Name „Dvenbach“ zum Erstenmale erscheint, eine eigenthümliche Sache. Es sind nämlich im Frankfurter Stadtarchive zwei Urkunden vom 13. April 977 vorhanden, welche beide das notorische Kaiser-Siegel von gelbem Wachs tragen, auch in allen wesentlichen Punkten genau miteinander stimmen, nur daß in dem einen Exemplar, welches mit dem Kaiser-Monogramm Otto's II. gezeichnet ist, der Name „Dvenbach“ (ebenso wie der von „Bechenheim“) nicht vorkommt, wogegen das andere, mit dem Königs-Monogramm Otto's signirte Exemplar diese beiden Ortsnamen enthält. Der Vorstand des Frankfurter Archivs, dessen Gutachten über diesen eigenthümlichen Fall ich erbat, hält nun die Richtigkeit der Urkunde mit dem Königs-Monogramm für keineswegs über jeden Zweifel erhaben, schon weil letzteres mit dem Text der Urkunde in Widerspruch steht, worin Otto sich ausdrücklich als „Imperator“ bezeichnet, und weil die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß mit der Einschiebung von Dvenbach und Bechenheim auch Rechtstitel auf Ländereien in den Gemarkungen dieser beiden Orte für das Salvatorstift begründet werden sollten, — Fälschungen, wie sie bei solchen Dokumenten ja nicht eben selten auftreten. Andere Schriftkundige halten dagegen die Urkunde mit dem Königs-Monogramm für genau ebenso ächt, als es die mit dem kaiserlichen Namenszuge ganz unzweifelhaft ist.*) Die Frage ist also controvers. Da die verdächtige Urkunde indeß von gleichem Alter ist, wie die unbestritten ächte, so geht daraus immerhin mit Sicherheit hervor, daß es um's Jahr 970 einen Ort Dvenbach allerdings bereits gab, und einzig darauf kann es uns hier ankommen. Wenn freilich die Urkunde, wonach Frau Kuotlint Anno Domini 874 dem Salvatorstifte in Frankfurt auch Ländereien in Offenbach überwies, nicht untergeschoben, sondern ächt wäre, so wäre damit zugleich auch der Nachweis erbracht, daß bereits in eben jenem Jahre 874 ein Dvenbach vorhanden war, dieses mithin um mindestens noch ein Jahrhundert älter ist, als die Urkunde Kaiser Otto's II.

Außer Dvenbach und Bechenheim erscheint in der angezweifeltsten Urkunde auch noch „Sprendelincon“ (Sprendlingen), welches in dem anderen Exemplar der Urkunde, worin es gleichfalls genannt wird,

*) Der verstorbene Frankfurter Stadtbibliothekar Dr. Böhmer erklärte die fragliche Urkunde für verdächtig; der jetzige Stadtarchivar Dr. Grotefend verhält sich in der Frage mehr neutral, und Prof. Sidel in Wien, eine anerkannte paläographische Autorität, besonders für die Karolingische Zeit, erklärt die Urkunde für ächt.

„Sprendelingum“ geschrieben ist. Dergleichen kleine Abweichungen in der Schreibart von alten Orts- und Personennamen kommen übrigens vielfach vor; so für „Bergilla“ (Bürgel), welches ebenfalls in beiden Urkunden erscheint, öfters „Bergilla“ oder „Bergilla“. Bürgel könnte, ebenso gut wie Bilbel („Villa bella“, später Bilwil) und Hedbernheim (das Hadrianische Lager), römischen Ursprungs sein, obwohl hier die Nachweise fehlen; — Sprendlingen dagegen sicher so wenig als Offenbach. Daß Mainz (*Moguntiacum*) und Wiesbaden (*Mattiacum*) römische Ansiedelungen waren, ist bekannt; ebenso, daß sich auf dem Frankfurter Friedhof nach Eckenheim zu noch Spuren solcher finden: außerdem aber dürfte kein noch heute bestehender weiterer Ort unserer näheren Umgebung mehr auf die Römer zurückzuführen sein. —

Der ganze weite Landbezirk, in welchem wir wohnen, hieß in alter Zeit Rheinfranken. Er zerfiel in eine Anzahl Gaue, von welchen die um Frankfurt herumliegenden die Namen führten: die Wettereiba (von dem sie durchziehenden, in die Nidda mündenden Flüsschen Wetter so genannt; heute: die Wetterau); der Nied- oder Niddagau, in welchem Frankfurt lag, der aber schon um 1100 als in dem Wettereibagau inbegriffen erscheint; die Kunigesundra (wohl soviel als „Königsgau“ bedeutend), welche sich längs der rechten Seite des Untermains bis zum Rhein und über Wiesbaden hinauszog; der Maingau und der Ober-Rheingau. Diese beiden letzteren Gaue lagen zum größten Theil auf der linken Seite des Mains, und zwar erstreckte sich der Maingau von Gelnhausen an längs der Kinzig, und dann am Maine her bis unterhalb Offenbachs, wo der Ober-Rheingau begann, der sich bis zum Rheine, und südlich über Darmstadt bis zur Bergstraße hinüberzog.

Offenbach lag also im Maingau, im Lande Rheinfranken; indeß Frankfurt im Niedgau, Sachsenhausen aber im Ober-Rheingau gelegen war! Die eingeborenen Offenbacher und deren Nachkommen gehörten mithin zum großen Stamme der rheinischen Franken. —

Unser Offenbach war in den frühesten Zeiten seines Bestehens, wie wir annehmen dürfen, ein ganz unbedeutendes Dorf, ursprünglich vielleicht nur ein Hofwerk, das vermuthlich seiner offenen Lage am Ausfluß mehrerer, theilweise ja heute noch vorhandener Bäche in den Main den Namen verdankte.

Durch jumpfige Niederungen, die Ufer wahrscheinlich waldbewachsen, floß in alter Zeit unser Mainstrom, in mehrere Arme getheilt, gen Frankfurt dahin; ja, das älteste Frankfurt hat offenbar,

wie das älteste Parfs, auf einer von solchen Stromarmen gebildeten Insel gestanden. Die ganze Stadtgemarkung und Umgebung Frankfurts wie Sachsenhausens (ingleichen die Offenbachs, wie wir später noch sehen werden) war überhaupt reich an Sümpfen, stehenden Wassern, und theilweise mit zahlreichen Fischen bevölkerten Teichen und kleinen Seen. Zwischen Offenbach und Niederrad zog sich ein Arm des Mains zum Fuße des Mühlbergs, und dann weiter, südlich Sachsenhausens, am Nied- und Sandhof vorbei nach Niederrad, wo er wieder in das Hauptbette eintrat. Und auch zur rechten Seite hatte unser Main damals einen Arm: er ging durch die Enkheimer Gemarkung, längs dem Fuße des Röderbergs hin durch den Wiesgerbruch, und vereinigte sich in der Gegend der späteren (alten) Mainbrücke wieder mit dem Mutterstrom. Der Zug dieser beiden uns zunächst interessirenden Mainarme läßt sich noch heute an der Bodengestaltung deutlich erkennen.

Die ersten Ansiedler Odenbachs waren unzweifelhaft Fischer, Ackerbauer, Jäger, Holzfäller. Diese letzteren beiden Berufsarten fanden hier ein weites und ergiebiges Feld ihrer Thätigkeit; denn schier unabsehbar dehnte sich westlich bis zum Rhein, südlich bis zum Odenwald, östlich bis zum Speßart der aus Buchen- und Eichenschlag bestehende ungeheure, uralte Wald, welcher nachmals als Reichsbannforst von Dreieich einen bis in unsere Zeit fort klingenden Namen erhielt. *) In der nördlichsten Ecke dieses Waldes hatten sich, hart am linken Ufer des Mains, unsere ältesten Vorfahren angesiedelt, und an der Stätte, oder doch unfern davon, wo heute hundert Dampfmaschinen schnauben und stöhnen, die Karolinger einst den Ur, den Bären und den Schelch gejagt. Wie uns Eginhard vermeldet, hatte der Kaiser seinen Söhnen den Dreieicher Reichswald zum besonderen Jagdrevier erlesen, und ein eigener kaiserlicher Vogt war zum Oberaufseher des „Bannforstes und Wildbannes der Dreieich“ gesetzt. Als solche erscheinen zuerst die Herren von Hagen (Hagin) oder Hayn; und in dem Namen des 2^{1/2} Stunden südwestlich von Offenbach gelegenen, noch heute waldumgebenen Ortes Dreieichenhain lebt auch die Erinnerung an jene Karolinger Jagdgründe noch in unseren Tagen fort, wie sich

*) Nadelholz war bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts in unserer Gegend gänzlich unbekannt, und wurde erst 1426 als neue Baumart im Frankfurter Stadtwalde angepflanzt, und zwar mit Samen, den ein von Nürnberg her berufener Förster von dort mitbrachte. Von dem Grund und Boden des ganzen alten Bannwaldes von Dreieich gehörte dem Reich schon vor dem 14. Jahrhundert nur noch der heutige Frankfurter Stadtwald, der sogenannte „Königsforst“ (Kunigesforst), welcher manchmal auch den Namen „Dreieich“ im engeren Sinne führt, offenbar weil er der Ueberrest des großen kaiserlichen Forstes war. Er zerfiel in drei Theile: der Forst, der Buchwald und das Lehen, welcher letzteren Namen der Offenbach nächstgelegene Theil des Frankfurter Stadtwaldes bekanntlich heute noch führt.

dort denn auch noch Trümmer eines kaiserlichen Jagdschlosses erhalten haben, dessen älteste Grundmauern wohl noch bis zu Caroli Magni Zeiten hinaufreichen. Denn hier wurden ja die kaiserlichen Jagdhunde gehalten, wenn der gewaltige Herrscher in einer der drei zum Bannforst gehörigen Kaiser-Pfalzen: der Sala zu Frankfurt, dem Palatium zu Tribur und dem zu Seligenstadt, residirte, demzufolge der Ort Hain auch den Beinamen „des heiligen römischen Reiches Hundestall“ zugelegt bekam. Zur gehörigen Handhabung des Wildbannes aber wurde alljährlich zu Langen das „Maigeding“ (Maigericht) gehalten, dessen Vorsitzender der kaiserliche Bann-Vogt, dessen Beisitzer die im Reichsforst angehörenden 36 Wildhubner waren, welche jährlich ihre bestimmten Gefälle, meistens Wildhafer, nach dem Haine abliefern mußten: so auch Dffenbach den Ertrag Einer Hube.*)

Auch die Gegend auf der rechten Mainseite, obschon nicht mehr zum Gebiete des Dreieicher Wildforstes gehörig, war bis zum Taunus und Rhein mit Waldung bedeckt, nur wenige Stellen am Saume dieser Wälder bewohnt und angebaut, sie selbst nur durch einzelne kleinere und größere Lichtungen durchbrochen; — und alle die Waldungen, welche sich heute noch in unserer Gegend finden, sind die späten Enkel jenes großen, gewaltigen, germanischen Ur-Waldes.

Wald und Waidwerk bringen uns in natürlichem Gedankengang auf die Thierwelt, welche voreinst diesen Riesensforst bevölkerte.

Im Nibelungenliede heißt es von Siegfrieds letzter Jagd im Odenwalde:

„Darnach schlug er schiere einen Wisent und einen Elch,
Starker Ure viere und einen grimmen Schelch“ —

und weiter noch Eber, Bär und Leuen: letzterer eine etwas naive dichterische Zuthat! Der „Wisent“ war ein den germanischen Wäldern eigenthümlicher Bison oder Buckelochse; „Elch“ ist das Elenthier, „Ur“ der Auerochse, „Schelch“ ein Riesenhirsch. Die Jagd auf Auerochsen war bei den Merowingern und Karolingern königliches Vorrecht.

Auch wenn man die Zustände jener Vorzeit des poetischen Bewerks entkleidet, wird man in den Wäldern des unteren Maintales wilde Thiere in Menge finden, die ja zum Theil viel später noch äußerst zahlreich hier vorhanden waren. Gab es doch dreihundert Jahre nach Karls des Großen Zeit sogar noch Elenthiere (Elche) in unsern Wäldern; Bären im Odenwald selbst noch im 16. Jahrhundert! Auch wilde Pferde, deren am Niederrhein zuletzt im 13. Jahrhundert gedacht wird, trieben sich noch 1417 im Sachsenhäuser Buchwalde

*) „Hube“ oder „Hufe“ meint ein bestimmtes Maß haltendes, Ertrag lieferndes Grundstück, im Allgemeinen von 30 Morgen; der Besitzer heißt der Hubner (Hübner) oder Hufner (Hüfner).

umher, und um dieselbe Zeit gingen verwilderte Hunde noch in großer Anzahl bis vor die Thore Frankfurts ihrer Beute nach, fielen im Hunger sogar Menschen an. Wölfe sind im Mittelalter keine seltenen Gäste in der Frankfurter Feldmark; Wildschweine kamen noch 1733 vor, und Reiher 1513 noch so zahlreich, daß Kaiser Maximilian I. für seine bevorstehende Anwesenheit in Frankfurt im Voraus eine Reiherbeize rüsten ließ. Daß es auch an stattlichen Hirschen in den Wäldern um Frankfurt nicht fehlte, geht aus Aufzeichnungen hervor, wonach deren wiederholt bis mitten in die Stadt gelaufen kamen. Im Jahre 1491 sah der Frankfurter Rath sich veranlaßt, um der vielen in Wald und Feld umherstreifenden wilden Thiere willen den Oberräthern zu befehlen, Hunde zu halten. Die noch heute ungeschwächt fortbestehende große Jagdlust der Frankfurter und Sachsenhäuser scheint auf jene mittelalterliche Zeit zurückzuführen, wo sie unaufhörlich mit Hunden, Habichten und Sperbern zum edlen Waidwerk hinausjagten. Und welche Lust müßte es für unsere modernen Jäger sein, außer auf Rehe und Hasen, und gelegentlich im Salmünsterer Revier wohl auch einmal auf Sauen, in ihren Jagdbezirken wie einst ihre Vorgänger vor Jahrhunderten auch heute noch auf den Elenhirsch hirschen zu gehen, oder zuweilen gar einen Bären oder Büffel schußgerecht zu bekommen! . .

Das Raubgethier, welches, Frankfurter Urkunden zufolge, damals die Wälder und ganze Umgegend der Stadt unsicher machte, war natürlich vollkommen ebenso auch für unser Offenbach vorhanden, wie denn Letzteres überhaupt, dem natürlichen Gesetz der Schwere folgend, in alt' und neuer Zeit immer nach Frankfurt hin gravitirte, und von dort aus vielfach die Einflüsse ausgingen, welche sich hemmend oder fördernd für seine Entwicklung erwiesen, wofür es auch auf diesen Blättern an Belegen nicht fehlen wird. —

In geistlicher Beziehung war Offenbach in der frühesten Zeit Filialgemeinde von Untermühlheim, wie damals das heutige Mühlheim im Gegensatz von Obermühlheim oder Seligenstadt hieß, woselbst Eginhard, richtiger Einhard, ein Kloster gegründet, in das er sich nach Karls des Großen Tode mit seiner Gemahlin Inma (Emma), einer Schwester des Bischofs Bernhard von Worms, und keineswegs eine Tochter Karls, wie die Legende will, zurückzog. In diesem Pfarrverbande mit Mühlheim scheint Offenbach auch bis zur Reformationzeit verblieben zu sein; lange vor ihm erhoben sich schon Heusenstamm (Heusestein, 1297) und Bieber (Bibrav, Bebra, 1307) zu selbständigen Pfarrgemeinden. Als Domsteuer hatte Offenbach nach Mainz jährlich ein Pfund zu entrichten, ein Werthbetrag, der sich heute nicht mehr genau feststellen läßt; und der Zehnten des Kirchsprengels ging an das Stift von St. Peter in Mainz, welches seine Acker-Gefälle von da sogar

noch bis zur Auflösung des Mainzer Erzbisthums (1803) fortbezog. —

Mehr werden uns die Rechtsverhältnisse interessieren. Das uns nächstberührende Verhältniß dieser Art, in welchem Offenbach gestanden, war der Verband der sog. „Bebraer Mark“, deren „Weisthum“ (d. i.: „Weisung des Rechts“, eine urkundliche Aufzeichnung der Rechtsgewohnheiten, wonach dann in den wiederkehrenden Gerichtsverhandlungen verfahren wurde) bereits vom Jahre 1385 herrührt.

Bebra, Vibraw, Vibrau ist nichts Anderes als unser heutiges Bieber, und die bis in unsere Tage hinein fortlebende Bezeichnung „Bieger Mark“ kommt für „Biebrer Mark“ schon in jenem Weisthum von 1385 vor.

Der Maingau, zu welchem, wie wir sahen, auch Offenbach gehörte, zerfiel in einige Untergaue: den Blungau, den Bachgau und den Rot- mit dem Künziggau. Im Rotgau (volkstümlich „das Kuggau“), so genannt nach dem ihn durchfließenden Rotaha= (heute noch Koda= oder Kodau-) Bach, lag auch Offenbach, und außerdem noch die weiteren zehn Dörfer: Bieber, Mühlheim, Dietesheim, Lammerspiel, Hausen, Obertshausen, Rembrücken, Heusenstamm, Bürgel und Kumpenheim.

Das Bebraer Weisthum beginnt:

„Wir deilen zu dem ersten, daß der mercker scheffin zw ölfß sollen sin off diß stule zu Bebra, der scheffen sollen zw ene sin von Ofenbach und uß ijdem dorffe eintre, anc uß Rijmpruden; die zwelfß scheffin sollen der mercker recht wissen und deilen, als sie iz zu den heiligen hant gesworen.“

Also jedes Dorf, außer Rembrücken, entsandte Einen, nur Offenbach zwei Schöffen zum Stuhle von Bebra, — wohl doch ein sicheres Anzeichen dafür, daß unser Dorf schon damals sich eines gewissen Vorranges im Gau erfreute, und Haupt- oder Borort der Bebraer Mark war!

Die Marktverfassung mit den Märkergerichten weist auf die ältesten Zeiten und auf ein Jäger- und Hirtenvolk zurück, und hat sich bis in unser Jahrhundert hinein erhalten, wie wir an der „Bieger Mark“ noch sehen werden. Bekanntter als diese Bezeichnung ist gegenwärtig noch die der „Hohen Mark“ bei Oberursel, welche ebenfalls ein uralter Rechtsverband gewesen. Das Märkergericht betraf die Mark, und Verletzungen an derselben, also besonders Frevel an Feld und Bach, Wald und Weide, ähnlich wie unsere heutigen Forst- und Feld-Rügegerichte, nur nicht von Beamten des Staates, sondern von geschwornen Männern des Volkes, den Schöffen oder Schöppen geübt, welche aus freier Wahl der Märker (Markgenossen)

hervorgingen, und deren „Ding“ von einem Vogt geleitet wurde, welcher von den Schöffen geführt war. Der Vogt setzte dann wieder die Förster ein, welchen der Schutz des Waldes oblag.

Zu Bebra versammelte sich das Märkergericht, als oberstes Gericht über die einzelnen Dorfgemeinden der Genossenschaft der Oberhof genannt, und tagte allort nach uralte germanischem Brauch unter freiem Himmel im Schatten der Linde beim Thor. Seine Entscheidungen wurden durch Abstimmungen gefaßt, bei denen die einfache Mehrheit ausschlaggebend war.

Die Märker hatten die Mark in gemeinsamer Nutzung, bildeten also eine Art communistischen Verbandes, und ihr Weis-
thum besagte ausdrücklich, es gehöre —

„walt, wäher und weide den merckern zu rechtlichem eigen, und han die von nijmand zu lehen, weder von Konige odir von Kaisern, noch von burgern odir von steden, dan sie ir recht eigen ist.“

Auch sollte „kein man, er sij ritter odir knecht, passe odir leijsge [Laie] keine sunderunge [Vorrechte] han. . . wer das dede, der hätte der mercker recht gebrochen.“ — Also eine rein demokratische Verfassung!

Jeder Märker bekam 32 Morgen Acker und Wiesen zum Anbau, durfte auch 32 Schafe und ebensoviel Schweine von dem Hirt zur Fütterung treiben lassen; der Wald dagegen war allen Dörfern gemeinsam. Aus der Mark durfte kein Holz, weder durch In- noch Ausmärker, weggefahren werden, es mußte Alles über der Mark Holzlade „obendig Ovenbach dez dorffes“ gehen, wie auch jedes die Mark betreffende Geschäft ebenda eingeleitet werden.

Es ist hochinteressant zu sehen, wie sich dieser Marktverband mit seiner Gütergemeinschaft bis in unser Jahrhundert hinein erhalten hat. Denn die „Bieger Mark“ bestand noch bis zum Jahre 1819. Zu Biebr war der „Vorhof,“ woselbst alljährlich zur Zeit der „Kerb“ (Kirchweh) die Hirten der Mark zu einer Art „Controlversammlung“ zusammentraten, ihr Handwerksgeräthe vorweisen mußten, und sich über Wartung und Zeichen ihres Amtes miteinander besprachen, sich z. B. gegenseitig über die verschiedenen Hornsignale verständigten, die sie abgaben, wenn sich ein Thier verlaufen hatte, und was dergleichen Dinge mehr waren.

Die Bieger Mark, in welcher also aller Grundbesitz — damals ganz vorwiegend aus Weideland bestehend — gemeinschaftlich war, wurde 1819 unter die Markgemeinden nach der Kopjzahl vertheilt. Die Mark ging bis zum Offenbacher Mühlbach, der daher „Grenzbach“ hieß, woraus leicht der ihm im Volksmund noch bis

zur Gegenwart allgemein beigelegte Name „Gänsbach“ entstanden sein kann, möglicherweise aber auch daher, daß die Gemeindegänse dorthinaus zur Weide getrieben wurden.

Zur Zeit der Theilung standen sich in Offenbach die Alt- und Neugemeinde schroff gegenüber: erstere bestand aus der eingebornen, altangesessenen Bürgerschaft; letztere aus der nur eingewanderten Bevölkerung. Da die Altbürger, denen aller Grund und Boden der Gemeinde gehörte (und zwar vom Grenzbach westlich im privaten Besiz Einzelner), mit einem gewissen Bauernstolz auf die Neubürger herabsahen, und diesen gegenüber eifersüchtig über ihre alten Gerechtigkeiten wachten, zumal sich die Neubürger, meist Handwerker und Gewerbetreibende, ebenfalls mancher Privilegien seitens des Hessenburgischen Souverains zu erfreuen hatten, so ließ man aus Mißgunst die Neugemeinde bei der Theilung der Mark gar nicht mitthun, und schlichtete diese nur unter die Altbürger aus, welcher Abderitenstreich zur natürlichen Folge hatte, daß nach der Stadt Offenbach weit weniger Grundbesiz kam, als an manche Dörfer, z. B. an Bürgel! Erst im Jahr 1823 gelang es dem auf Grund der neuen hessischen Gemeindeordnung erwählten ersten Bürgermeister von Offenbach (vorher hatte die Stadt einen Schultheißen), George d'Orville, die Vereinigung der Alt- und Neugemeinde zu Stande zu bringen; und erst aus den Zeiten der Theilung der Bieger Mark datirt die Urbarmachung des Heide- und Weidelandes östlich von Offenbach und die Anpflanzung des Stadtwaldes, sowie die allmälige Aufbesserung der sehr devastirten älteren Waldungen der Mark, da deren zu einem Schatten seiner früheren Bedeutung herabgefunkenen Verband nicht mehr im Stande war, den Schutz des Waldes kräftig zu handhaben, ja gerade hierüber sich endlose Streitigkeiten zwischen den einzelnen Markgemeinden entspannen. — *)

Wir kehren in die alte Zeit zurück!

Außer zum Gerichtsverband der Bebraer Mark gehörte Offenbach, und zwar wohl früher schon, noch zu einem zweiten: — der Königsgrafschaft vom Bornheimer Berge.

Es ist nicht ganz klar, wie es kam, daß Offenbach gleichzeitig zwei en Gerichtsverbänden angehörte, und auch der Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt, an den ich mich mit

*) Außer der „Bieger Mark“ bestanden in unserer Gegend noch, und wurden etwa um dieselbe Zeit an die betr. Gemeinden ausgetheilt: die „Röder Mark,“ zu der Ober- und Niederroden, Diegenbach, Zügesheim zc., und die „Babenhäuser Mark,“ zu welcher Babenhäusen, Dudenhofen, Sidenhofen, Eppertshäusen zc. gehörten.

dem Ersuchen um Klarlegung dieses doppelten Rechtsverhältnisses wandte, konnte mir genügenden Aufschluß hierüber nicht geben.

Das Bornheimerberg-Gericht war ein sog. Cent- oder Zentgericht, und eine „Cent“ meinte in der alten Gaueintheilung einen Gerichtsbezirk von hundert Dörfern und Wehstäten zur Handhabung der öffentlichen Ordnung wie der peinlichen Gerichtsbarkeit. Die Centeinrichtung war ursprünglich wohl eine Schöpfung der fränkischen Könige (Merowinger) zur Stärkung der königlichen Gewalt; denn das Centgericht wurde von Vögten des Königs (Kaisers) geleitet, diese hatten zugleich die Execution und trieben die Bußen ein, und den Gerichtshof bildeten anänglich wahrscheinlich durch königliches Vertrauen dazu berufene notable Männer aus den einzelnen Gemeinden, die sog. Zentgrafen,*) welche sich nachher durch Cooptation selbst ergänzten, nicht aber aus freier, direkter Wahl des Volkes hervorgingen, wie die Schöffen des Märkergerichts.

Die Errichtung der Cent vom Bornheimer Berge mag kaum über die Zeiten der Karolinger hinausreichen. Der königlichen Macht stand die Leitung und Ueberwachung zu; die Rechtsbildung selbst blieb dagegen Jahrhunderte lang dem Volke vorbehalten.

Die Stadt Frankfurt gehörte nicht zum Gerichtsverband vom Bornheimer Berge, und gemäß der ihr verliehenen kaiserlichen Privilegien durfte keiner ihrer Bürger allda verklagt werden. Frankfurt hatte sein eigenes Schöppengericht, daneben aber das im Namen des Kaisers geübte Oherauffichtsrecht über den Bornheimer Oberhof. Denn ein königlicher Vogt (Schirmherr) und der Frankfurter Schultheiß (Amtmann) waren Vorsteher des Gerichts „uf Bornheimerberge“, und von Anfang des 15. Jahrhunderts an „ein oberster Richter von des Reichs und der Stadt Frankfurt wegen.“

Die Königsgraffschaft vom Bornheimer Berge umfaßte neunzehn auf der Ost- und Nordseite von Frankfurt gelegene Ortschaften; es waren dies: Bergen, Berkersheim, Bockenheim, Bischofsheim, Bornheim, Eschersheim, Eckenheim, Feschenheim, Ginheim, Griesheim, Grünau, Hausen, Massenheim, Ribda, Oberrad, Dffenbach, Breungesheim, Seebach und Wilbel.

Der Platz, auf welchem das Gericht gehalten wurde, befand sich auf der Höhe beim nordöstlichen Ausgang von Bornheim, etwa

*) Der heute noch vielfach vorkommende Eigenname Zentgraf, auch Zintgraf, Zintgreff oder ähnlich, ist in letzter Instanz unzweifelhaft auf jene Zeit der Centgerichte zurückzuführen, indem der Amtstitel, bei dem Einer genannt wurde, allmählig als Name auf die Person übertragen wurde, was besonders dann leicht der Fall sein mochte, wenn das Amt eines Centgrafen mehrere Geschlechter hindurch vom Vater auf den Sohn überging.

da, wo jetzt das neue Accisshaus steht. Ueber die ehemalige Gerichtsstätte ist längst der Pflug hinweggegangen. Mit Vorliebe errichteten unsere Ahnen ihre Mahl- oder Dingstätten auf der Höhe unter einer mächtigen Eiche oder Linde. So finden wir sie tagen auf der Anhöhe von Bieber, von Bornheim, später von Bergen. Auch die Bieberer Höhe führt, wie die von Bornheim, noch heute die euphemistische Bezeichnung „Berg.“ Der Bornheimer Berg, noch bis in unsere Zeit „Galgenberg,“ ein Pfad darauf „der Armesünderweg“ genannt (denn die eigentliche Richtstätte lag nahe bei), bietet einen freundlichen Rundblick über das liebliche Maintal, und konnte ein ansehnlicher Theil der Cent von hier überschaut werden, vorausgesetzt daß Waldbungen nicht den freien Umblick hinderten. Denn zwischen Frankfurt und Bornheim zog sich noch im späteren Mittelalter ein Wald, das sog. Bornheimer Holz, bis nahe zur Stadt hin, und erst 1522 wurde der Grund und Boden dort in Acker- und Wiesland umgewandelt; — wie denn auch der gegenüberliegende Sachsenhäuser Berg bis 1389 mit Gebüsch, Gestrüpp und vereinzelt stehenden Waldbäumen bewachsen war, und zwischendurch öfjne wüste Stellen und unfruchtbarer Felsboden zu Tage traten.*)

Der in der Cent betroffene Uebelthäter wurde in das Gefängniß nach Frankfurt („in des Reiches Kammer“) abgeführt, und der Frankfurter Knecht oder Stöcker (auch Stücker, d. h. der den Delinquenten in den Gefängnißblock [= Stock] Schließende) hatte die ihm zuerkannte Leibesstrafe zu executiren.

Unter den Pflichten und Lasten, welche den Leuten in den 19 Ortschaften der Cent oblagen, war die Heerfolge, welche sie der Stadt Frankfurt zu leisten hatten, eine der gewichtigsten. Ihr Kriegsoberster war der Schultheiß von Frankfurt, der die reisigen Männer dem Kaiser zuführte.

Zur Zeit als das Bornheimerberg-Gericht noch von des Reiches wegen geübt wurde, mußten die 19 Dörfer dem Kaiser für Nuznießung von Wasser und Weide alljährlich ein Gewisses an „Vede und Gülte“**) geben, von welcher Reichssteuer nur Bergen, Hausen,

*) Nachdem der Kaiser 1376 der Stadt diese Anhöhen geschenkt, wurde 1389 mit deren Urbarmachung begonnen, Weinberge angelegt, u. s. w. Aber noch 1409 war die Gegend hinter der Deutschherren-Mühle mit Holzgestrüpp bedeckt, und ragten noch zahlreiche knorrige Bäume aus den jungen Weinbergen auf.

**) „Die Vede“ meint eine Abgabe, die ursprünglich Freie bezahlten, und hängt mit „Bitte“ zusammen, also zunächst erbetene (nicht befohlene) Abgabe; — die „Gulte“ oder „Gülte“ einen zu entrichtenden jährlichen Zins: daher stammt auch unser „gültig, Gültigkeit.“

Oberrad und Offenbach frei waren;*) aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich.

Der Anfang des Bornheimerberg-Gerichtes datirt, soweit festzustellen ist, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (1282), um welche Zeit bei diesem Gericht nachweislich schon Beschwerdefachen anhängig waren, deren ältesterhaltene eine Klage der Bewohner von Griesheim gegen die geistlichen Herren zu Mainz ist, die sie ihrer Mark berauben wollten. Es existirt noch die Aufzeichnung über eine Verhandlung auf der Bornheimer Gerichtsstätte vom Jahre 1448, darinnen sich erwähnt findet, daß der Vorsitzende des Gerichtes einen alten Pergamentbrief vorgewiesen habe, in welchem die Landrechte des Gerichtes aufgezeichnet standen, „die man nennet die alte Rolle,“ und daß diese herrührte aus dem Jahre 1303: das ist also das älteste uns bekannt gewordene Weisthum vom Bornheimerberg-Gericht, welches darin meist das „Lant-Gericht zu Bornheimerberge“ genannt wird.

Aber schon i. J. 1351 wurde die Grafschaft vom Bornheimer Berge von Kaiser Karl IV. um 10,000 Goldgulden an Graf Ulrich von Hanau verpfändet, was endlose und höchst unerquickliche Streitigkeiten zwischen den Herren von Hanau und der Stadt Frankfurt über Vorſitz und Hegung des Gerichts, die Heeresfolge u. s. w. zur Folge hatte, und der weiteren Entwicklung rechtlicher und geordneter Zustände in unsern Gauen keineswegs förderlich war. Allen von den Kaisern selbst vielfach geförderten Bemühungen der Stadt Frankfurt gelang es auch nicht mehr, das Pfand loszumachen, da es die Hanauer Grafen nur zu fest hielten; denn bereits war die kaiserliche Macht zu Gunsten der Fürsten und Herren verkürzt worden, und von ihrer früheren Höhe um ein Bedeutendes herabgesunken.

Nachdem also Zwist und Span um das Bornheimer Gericht zwischen Denen zu Frankfurt und Hanau bereits einhundert Jahre gedauert hatte, kam die Sache um die Mitte des 15. Jahrhunderts sogar bis vor das kaiserliche Kammergericht in Wien; aber zum endgültigen Austrag ward sie erst im Jahr 1481 gebracht, wo ein Vergleich zwischen dem Frankfurter Rath und dem Grafen Philipp von Hanau zu Stande kam, inhaltlich dessen Ersterer zu Gunsten des Letzteren auf alle Rechte in der Cent verzichtete, mit Ausnahme von Bornheim,**) Hausen und Oberrad, darinnen „Burgermeister

*) Für Oberrad steht in alter Zeit immer „Oberrode,“ welches in Bezug auf den Bornheimer Berg meist mit Offenbach zusammen genannt wird, ähnlich wie Bornheim und Seebach, Bergen und Entheim.

***) Dorf und Gericht zu Bornheim war 1475 durch Frankfurt von den Schelmen von Bergen erworben, und dann vom Reiche an die Stadt verließen worden, welcher ohne die Dazwischentunft der Grafen von Hanau wohl sämtliche 19 Dörfer der Cent als eigenthümlicher Landbesitz verblieben sein würden!

und Rath Oberkeit und Herrlichkeit, das Gericht über Blut, Hals und Haupt und aller Frevel, alle Nutzung, Dienste, Steuer, Folge, Abzug, Leger und Geleid“ überwiesen wurden. Auf dem Bornheimer Berge aber sollte fürder kein Gericht mehr gehalten werden.

Gegen Ende des Jahres 1484 erfolgte die kaiserliche Bestätigung dieses Vertrages, worauf am 6. April 1485 die Theilung der Cent auf der alten Gerichtsstätte selbst vorgenommen ward: die Centgrafen und Gemeindevorsteher der zu Hanau kommenden 16 Orte traten auf die eine, — diejenigen der bei Frankfurt verbleibenden auf die andere Seite. Die Grafen von Hanau hatten die Parthie gewonnen. Die Beihülfe der Fürsten des Reichs hatte sich ihnen förderlicher erwiesen, als den Frankfurtern die sinkende Gewalt des Kaisers!

Mit der königlichen Grafschaft vom Bornheimer Berge war es zu Ende, und ward das Gericht für die 16 Orte fortan in Bergen gehegt und gehalten, wo ohnehin bisher schon ein besonderer Königshof bestand.

Bald darauf, im Jahre 1500, kam dann zwischen den Grafen Philipp von Hanau und Ludwig von Hsenburg ein weiterer Vertrag zu Stande, wonach Letzterer alle Vogtei- und obrigkeitlichen Rechte zu Bischofsheim an Hanau abtrat, dagegen hinsichtlich Offenbachs festgesetzt wurde: „— daß es fortan aller Beschwerden des Landgerichts am Bornheimerberge oder zu Bergen, wo denn solches in Zukunft gehalten wird, soll frei und ledig sein, auch keinen Centgreven dahin zu fertigen schuldig, sondern von solchem Gericht gründlich und gar abgeschieden, auch den Herren von Hanaw oder ihren Erben in Ewigkeit mit keiner Dienstbarkeit soll unterworfen sein.“

Fortan gehörte Offenbach denn nur noch zu dem mit der Gau-eintheilung auch besser übereinstimmenden Gerichtsverband der „Nieger Mark.“

Mit Bezug auf seine Angehörigkeit zur Cent des Bornheimer Berges wird Offenbach überhaupt nur selten genannt, und scheint es dort eben keine besonders hervorragende Rolle (wie etwa beim Stuhl zu Bebra) gespielt zu haben, auch das Centgericht „uf Bornheimerberge“ durch Offenbacher Handel wenig beschäftigt worden zu sein. Doch wird aus einer besonders feierlichen Sitzung dieses Gerichts vom 19. Mai 1435, über die mehrere notarielle Urkunden aufgenommen wurden, ein Mann des Namens Konrad Wille als Centgraf von Offenbach genannt.

Es ist dies wohl der älteste uns erhaltene Name eines Bürgers von Offenbach! Nehmen wir ihn symbolisch, so

heißt „Konrad“ (*Kuon-rät*) der Rathkühne, Entschlossene. Also wörtlich: — der entschlossene, kühne Wille! . . . Möge es daran auch den spätesten Nachkommen des alten Centgrafen Konrad Wille von Offenbach niemals fehlen!*)

*

Die Geschichte Offenbachs von seinen ältesten Tagen bis zu der Zeit, wo es nach manchen wechselnden Schicksalen unter den Herren von Hagen (Hain), Münzenberg, den Dynasten von Falkenstein und Grafen von Sayn in den Alleinbesitz des gräflichen Hauses Isenburg kam (1486), habe ich in dem Vorwort zu dem Offenbacher Adressbuche vom Jahre 1877 im Umriss zu zeichnen versucht, auf welche Arbeit ich hier wegen aller Einzelheiten um so mehr verweisen muß, als die Aufgabe, welche ich mir in dem vorliegenden Buche gestellt habe, eine ganz andere ist denn eine trockne Aneinanderreihung historischer Daten: was ich hier geben möchte, das sollen ja nicht bloße Umrisse, das sollen ausgeführte Schilderungen, — in Farben angelegte „Bilder aus Offenbachs Vergangenheit“ sein!

Doch muß zum Verständniß des Späteren hier noch Folgendes angefügt werden.

Der erste Isenburger, in dessen ausschließlichen Besitz durch Abfindung der Sayn'schen Mitbesitzer Offenbach kam, war jener Graf Ludwig II. von Isenburg und zu Büdingen, in dessen Hand der Gesamt-Besitz des Isenburgischen

*) In verschiedenen Urkunden aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert begegnen wir auch Rittern von Ovenbach, zuerst als Ministerialen der Herren von Hagen-Münzenberg, sodann auch anderer Dynastien. Weiter treten mit diesem Prädikate Mitglieder einer in Frankfurt ansässigen Patrizierfamilie hervor, deren Name sich in den Geschlechtertafeln des Hauses Limpurg verzeichnet findet; — und endlich auch sogar noch mehrere Gelehrte und Schriftsteller des Beinamens „von Ovenbach“, deren einer, Konrad „von Osenbach“, beider Rechte Doktor, 1577 als „Rath der lothringischen und hessischen Fürsten“ mit einer diplomatischen Sendung in Frankfurt erscheint. Und diese sämtlichen Ritter und Herren „von Ovenbach“ führten, ohne daß eine fortlaufende Verwandtschaft unter ihnen nachweisbar wäre, dasselbe Wappen: einen schwarzen, springenden Hund mit goldnem Halsband im silbernen Felde, was möglicherweise auch auf die früheren Beziehungen Offenbachs zu des Kaisers Jagdrevier und „Hundestall“ im Hain hindeuten könnte. Doch rührt ihrer Aller Beiname schwerlich davon her, daß sie eingeborne Offenbacher Adel waren, sondern vermuthlich besaßen sie hier ursprünglich nur einen Herrschaftsitz oder sonst ein Anwesen, nach dem sie sich „von Ovenbach“ nannten. — In einem Kopialbuch des deutschen Ordens in Mainz findet sich i. J. 1441 auch ein Johannes von Offenbach als „Drapirer des Ordens“ verzeichnet.

Hauses damals noch vereinigt war: hierbei verblieb Offenbach von 1486—1511; von da bis 1628 war es dann bei der Birstein, von 1628—1718 bei der Linie Zfenburg=Offenbach. Im Jahr 1556 verlegte Graf Reinhard sein Hoflager von Birstein nach Offenbach; bleibende Zfenburgische Residenz ward Offenbach jedoch erst 1685; — 1744 das Grafenhaus gefürstet. Als 1718 die Hauptlinie Zfenburg=Offenbach ausstarb, gelangte die noch heute blühende Seiten- oder jüngere Birstein'sche Linie des Hauses Zfenburg als nunmehriger ältester oder Hauptstamm zur Erbfolge und Regierung.

Nach Auflösung des Rheinbundes, welchem der Fürst Karl von Zfenburg=Birstein ebenfalls beigetreten war, und dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft, wurde das Haus Zfenburg durch den Wiener Congreß mediatisirt, und das Fürstenthum unterm 15. Juli 1815 erst dem Kaiser von Oesterreich, und von diesem durch einen am 30. Juni 1816 zu Frankfurt geschlossenen Staatsvertrag zum größeren Theile an den Großherzog, zum kleineren an den wieder eingesetzten Kurfürsten von Hessen abgetreten. Durch Patent vom 8. Juli desselben Jahres nahm dann der Großherzog von Hessen von dem ihm cedirten Territorium, und mit demselben von Offenbach, Besitz, und Kaiser Franz I. von Oesterreich erteilte Tags darauf durch seinen Generalcommissair Hofrath Paul Anton von Handel zu Darmstadt die Entlassungsurkunde.

Wie viel Offenbacher mögen heute wohl noch eine Ahnung davon haben, daß ihre Stadt vorübergehend auch einmal — östereichisch gewesen?!*) . .

Um das Jahr 1500 erscheint Offenbach in Urkunden und Chroniken bereits als Flecken, mochte jedoch durch den dreißigjährigen Krieg in seiner Entwicklung wieder bedeutend zurückgeworfen worden sein; denn noch 1685 zählte es kaum 600 Einwohner und etwa 60 Bauernhäuser. Zu Anfang unseres Jahrhunderts ist es aber schon von 5600 Menschen bevölkert, 1816 — nach den Napoleonischen Kriegen — wiederum auf 5130 zurückgegangen.

*) Die österreichische Zwischenherrschaft dauerte also genau 11½ Monate, während welcher Zeit das Fürstenthum Zfenburg mit Frankfurt unter das General-Gouvernement Frankfurt gestellt war, dessen Chef der k. k. Feldzeugmeister Fürst Neuß-Greiz war. Der österreichische Commandant, welcher zur Uebernahme der Stadt mit etwa dreißig Mann Soldaten nach Offenbach kam, hieß Fernholz, der auch während des Interims hier verblieb, indeß seine militärische Bedeckung alsbald wieder abzog. Commandant des Zfenburgischen Bataillons war zur Zeit der Uebergabe an Oesterreich der Major von Markward (Vater unseres jetzigen Kreisraths), welcher alsbald darauf in hessische Dienste übertrat.

Heute hat Offenbachs Einwohnerzahl, in runder Ziffer ausgedrückt, bereits die Höhe von 28,000 erreicht. —

Alle die in den alten Pergamenten und Schriften mit Offenbach zusammen genannten Orte umher: Dreieichenhain, Mühlheim, Heusenstamm, Bürgel, Bieber, Fechenheim, Sprendlingen u. s. w., sind Dörfer geblieben, wie sie es ehedem gewesen; — nur unser Offenbach hat sich, trotzdem es dem mächtigen und ihm nicht immer günstig gesinnten Frankfurt unter allen genannten Orten zunächst lag, aus winzigen Anfängen durch die Intelligenz und den Fleiß seiner eingeborenen und zugezogenen Bewohner zu einer ansehnlichen Industriestadt, der ersten des Hessenlandes, rühmlichst emporgearbeitet!

II.

Das Schloß der Iſenburger.

Die Erbauung des ältesten, vielleicht gräflich Sayn'schen Schlosses von Offenbach fällt muthmaßlich in die Jahre 1446 bis 1448; urkundlich erwähnt wird es zuerst 1448, ohne daß sich jedoch bestimmen ließe, wer sein Erbauer gewesen. Im Jahr 1486 kommt es mit dem Orte selbst an die Iſenburger, ward 1556, weil gänzlich verfallen, abgetragen, und an seiner Stelle durch Graf Reinhard, der 1556 hier seine Residenz genommen, ein neues erbaut, welches aber schon wenige Jahre nach seiner Vollendung, durch einen Blitzstrahl entzündet, bis auf die Grundmauern niederbrannte (1564). Da Graf Reinhard indeß das „lustige, bequeme Lager“ in Offenbach nicht aufgeben wollte, sah er sich genöthigt, abermals einen Neubau zu beginnen, dessen Vollendung er selbst jedoch nicht mehr erlebte. Das noch heute die schönste architektonische Zierde unserer Stadt bildende alte Iſenburger Schloß am Main ist somit das dritte, welches an dieser Stelle errichtet wurde!

Des Meisters Name meldet „kein Lied, kein Heldenbuch.“ Da über der Thüre des östlichen Eckthurmes indeß die Jahreszahl 1570, über der des westlichen die von 1572 in Stein gemeißelt, und somit wohl anzunehmen ist, daß damit Beginn und Abschluß des Schloßbaues bezeichnet sei, so ist dieser ein jüngerer Zeitgenosse des Schlosses von Chambord, des Pariser Louvre, der Tuilerien und des Otto-Heinrichs-Baues in Heidelberg; — er stammt also genau aus der Epoche, welcher die Großmeister der Renaissance in Frankreich, ein Pierre Lescot, Jean Goujon, ein Philibert de L'Orme, das Siegel ihres Genius aufgedrückt haben.

Der innere Ausbau des Schlosses scheint jedoch erst 1578 vollendet, da sich diese Jahreszahl auf dem Gewölbeflußstein im westlichen Erker der Nordfaçade eingehauen findet, und ebenda auch ein Monogramm A. S., in welchem wir wahrscheinlich einen Hinweis auf den Namen des Baumeisters vor uns sehen, leider aber ohne damit das Dunkel gelüftet zu haben, in welches er sich uns verhüllt.

Das Offenbacher Schloß war bis vor anderthalb Jahrzehnten für die deutsche Kunstgeschichte und die deutschen Kunsthistoriker so gut wie gar nicht vorhanden. Ende 1862 ließ ich es auf Anregung von Dr. Friedrich Becker in Basel, dem Sohne unseres großen Grammatikers, photographisch aufnehmen,*) welcher das wohlgelungene Blatt dann hervorragenden Kunstforschern mittheilte; so namentlich den Professoren Wilhelm Lübke in Zürich (jetzt in Stuttgart) und Jakob Burckhardt in Basel, dem feinen und geistvollen Kenner der italienischen Renaissance.

Die Wirkung dieses unsers vereinten Vorgehens war eine über alle Erwartung erfreuliche! Wie ein heller Schrei der Freude ob der neuen und köstlichen „Entdeckung“ ging es durch die deutsche Kunstwelt!

Der treffliche Jak. Burckhardt äußerte sich brieflich in begeisterter Weise darüber: — „Offenbar ist diese südliche Hallenfronte des Offenbacher Schlosses einer der zierlichsten Renaissancebauten von ganz Deutschland; der Reichthum und die Delikatesse der Ausführung erregt Erstaunen, und die schlanken und lichten Proportionen der unteren Halle wahre Bewunderung“.

Und Wilh. Lübke, der berühmte Kunsthistoriker, ließ sich alsbald (Februar 1863) in der Beilage der „Mugsburger Allgem. Zeitung“ nach einer längeren kunstgeschichtlichen Einleitung vernehmen wie folgt:

„— Nur leider sind wir in Deutschland an diesen graciösen Frühlingablüthen der neuen Zeit außerordentlich arm. Und doch nicht so arm als wir vielleicht dachten! Arm am Ende nur durch unsere Untunde. Denn wer hat bis jetzt diesen oft ganz versteckten, abgelegenen Bauten seine Aufmerksamkeit geschenkt? Wer z. B. weiß etwas von dem Schloß zu Offenbach? Ernst Förster, der in seinem trefflichen Reisehandbuch für Deutschland der Kunst so große und gerechte Aufmerksamkeit schenkt, sagt Nichts davon. Und selbst Bädcker, der gewissenhafteste aller Ciceroni, bemerkt nur: „Rechts schimmert jenseits des Mains Offenbach, saubere, gewerbfleißige Stadt, mit dem alten Schloß Jenburg hervor.“ Dieses Schloß aber gehört zu den zierlichsten Bauwerken der Renaissancezeit, die wir in Deutschland besitzen; ja, an Grazie und Feinheit der Ausführung in den ornamentalen Theilen sucht es diesseits der Alpen seines Gleichen.

„Der Kern des Baues besteht aus einem Rechteck, das an der südlichen Langseite von zwei achteckigen Treppenthürmen flankirt wird. Diese Anlage der Treppen in vorgebauten Thürmen ist ein aus dem Mittelalter herrührender Gebrauch, der sich in die Renaissancekunst des Nordens hinüberschleift, und z. B. an dem großartigen Schloß in Aichsaffenburg noch 1613 vorkommt. Durch solche Disposition und manche andere Eigenheiten, namentlich die hohen Dächer, zeichnet sich die Frührenaissance bekanntlich in Frankreich wie in Deutschland

*) Durch den hiesigen, seitdem verstorbenen Photographen Jean Klauer. Die Platte zerbrach, nachdem nur eine kleine Anzahl Abzüge von ihr genommen waren.

aus. Die neue Bauweise wurde durch diese Concessionen um so leichter akklimatisirt, und erwarb, indem sie dem ästhetischen Sinn und den praktischen Forderungen des Nordens Rechnung trug, bei uns das Bürgerrecht.

„Von dem einen Thurm zum andern zieht sich nun eine offene Halle hin, die in drei Geschossen dem Körper des Gebäudes vorgelegt ist, und nach Süden schaut. Entspricht diese Anlage durchaus dem Gebrauch Italiens, wie man z. B. Nehrliches an dem für Pius II. (Meneas Syrius Piccolomini) erbauten Palast zu Viena sieht, so ist die Nordseite dafür mehr im Charakter unseres nördlichen Klima's mit Erkern ausgestattet, die vom Boden bis in's dritte Stockwerk aufsteigen. Eine Abbildung dieser Seite sieht man in Merian's Topographie. Der Architekt hat sich also in seinem Bau sehr geschickt den lokalen Bedingungen angeschlossen, denn die der Sonne zugewandte Seite verträgt am Ersten die offene Halle, während die sonnenlose Nordseite den geschlossenen Erker verlangte. Dergleichen versteht sich zwar scheinbar von selbst; aber nicht immer bei unseren heutigen Architekten. Wer hat nicht offene Balkone zu Dutzenden an der Nordseite moderner Wohnhäuser, noch dazu in zugigen Straßenzeilen gesehen?

„Mehr noch als die Anlage fesselt der Reiz der Durchführung den Beschauer. Auch hier ist ein richtiges, künstlerisches Princip beobachtet. Die Nordseite ist einfacher geblieden; die Südseite, wo das Licht die zarresten Ornamente zur kräftigen Geltung bringt, hat reichen Schmuck. Alle Flächen sind mit angemessenem Bildwert bedekt. Im unteren Geschos sieht man Vogenstellungen aus Pfeilern mit schlanken cannelirten Pilastern; darüber folgen die beiden oberen Stockwerke mit geradem Gebälk auf kürzeren Pfeilern, die im Hauptgeschos mit mannichfachen Karyatiden decorirt sind. Nischefigürden zieren die Sockel sämmtlicher Pfeiler, elegante Arabesken die Frieze der Gebälke und die Vogenzwickel des unteren Geschosses; endlich bedecken reichgeschmückte Wappen die Brüstungen der beiden oberen Hallen. In der Auftheilung und Anordnung dieser Werke herrscht der klare Sinn eines Meisters architektonischer Composition; die Ausführung gehört zum Elegantesten, Zierlichsten, was bei uns der Meißel in solchen Dingen je hervorgebracht. Die Zartheit der Ornamentik übertrifft weitaus die des gleichzeitigen Otto-Heinrichs-Baus zu Heidelberg, dem sonst das Offenbacher Schloß am Nächsten steht, wie es auch ungefähr derselben Zeit angehört. Das Heidelberger Schloß hat etwas Heroisches; — das Offenbacher Schloß ist eine anziehende Idylle in Stein. Es ist ein kleines Meisterstück von Grazie.

„Sollte man es nun sagen, daß dieses schöne Werk, welches eine kunstfreundige Zeit geschaffen hat, im Herzen Deutschlands, hart vor den Thoren der kunstsinigen Stadt Frankfurt, mitten im „sauberen, gewerbleißigen“ Offenbach, aller Unbilde und Mißhandlung ausgesetzt ist? Wie wir hören, wird das fürstliche Schloß nichts weniger als standesgemäß behandelt! Wir haben dergleichen traurige Schicksale wohl in Italien an prächtigen Palästen wahrgenommen; meist aber doch nur, wo heruntergekommene Geschlechter das alte Ansehen nicht mehr aufrecht zu halten vermochten, und wo die Indolenz der Bevölkerung noch hinzukam, das Unheil zu vollenden. Aber wir fragen: darf das in Deutschland, darf das an einem fürstlichen Schlosse Jsenburg, darf es in der „saubern, gewerbleißigen“ Stadt Offenbach vorkommen?!

„Diese Zeilen wollen wahrlich nicht das schlimmste aller Leiden, eine moderne „Restauration“ über das unschuldige Schloßchen heraufbeschwören, wohl aber wünschen sie die Aufmerksamkeit auf das zierliche Bauwerk zu lenken, es der Schonung, der Sorgfalt, — dem Respekt Derer zu empfehlen, die ein nächstes Interesse an seiner würdigen Erhaltung haben.“

In der folgenden neuen Auflage von Lübke's „Kunstgeschichte“ findet sich über unser Schloß dann nachstehender Vermerk:

„Nach Deutschland, wo der gothische Styl bis tief in's 16. Jahrhundert seine Herrschaft bewahrte, drang zuerst ganz vereinzelt eine zierliche Frührenaissance, einfach und anmuthig in der edlen Halle des Belvedere auf dem Grabstein zu Prag und in den liebenswürdig-heitern Arkaden des Schloßes zu Offenbach; schmuckvoller und prächtiger am Otto-Heinrichs-Bau des Schloßes zu Heidelberg.“

Und in seiner „Geschichte der Architektur“ heißt es:

„Ein zierlicher Bau ist das Schloß der Grafen von Jsenburg zu Offenbach, mit eleganten Säulengalerien zwischen runden Erdtürmen aufgeführt, an der Nordseite mit Erkern versehen, die vom Boden bis in's dritte Stockwerk aufsteigen.“

Im Jahrgang 1866 der Förster'schen „Allgemeinen Bauzeitung“ in Wien hat dann unser Landsmann, Architekt *W i l h e l m M a n c h o t*, selbst ein Schüler Lübke's vom Züricher Polytechnikum her, eine sehr fleißige Arbeit über das Offenbacher Schloß: Totalansicht, Grund- und Aufriß nebst Detailzeichnungen, in einer Reihe von Tafeln mit kurzem begleitendem Text veröffentlicht, und sich dadurch ein bleibendes Verdienst um die nähere Erforschung des Baues und die Vermittlung seiner Bekanntschaft für weitere Kreise erworben.

Nach Kenntnißnahme des Manchot'schen Werkes äußert sich dann noch eingehender, und schon kritischer, über das Schloß zu Offenbach Professor Lübke (der es bis dahin nur aus der photographischen Aufnahme kannte) in seiner „Geschichte der deutschen Renaissance“ wie folgt*):

„Ist in Frankfurt ausschließlich die bürgerliche Architektur der Zeit vertreten, so bietet das benachbarte Offenbach in dem Jsenburgischen Schloßchen ein interessantes Beispiel eines Fürstenthums jener Zeit. Da dasselbe bereits eingehender dargestellt worden ist, so darf ich mich hier auf das Wesentliche beschränken. Graf Reinhard von Jsenburg, welcher 1556 Offenbach zur Residenz erwählte, ließ das alte verfallene Schloß abreißen, und an dessen Stelle ein neues errichten. Da dieses schon nach drei Jahren vollendet war, darf man vielleicht annehmen, daß es kein künstlerisch durchgeführtes Werk gewesen ist. Schon 1564 zerstörte ein Brand den ganzen Bau bis auf die nördliche Fassade. An diese baute der Graf sofort ein neues Schloß, welches 1572 vollendet, im innern Ausbau jedoch erst 1578 zum Abschluß kam, und zwar unter Graf Philipp, dem Bruder und Erben des Erbauers.**) Das Prachtstück dieses Neubaus ist die Südfassade mit ihren von zwei polygonen Treppenthürmen begrenzten Arkaden. Im Erdgeschoß ist es eine sehr hohe Bogenhalle, mit schlanken, cannelirten ionischen Pilastern besetzt, in den Bogenzwickeln und dem Frieel

*) Es ist dieser Schilderung eine Abbildung der östlichen Hälfte der Südfassade, und der Grundriß des Schloßes in Holzschnitt nach der Manchot'schen Aufnahme beigegeben.

**) Eigentlich unter Ludwig IV., der aber seinen jüngeren Bruder Philipp (III.) zum Mitregenten gemacht hatte. — Lübke nimmt hier also (wobei er Manchot folgt) an, die nördliche Fassade sei vom Brande verschont geblieben, und beim Neubau mit benutzt worden, was aber zum Mindesten fraglich sein möchte.

elegant ornamentirt. Die beiden oberen Geschosse, die sich offenbar den niedrigen Stockwerken des Innern fügen mußten, sind deshalb sehr gedrückt, und haben statt der Bogen nur Architrave. Im ersten Stock sind die Pfeiler mit männlichen und weiblichen Figuren hernenartig decorirt, im zweiten haben sie einfache Cannelirung. *) Der ganze Bau ist mit großer Zierlichkeit durchgeführt, namentlich an den Friesen mit elegantem Rankenwerk, und an den Brüstungen mit reich ausgeführten Wappen geschmückt. Es ist der Charakter einer zierlich spielenden Frührenaissance, derjenigen am Otto-Heinrichs-Bau zu Heidelberg verwandt, in der Feinheit der Ornamentik jenem Baue nahe kommend, **) im Figürlichen aber hinter ihm zurückstehend, ganz abgesehen davon, daß die Verhältnisse an Schönheit und rhythmischer Durchbildung ihn bei Weitem nicht erreichen. Ueber dem Dach der oberen Halle steigt der Hauptbau noch um ein Geschos höher auf, mit nüchternen Rahmenpilastern gegliedert. Die unteren Hallen sind mit Kreuzgewölben bedeckt, die oberen haben eine von Steinplatten gebildete flache Decke. Das obere Geschos der Hallen ist von minder feiner Durchbildung als die beiden unteren, und verräth die Hand eines geringeren Architekten. Daß überhaupt später auch der Hauptbau um ein Stockwerk erhöht worden ist, beweist die Abbildung der nördlichen Fassade bei Merian, wo außerdem statt des jetzigen Mansardendaches ein hoher Giebel sich findet. Von den beiden Wendeltreppen hat besonders die westliche eine schöne Construction, indem die Spindel um drei schlanke Säulen herumgeführt ist. Den Abschluß bildet ein elegantes Sterngewölbe. Zu beiden Treppen führen reich ausgebildete Portale.

„Das Innere ist nur durch die zierlichen Rippengewölbe des Erdgeschosses bemerkenswerth. In dem westlichen, 68 Fuß langen und 25 Fuß breiten Saale ist es ein Kreuzgewölbe mit durchschneidenden Rippen, in dem östlichen, kleineren Räume ein Kreuzgewölbe. An den Saal stößt ein nordwärts herausgebauter Erker, rechtwinklich vorspringend und mit Fenstern versehen, im obersten Geschos als Altane mit durchbrochener Brüstung schließend. Unter den Fenstern zieht sich spätgotisches Maßwerk hin. Man sieht, daß diese Theile noch zum mittelalterlichen Baue gehören. Wunderlich genug springen die beiden Rundthürme am westlichen und östlichen Ende dieser Fassade halb in die inneren Räume, halb nach außen vor, wo sie jetzt im obersten Stock balkonartig abschließen und mit einer Balustrade eingefast sind. Gegenwärtig den verschiedensten Zwecken dienend, läßt der Bau in Bezug auf seine Erhaltung Manches zu wünschen.“ —

Also Lübbe über das Schloß der Izenburger zu Offenbach. Jedermann in dieser Stadt, der überhaupt eine Ahnung künstlerischen Gefühles in der Brust trägt, theilt begreiflicherweise das von dem

*) Diese Karyatiden und Pfeiler stehen auf länglich-viereckigen Piedestalen, welche in die Brüstungstafeln der beiden Galerien eingelassen, und mit theils allegorischen, theils mythologischen Relief-Figürchen geschmückt sind, deren Name und Bedeutung jedesmal daneben in den Stein eingehauen ist: so z. B.: *Jupiter, Mars, Mercurius, Sol, Luna, Temperantia, Prudentia, Charitas* etc. Auf den Brüstungstafeln selbst befinden sich noch 31 Wappen (und 5 an beiden Thürmen) der Izenburgischen Grafenfamilie und ihrer Zweige, welche Wappen, ebenso wie die übrigen Ornamente, von äußerst feiner und graciöser Zeichnung, und mit bewundernswerther Technik ausgeführt sind.

**) In seinem Aufsatz in der „Augsb. Allgem. Ztg.“ hatte, wie wir gesehen, Lübbe sich, vielleicht im ersten Enthusiasmus über die neue Entdeckung, noch dahin ausgesprochen: „daß die Zartheit der Ornamentik des Offenbacher Schloffes die des gleichzeitigen Otto-Heinrichs-Baues in Heidelberg weit übertriffe!“

berühmten Kunstsorcher so eindringlich kundgegebene Verlangen nach Erhaltung dieses herrlichen Baubenedikmals der deutschen Frührenaissance im allerstärksten Maße; — nur daß leider unsere Stadt selbst gar Nichts dazu thun kann! Denn nicht nur das Schloß, nein, auch der ganze Platz davor und die drei Bäume darauf sind Pfenzburgisches Eigen, ja sogar das benachbarte Schlachthaus (der frühere Marstall der Pfenzburger), welches die Stadt nur gepachtet hat. Das Verdienst der Erhaltung jenes Bauwerkes fiel somit, ebenso wie die Schuld seines Verfalles, den fürstlichen Besitzern allein und ausschließlich zu; — bis jetzt aber war, zu unserm größten Bedauern müssen wir es aussprechen, jeder Appell in dieser Richtung vergeblich! . . Das alte Schloß der Pfenzburger befindet sich auch noch nach seiner Entdeckung für die Kunstgeschichte in einem Zustande höchst beklagenswerther Verwahrlosung, und sein bildnerischer Schmuck geht mit Riesenschritten einer gänzlichen Zerstörung entgegen. Alle die feinen, reizvollen Ornamente an Friesen und Gesimsen, alle die kunstvollen Wappenschilder zerbröckeln und verfallen, die Profile sind zerstoßen und herabgeschlagen, die Karyatiden stehen verstümmelt und mit abgehundenen Nasen, die schönen Löwenköpfe an den Pilaster-Sockeln der unteren Arkaden, bereits fast zur Unkenntlichkeit verwittert, verkommen in Staub und Schmutz. Ein unsäglich häßlicher Latten- und Bretterverschlag sperrt diese graciöse Bogenhalle des Erdgeschosses, welche durchaus offen gedacht ist, nach dem Platze zu ab, und ehe jene hölzerne Schutzwand an ihre Stelle trat, stellte sich die Halle nur zu sehr in jenem Zustand unsagbarer Verunreinigung dar, durch den sich auch die erhabene Trümmerstätte des Forum Romanum beim Capitol zu Rom in so trauriger Weise berühmt gemacht hat, so lange jene welthistorischen Ruinen dem ausschließlichen Schutze der Päpste anvertraut waren! . . .

Für das ehrwürdige Pfenzbacher Schloß, dieses architektonische Kleinod unserer Stadt — und ihr einziges dazu! — erbitten wir heute also auf's Neue: nicht Restauration, aber Conservation! Und der Platz davor? O wie schön ließe sich dieser, wozu die Stadt gewiß gerne die Hand böte, in einen reizvollen Schloßgarten umwandeln, dessen Umhegung zugleich das Gebäude selbst vor den Unbilben der Straßenjugend schützte; — in einen Garten mit Rasen- und Blumenparterre und niederem Ziergesträuch, welches den Blick auf das Schloß selbst vollkommen frei ließe, mit gekieseten Wegen und mit Ruheiszen ausgestattet, von denen aus man sich einem ungetrübten und behaglichen Beschauen desselben hingeben könnte! Unbeschreiblich schön ist ja schon jetzt der Anblick dieser süblichen Façade, wenn im Hochsommer die letzten Strahlen der hinter dem Taurus hinabsinkenden Sonne sie treffen,

und der rothe Sandstein an Arkaden, Loggien, Pilastern, Karyatiden und Wappenbildern in goldnem Flammenschein erglöh! . . .

Es mag ein schöner Traum sein, der sich nie verwirklicht — diese Gartenanlage vor dem Schloß: doch, Wer weiß, vielleicht auch daß eine spätere Zeit den hier hingeworfenen Gedanken noch einmal ausführt; — möge dann nur auch von der Südfaçade des Schloffes noch soviel vorhanden sein, daß es sich überhaupt noch verlohnt, den Gedanken in die Wirklichkeit zu übertragen! Aber den Zerfall des ehrwürdigen Bauwerks sich in seitheriger Weise noch länger ungestört weiter vollziehen lassen, verbiente doch ein Akt der Barbarei zu heißen, und würde, wenn es erst zu spät ist dem Ruin noch Einhalt zu thun, von einem kommenden Geschlechte auch ganz gewiß also genannt werden!

Was aber unverzüglich zu geschehen hätte, und auch ohne alle Kosten geschehen könnte, das wäre die Entfernung der dicht vor dem Schlosse aufragenden drei großen Bäume, welche im Winter mit ihrem kahlen Geäste einen höchst unerfreulichen Anblick gewähren, indeß sie, wenn im Blätterschmuck stehend, die architektonische Gliederung und ornamentalen Details des Schloffes zu einem großen Theile verdecken.*) —

Auch keine Legende hat unser Schloß! Zum Mindesten hat mir in meiner Kindheit die Mutter oft erzählt, es gehe die Sage, in seinen gewaltig dicken Steinwänden sei eine goldne Spindel eingemauert, welche Dem, der diesen Schatz einst entdecke, Glück und Reichthum bringen werde. Ob die Spindel von einer gütigen Fee oder von Menschen allda verborgen worden, welche sie vor Schweden und Kaiserlichen im dreißigjährigen Kriege bergen wollten, darüber sagte die Legende Nichts. Vielleicht aber hat auch sie einen tieferen, symbolischen Sinn, und die „goldne Spindel“ deutet auf häuslichen und Gewerbefleiß, der Segen und Wohlstand im Gefolge hat! —

*) Von beachtenswerther Seite ward mir kürzlich die erfreuliche Mittheilung, die fraglichen drei Bäume würden, einer unlängst von mir in der „Offenbacher Zeitung“ gegebenen Anregung zufolge, demnächst fallen: möge es also geschehen sein, bevor diese Blätter in die Oeffentlichkeit treten, und zur Zeit der Landes-Gewerbeausstellung, welche doch sicher manchen Besucher derselben auch zum Schlosse hinführt, die unglücklichen Bäume den Anblick desselben nicht mehr verunzieren! — Die Anwanblung des Schloßplatzes in einen Schloßgarten würde sich freilich in der von mir angedeuteten Weise erst vollziehen lassen, nachdem Offenbach eine stehende Brücke über den Main erhalten, und die Foché unserer derzeitigen, bei Eisgang oder Hochwasser abzufahrenden Schiffbrücke dann nicht mehr auf dem Schloßplatz Aufstellung zu finden hätten. Auch müßte das alte häßliche Schlachthaus, sowie das Octroihaus und das diesem gegenüberliegende Privathaus zuvor beseitigt werden. Also — Zukunftsmusik! . . . Was eine andere heftige Stadt aber für die Erhaltung eines der ihrer Obhut anvertrauten Baudenkmale neuerlich wieder that, lehrt der Beschluß, welchen die Stadtverordneten von Mainz unterm

An unsern trefflichen Leopold Bode, den bedeutendsten Maler aus Meister Steinle's Schule, welcher seit früher Knabenzeit bis zum heutigen Tage ohne Unterbrechung in diesem Schlosse gewohnt,*) schrieb ich im April 1867:

„Wäre ich Fürst von Jfenburg, oder auch nur ein reicher Kaufherr von Offenbach, ich würde Dir die Aufgabe stellen, in die Loggien und Arkaden des Schloßes, Deiner fürstlichen Residenz, eine Reihe von Fresken aus Offenbach's Vergangenheit zu malen, so z. B.: „Die Karolinger, jagend im Reichsforst von Dreieich bei Odenbach.“ — „Das Schöffengericht unter der Linde am Thor zu Bebra.“ — „Graf Reinhard von Jfenburg erbaut das Schloß zu Offenbach.“ — „Gustav Adolf empfängt allda die Gesandtschaft des Frankfurter Rath's.“ — Dann vielleicht auch: „Der Polenhof zu Offenbach,“ — jedenfalls aber die Dichteribylle „Goethe und Lili im Maingarten von Bernard,“ oder: „Lili entzückt im Hause Johann André's den sechszwanzigjährigen Goethe durch ihr Clavierpiel.“ . . .

Das war natürlich mehr scherzhaft, denn in völligem Ernste gemeint, zumal manche der hier gegebenen Themata sich als Vorwürfe zu monumentalen Wandgemälden gar nicht eignen möchten. Nun will ich hier also versuchen, einige dieser „Bilder aus Offenbach's Vergangenheit“ auf's Papier zu malen!

Da wäre denn jetzt zunächst: Gustav Adolf in Offenbach.

13. März d. J. bezüglich des kurfürstlichen Schloßes daselbst faßten, dem unser Offenbacher Schloß in seinen architektonischen Hauptparthien doch gewiß nicht nachsteht! Die „Neue Frankfurter Presse“ ließ sich darüber aus Mainz schreiben: „Die Handbücher der Kunstgeschichte erwähnen unser ehemaliges kurfürstliches Schloß mit Begeisterung als „einer der prachtvollsten Bauanlagen italienischen Styles,“ welche würdig die Mitte halte zwischen dem Otto-Heinrichs-Bau und dem Friedrichs-Bau des Heidelberger Schloßes. Dieses herrliche Baudenkmal geht nun bereits seit einem halben Jahrhundert immer mehr seinem Verfall entgegen, und können wir es nur freudig begrüßen, daß das Stadtverordnetenkollegium fast einstimmig den Beschluß faßte, zur Beschaffung von Plänen und Kostenüberschlägen zur Herstellung des kurfürstlichen Schloßes 10,000 Mark zu bewilligen. Nach der Ansicht Sachverständiger wird die Renovation des Baues zwischen 5—700,000 Mark zu stehen kommen, und soll diese Summe durch Kapitalaufnahme beschafft werden. Das kurfürstliche Schloß dient bekanntlich seit Jahren theils als Zollgebäude, theils sind in demselben unsere bedeutendsten Schätze, die städtische Bibliothek, die Alterthümerfammungen, die städtischen Gemälde zc. untergebracht.“

*) Geboren ist Leopold Bode am 11. März 1831 im Ludwig André'schen Hause im Kleinen Biergrund.

III.

Haupt- und Staatsaktionen.

Gustav Adolf und der Fürstencongreß in Offenbach.

König Gustav Adolf von Schweden schlug am 17. September 1631 in Folge seiner überlegenen Taktik und Strategie die unter dem Oberbefehl des vorübergehend an Wallensteins Stelle zum Generalissimus erhobenen Tilly, welchem Feldmarschall Graf Pappenheim zur Seite stand, vereinigten Heere der Kaiserlichen und der Liga in fünfstündigem blutigem Kampfe bei Leipzig, welche Schlacht nach der Stellung, die Tilly auf den Höhen des Dorfes Breitenfeld genommen, gewöhnlich nach diesem Orte genannt wird. Der Sieg war ein derart vollständiger, daß Tilly's ganzes Herr so gut wie vernichtet wurde, er selbst, verwundet, kaum dem Tode oder der Gefangenschaft entging. Der ganze unselige, entfesselte Religionskrieg, an dessen Folgen Deutschland zu tragen hatte bis in unsere Zeit, schien mit Einem Schlage beendet, die Sache des Protestantismus triumphirend daraus hervorzugehen. Wenn es dennoch anders kam, so ist dies hauptsächlich auf Rechnung der damaligen sächsischen Politik zu setzen, zu deren Gunsten sich allerdings sagen läßt, daß sie insofern eine deutsche war, als sie den König von Schweden nicht zum ausschließlichen Herrn der vaterländischen Geschichte erhoben sehen wollte. Trug sich der „Hort des Protestantismus“ ganz unzweifelhaft bei seinem Kriegszuge in Deutschland doch auch mit politischen Absichten und Eroberungsgedanken, und hat er sich, diesen zu Liebe, doch sogar mit dem „deutschen Erbfeind“, den Franzosen, und ihrem „allerchristlichsten“, d. h. allerkatholischsten Könige verbündet! . .

Gustav Adolf machte nach der Schlacht von Breitenfeld mit seinem Heere rasch Kehrt, und drang in glänzendem Siegeslaufe, und mit einer sogar in unserer Zeit fast beispiellosen Geschwindigkeit durch Thüringen und Franken und durch die „Pfaffengasse,“ den

Main, herunter zum Rheine vor. Sein Heereszug glich einem Triumphzuge; fast nirgends setzte sich ihm erheblicher Widerstand entgegen. Die deutschen Fürsten, von denen, außer den durch die katholischen Mächte vertriebenen, sich ihm bis dahin nur Herzog Bernhard von Weimar und Landgraf Wilhelm von Hessen angeschlossen hatten, suchten jetzt seinen Schutz und sein Bündniß; vor Allem aber fiel das Volk, namentlich das Bürgertum u. d. Reichsstädte, ihm zu, und begrüßte ihn jubelnd als Befreier, als den Bringer des ersehnten Friedens und einer besseren Zeit, — ja, Nürnbergs Bürger erklärten sogar, daß, wenn es sich um die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes handelte, sie dafür „kein geeigneteres und kein gefegneteres Subjekt als Seine königliche Majestät selbst wüßten!“

Am 15. November 1631 zog Gustav Adolf in Hanau ein; da er aber eilte, Frankfurt zu gewinnen, so hielt er sich nicht länger daselbst auf, als nöthig war, um das Abendmahl zu nehmen, und kam noch selbigen Tages nach Offenbach, wo er im Schlosse sein Absteigequartier nahm.

Ob wohl, im Hinblick auf sein heranrückendes Heer, damals auch in unserer bereits fast ausschließlich reformirten Bevölkerung hie und da noch eine katholische Mutter war, die beängstigt zu ihrem Kinde sprach:

„Bet', Kind, bet' —
Morgen kommt der Schwed'!“? . .

Auch der damals durch den Fürstentag zu Regensburg des Landfriedensbruches schuldig erklärte und nach Frankfurt geflüchtete Graf Wolfgang Heinrich von Hsenburg warf sich in seiner Bedrängniß dem tapfern Schwedenkönig jetzt wie einem Erretter in die Arme, und führte ihm nachmalig sogar zwei Regimenter Hülfsstruppen zu.

Am Morgen des folgenden Tages — 16. November — entsandte Gustav Adolf den Grafen Philipp Reinhard von Solms nach Frankfurt, um freien Durchzug für seine Armee (welche an 12,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter zählte), und die Ueberlassung der Festung Sachsenhausen für eine schwedische Besatzung zu begehren.

Darauf schickte der Rath der Stadt Frankfurt eine Abordnung an den König nach Offenbach, um ihn zu bitten: „Er möge gnädigst den Eid der Treue, welchen sie dem Kaiser geschworen, in Erwägung ziehen, und ihre Stadt nicht nur im Stande einer Neutralität belassen, sondern auch für ihre Privilegien und ihre jährlichen Messen, das vornehmste Mittel ihrer Ernährung, einige Achtung haben.“

Allein Gustav Adolf ließ die Abgesandten des Frankfurter Rathes ziemlich ungnädig an, und ertheilte ihnen die berühmte Antwort:

„Der stillschweigende Vertrag ihrer Verbindlichkeit gegen den Kaiser sei bereits gebrochen, und das Wort „Neutralität“ habe in seinen Ohren einen gehässigen Klang. Er verwundere sich auch sehr, daß Frankfurt in einer so großen Sache, für die er selbst Leib und Leben, und seines Volkes Wohlfahrt eingesetzt, ihm von seinen Privilegien und Jahrmärkten spreche, und er vernehmen müsse, ihre Messen hätten bei ihnen ein stärkeres Gewicht, denn ihre Freiheit und Gewissen, weil sie die Dinge nicht sowohl wie Weltbürger und Christen in einem allgemeinen Lichte, denn vielmehr wie Handelsleute und Krämer in dem besonderen ihres persönlichen Interesses anschauten. Er habe von der Insel Rügen bis zum Main die Schlüssel zu allen Festungen gefunden, und werde sie auch zu den Thoren Frankfurts finden!“

Hierauf baten die Gesandten Frankfurts um eine längere Frist, damit sie den Kurfürsten von Mainz, ihren Oberen, zu Rathe ziehen könnten, was indessen wohl nur eine Ausflucht war, da Frankfurt nicht unter Mainz stand. Allein der König, gewandt in Rede und Gegenrede, gebot ihnen Stillschweigen, und erwiderte ihnen in gebieterischem Tone, der jeden ferneren Widerspruch abschchnitt: „Er könne sie der Mühe füglich überheben, einen so mühsamen und beschwerlichen Schritt zu thun, denn er sei Herr von Aschaffenburg, der Residenz dieses Fürsten, daher selber Kurfürst von Mainz, und wolle ihnen eine völligere und kräftigere Absolution und Freiheit in Regierungssachen ertheilen, als es der besagte Prälat jezo zu thun vermöge.“

Die Abgeordneten erstauneten daß über eine solch' entschlossene Sprache, und ohne ferneren Einwand zu erheben, willigten sie in ihrem eigenen und ihrer Mitbürger Namen ein, dem Könige nicht nur einen Sicherheitsseid zu schwören, sondern seinem Heere auch den Ein- und Auszug zu gestatten, und in Sachsenhausen („einem angenehmen und feinen Theil der Vorstadt,“ wie der Geschichtschreiber Harte seinem Berichte über diese Vorgänge hinzusetzt) 600 Mann Soldaten einlegen zu lassen.

So hatte Gustav Adolf den 16. November in Offenbach denn wohl benützt: er hatte ohne Schwertstreich eine Stadt gewonnen, die zu den ansehnlichsten Deutschlands zählte, und von welcher Harte bemerkt, daß „ein gemeines Sprüchwort“ über sie gehe: „Der ist Herr des Reiches, der Frankfurt Jahr und Tag besitzt“, — ein Wahrwort, unter das ja auch in unsern Zeiten wiederum die Geschichte ihr Siegel gedrückt hat!

Da der König inzwischen erst am folgenden Tage seinen Einzug in Frankfurt hielt, so hat er unzweifelhaft auch noch die diesem vorhergehende, also eine zweite Nacht, im Schlosse zu Offenbach verbracht.

Am 17. November rückte nun Gustav Adolf mit seiner Armada vor Sachsenhausen, das sich ihm jetzt friedlich öffnete, und hielt dann über die Brücke mit großer Feierlichkeit und bei dem schlichten Manne ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug in die ehrwürdige Reichsstadt, die alte Wahl-, und seit dem vorigen Jahrhundert auch Krönungsstadt der deutschen Kaiser. Der König hatte aber nicht nur diese, sondern auch die Herzen ihrer Bürger friedlich erobert, wie er so, der wohlbeleibte, hochgewachsene Mann mit dem lichtblonden Haupt- und Barthaar, dem großen, funkelnden Auge und der mächtigen Adlernase, an der Spitze von 14,000 seiner Krieger, entblößten Hauptes, und freundlich nach allen Seiten grüßend, in Frankfurt einritt, und sich mit Fragen leutselig an Vornehme und Geringe umher wandte. Dabei war die berühmte schwedische Mannszucht so strenge, daß zwei Soldaten, welche dem Befehle zuwider das Glied verlassen hatten, von dem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wurden.

Gustav Adolf nahm zu Frankfurt sein Absteigequartier im Braunsfels, und mit ihm auch seine Gemahlin, die schöne Königin Marie Eleonore, Schwester des Kurfürsten von Brandenburg, die ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, und also, wie anzunehmen, auch zu Offenbach mit ihm im Schlosse gewohnt hat,*) — und vielleicht mit dem Königspaare auch noch Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, welcher die schwedische Vorhut führte.

Der Frankfurter Rath machte dem König und seiner Gemahlin ansehnliche Ehrengeschenke, und Kaspar Ritsch, ein Bürger der Stadt und Augenzeuge all' dieser Geschehnisse, bemerkt darüber in seinen uns noch erhaltenen Aufzeichnungen: „Es ist nicht genugsam zu beschreiben, was der König für ein gewaltig heroisch Haupt ist. Die Königin ist auch ein sehr schön Weibsbild, von Person zart, einer mittelmessige Leng, sehr freundlich und redtsprächig, sie tregt binden auf ihrem haupt eine kleine kron schön vergildt mit lauterer Diamanten versehen, dagegen tregt sich der König gar schlecht nach seinem Standt, als Sontäglich hab ich ihm einmal an gesehen ein glater Sammetkleidt schwarz auf die französisch

*) Bei einer dem Grafen Wolfgang Heinrich von Hsenburg am 12. Juli 1632 hier im Schlosse geborenen Tochter übernahm die Königin von Schweden Patenstelle, und wurde das Kind nach ihr Marie Eleonore genannt.

manier gemacht. . . das der König ist gegangen wie ein Graf oder wohl wie ein reicher Kaufmann, ohne Geschmeit."

Matthäus Merian, der bereits bei Schilderung des Offenbacher Schlosses erwähnte berühmte Basler Kupferstecher, hat uns auch ein prächtiges Bild vom Einzuge Gustav Adolfs in Frankfurt hinterlassen: unabsehbar rücken die schwedischen Jüge und Fähnlein zu Pferd und zu Fuß von Offenbach her gegen die vielthürmige Stadt heran, und über die Brücke und durch den Brückenthurm zu jener herein; wie ungeheure Aehrenfelder ragen ihre Lanzen in die Luft, und auf Schiffen kommen weitere Kriegereschaaren mainab geschwommen. Von den Wällen des befestigten Brückenkopfes Sachsenhausen aber feuern die Geschütze dem Schwedenkönig ihre Salutgeschüsse entgegen.

Noch am Tage seines Einzugs in Frankfurt, oder doch in der Nacht darauf, bemächtigte sich Gustav Adolf auch der kurmainzischen Feste Höchst, und kehrte darauf nach Frankfurt zurück, von wo er am 11. December bei strenger Kälte nach Darmstadt aufbrach, am 17. den Rheinübergang bei Oppenheim gegen spanische Truppen forcirte, und darauf in Mainz, welches bereits am 23. capituliren mußte, Winterquartier bezog. —

Es mögen für unser Offenbach außerordentliche Tage gewesen sein, — jener 15., 16. und 17. November 1631, wo die Schweden unter Gustav Adolf es besetzt hielten! In diesen Tagen wurde Offenbachs Name auch in den Blättern der Geschichte verzeichnet! Vom Huf der schwedischen Rosse, vom Marsche der schwedischen Bataillone erdröhnten seine Gassen; vom Tritte der schwedischen Reiterstiefel und ihrer Eisenspornen klrirten die Wendeltreppen und Steinfliese des Hsenburger Schlosses: — und auf dem mit Wällen und Gräben umhegten Plage davor hielten wohl schwedische Arkebusire in Sturmhaube und Lederkoller die Königswache, und waren „schwedische Stücke," Feldschlangen und Kartthauern aufgefahren. Und durch das Gewühl der Kriegsvölker und der zusammengelaufenen Bürgerschaft drängten sich die Frankfurter Rathsherrn in ihren Amtstälaren und Perücken zum Portal des Schlosses heran, und traten unter tiefen Bücklingen vor den auf der Höhe seines Ruhmes stehenden gewaltigen Kriegshelden!

Das war am 16. November 1631; — und auf den Tag ein Jahr darauf, am 16. November 1632, lag Gustav Adolfs Leiche halbnackt, ausgeraubt und von Rossesufen fast bis zur Unkenntlichkeit zerstampft auf dem blutigen Felde von Lützen!

Zum ewigen Gedächtniß an jene Novembertage des Jahres 1631, wo Gustav Adolf in unsern Mauern weilte, wurde bei

der großen Straßentaufe im Sommer 1876 eine der neuen Straßen im Osten der Stadt nach ihm genannt. *) —

Einhundertundzehn Jahre später hat sich an der gleichen Stelle zu Offenbach eine andere Haupt- und Staatsaktion abgespielt, doch diesmal ohne jeglichen kriegerischen Aufpuß, indem dabei die Perücken und — Zöpfe der kleinen Diplomaten, Kanzler, Staats- und Geheimenrätthe ausschließlich dominirten: wir meinen den im Jahre 1741 im Schlosse dahier stattgehabten Fürsten-Congreß, richtiger ausgedrückt: den Congreß fürstlicher Abgesandten zu Offenbach. Da sich dies Bild jedoch nur in trocknen Farben malen läßt, so eilen wir rasch darüber hinweg.

Bereits im 17. Jahrhundert hatte eine Anzahl deutscher Fürsten wiederholt, aber immer vergeblich, Beschwerde dagegen erhoben, daß die sieben Kurfürsten einzig und allein nicht nur den Kaiser wählten, sondern auch die sogen. „Wahlcapitulation“ (*capitulatio caesarea*) entwarfen, in welcher die einzelnen Pflichten des Kaisers und seine, im Laufe der Zeit immer mehr beschnittenen Reservatrechte speciell aufgeführt wurden. Diese Wahlcapitulation mußte dann der Kaiser vor seinem Regierungsantritt beschwören.

Die nach dem Tode Karl VI., mit welchem der Habsburgische Mannstamm erlosch (1740), bevorstehende neue Kaiserwahl gab nun Veranlassung, den Vorschlag zu einem Fürstencongreß, welcher in nächster Nähe der Wahl- und Krönungsstadt, in Offenbach, abgehalten werden sollte, an die fürstlichen Höfe gelangen zu lassen. Auf diesem Congresse sollten die fürstlichen Desiderien

*) Im Städtischen Museum zu Frankfurt befindet sich ein Paar schwedischer Reiterstiefel (sog. „Kanonen“), Geschenk des Herrn W. Speyer, wahrscheinlich unsers verehrten vieljährigen Mitbürgers, des am 5. April 1878 zu Frankfurt verstorbenen gefeierten Liedercomponisten, — welche, wie die Affiche besagt: „in Offenbach gefunden“ seien, „angeblich nach der Abreise Gustav Adolfs 1631.“ Diese historischen Stiefel sind anscheinend noch wenig benutzt, von schwarzem Leder und außerordentlich schwer und massiv, vorn 56 Ctm. hoch, die Sohle 2, der Absatz 4 Ctm. dick, und die an ungemein breitem Lederband befestigten eisernen Sporen im Verhältniß zum Stiefel auffallend klein und leicht. — Im Schlosse zu Offenbach empfing der König von Schweden außer der Abordnung des Frankfurter Rath's auch sonst noch Deputationen aus der Umgegend mit mancherlei Anliegen und Beschwerden: so u. A. auch eine von Landgemeinden in der Nähe von Alschaffenburg, welche beim König eindringliche Beschwerde erhob gegen allort im Quartier liegende Pfennburgische Truppen, angeworbenes Volk, das sich höchst ungebührlich betrug, worauf Gustav Adolf allsogleich von Offenbach aus an den Grafen von Pfennburg ein sehr schneidendes, von ihm m. p. unterzeichnetes Schreiben ergehen ließ, darinnen er ihn auffordert, gute Ordnung und Mannszucht unter seinen Leuten zu halten, ansonsten er mit der Schärfe des Schwertes d'reinfahren werde. Diese Mittheilung verdanke ich Herrn Dekan Bonhard, welcher das Schreiben Gustav Adolfs selber im fürstlichen Archiv zu Birstein gesehen hat, woselbst es sich noch befindet.

genau und eingehend formulirt, und dann den Kurfürsten in Frankfurt übermittelt werden. Gegen den Congreß erklärten sich die geistlichen Fürsten, sowie Pfalz-Zweibrücken, Sachsen-Weisfels, Mecklenburg, Holstein-Gottorp und Baden-Baden; — dafür: Hessen-Kassel, Brandenburg-Kulmbach, Dänemark (wegen Holstein), Schweden (wegen Pommern), Sachsen-Gotha, Sachsen-Coburg und Meiningen, Braunschweig-Wolfenbüttel, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Baden-Durlach und die drei Anhaltinischen Häuser. Alle diese „altfürstlichen Häuser,“ welche sich für den Congreß erklärt hatten, beschickten ihn auch durch bevollmächtigte Minister; die, welche sich dagegen erklärt hatten, nicht.

Graf Wolfgang Ernst von Jsenburg hatte für die Sitzungen des Congresses sein Schloß zur Verfügung gestellt; diejenigen Gesandten, welche in Offenbach keine passende Unterkunft fanden, nahmen in Oberrad ihr Absteigequartier.

Um jeden Rangstreit unter den kleinstaatlichen Ministern zu vermeiden, hatte man die sinnreiche Anordnung getroffen, daß sie ihre Sitzungen an einer runden Tafel abhielten, und ihren „Direktor“ (Präsidenten) durch's Loos bestimmten; — auch sollten sie alle nur in zweispännigen Karossen zur Sitzung fahren!

Es waren neun Punkte, über die man in Berathung treten wollte; darunter die hauptsächlichsten: das Capitulationswerk; die besonderen Vorrechte der altfürstlichen Häuser; Aufrechthaltung der Reichsverfassung, und — das Reichspostwesen!

Am 25. April 1741 trat der Congreß zum Erstenmale zusammen, und bis die Zeit herankam, wo sich die Kurfürsten zur Kaiserwahl in Frankfurt einfanden, hatte man sich bereits verständigt. Dem Kurfürsten von Mainz, als dem Direktor des Kurfürsten-Collegs, stellte man eine Note zu, die jedoch des Ersteren Unwillen erregte und gänzlich ohne Antwort blieb, was aber nicht hinderte, daß die Gesandten den Congreß fortsetzten, und unterm 16. October dem Kurfürsten von Mainz ein neues Schreiben übersandten, dem 45 Anmerkungen beigegeben waren, welche in die neue Wahlcapitulation Aufnahme finden sollten. Es ist charakteristisch für den Geist dieser „Anmerkungen“, denen noch weitere 8 hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten beigelegt waren, daß darin u. A. das ungeheuerliche Verlangen gestellt war: für die Gültigkeit eines Reichstagsbeschlusses solle fernerhin Einhelligkeit der Stimmen zur Bedingung gemacht werden! . . .

Da aber die Kurfürsten auch diese Forderungen als sogen. „schätzbares Material“ einfach in den Papierkorb warfen, und die neue Kaiserwahl am 24. Januar 1742 durchaus nach seitheriger Uebung vornahmen: — so war der „Offenbacher Fürstencongreß“ gänzlich wirkungslos verlaufen!

Ein Andenken hat er indeß unserer Stadt zurückgelassen: die Gesandten machten der hiesigen lutherischen Gemeinde, welche um jene Zeit ihre Kirche im Bau hatte,*) für diesen Zweck nicht allein baare 772 Thaler, sondern auch silberne, theilweise stark vergoldete Abendmahlsgefäße: eine Kanne, zwei Kelche, eine kleine Patene mit dazugehörigem Hostienteller, zum Geschenk, welche heute noch zusammen mit denen der früheren reformirten Gemeinde im Besitze und Gebrauch der jetzt unirten evangelischen Gemeinde sind. Die Kanne und einer der Kelche tragen in der inneren Seite des Fußes, die Patene auf ihrer unteren Fläche die Widmungs-Inschrift: „*Donum Conventus Principum Offenb. MDCCXXXI.*“ („Geschenk des Fürstencongresses zu Offenbach 1741.“)

*) Als die kleine Lutheranergemeinde in Offenbach, deren Glieder bis dahin ihren Kirchgang nach Oberrad oder Feschenheim hatten, im Jahre 1733 auf vierzig Familien angewachsen war, ließ sie durch eine Deputation dem Grafen Wolfgang Ernst von Hsenburg ihren Wunsch vortragen, fortan ihren eigenen Gottesdienst in Offenbach zu haben. „Wie viel Dickköpfe seid Ihr denn?“ — frag der streng reformirte Graf Hsenburg. „Vierzig!“ antwortete trocken der Wortführer der Deputation. Die Bitte ward übrigens gern gewährt, den Lutheranern auch ein Haus neben dem (alten) Friedhof als Interimskirche angewiesen. Am 2. September 1739 wurde der Grundstein zur lutherischen Kirche in der Herrnstraße gelegt; am 1. December 1748 aber erst konnte, nachdem der Weiterbau mehrere Jahre lang ganz geruht, der erste Gottesdienst darin gehalten werden. Am Meisten förderten durch ihre Beharrlichkeit, Thätigkeit und Uneigennützigkeit den Bau der Schwertfeger Johann Wilhelm Ved und der Lebküchler Johann Fleischmann. Der Schreinermeister Elias Hertsch brachte von einer für den Bau unternommenen Collektenreise 1200 fl. mit zurück, und die Stadt Frankfurt steuerte auf Fürsprache ihres Mitbürgers Jean Hoc de Neufville 480 fl. und vieles Bauholz dazu.

IV.

Aus böser Zeit.

Krieg — Hunger — Pest.

Von den Wirren und Kämpfen des späteren Mittelalters, deren Mittelpunkt einer so oft die Stadt Frankfurt gewesen, blieb naturgemäß auch Offenbach nicht unberührt, wenn schon Frankfurt in dieser Hinsicht gewissermaßen wie ein Blitzableiter in zweifacher Richtung functionirte: den Wetterstrahl anzuziehen, gleichzeitig aber auch auf sich selbst abzulenken.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war es der Schmalkaldische Krieg (1546—47*) mit dem darauffolgenden Interim (1548—52), welche Frankfurt schwere Zeiten brachten: während des ersteren eine drückende Besatzung durch kaiserliche Landsknechte unter dem Grafen von Büren; — während des Interims eine denkwürdige dreiwöchentliche Einschließung und Belagerung (17. Juli — 8. August 1552) durch die verbündeten Hessen und Sachsen, deren Stärke auf 7000 Reifige, 25,000 Landsknechte, 74 Fähnlein Reiter, 55 Stück Feldgeschütze und 14 große Mauerbrecher angegeben wird. Die kaiserliche Stadtbesatzung kommandirte Obrist Konrad von Hanstein. Dieser Belagerung verdanken wir eine der frühesten und anschaulichsten Ansichten der Festung Frankfurt-Sachsenhausen mit allen Außen- und Vorwerken und umliegenden Häusern und Gehöften, aus der Vogelperspektive in Merian's Manier von Konrad Faber gezeichnet, von Hans Grave in Holz geschnitten: dieses Tableau, welches durch eine reiche Staffage kämpfender belebt ist, und bei dem auch die in die Stadt

*) Auch die Grafen von Hsenburg-Birstein hatten sich dem Schmalkaldischen Bunde angeschlossen, und Graf Reinhard, der Erbauer des Offenbacher Schlosses, dem Landgrafen von Hessen, einem der Häupter des Bundes, durch seinen jüngeren Bruder, Graf Anton von Hsenburg, berittene Hülfstruppen zuführen lassen, was ihm nach der für den Bund verhängnißvollen Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) die allerhöchste kaiserliche Unnade zuzog: es folgte Untersuchung und Strafe, jedoch keine Einbuße an Land und Leuten.

einschlagenden Bomben nicht fehlen, ist Versners Chronik von Frankfurt beigegeben, und die Frankfurter Stadtbibliothek bewahrt noch die Originalplatten des Sticks.

Während dieser Belagerung wurde Frankfurt fast Tag für Tag von beiden Uferseiten beschossen, und im Ganzen über 3000 Kugeln in dieselbe geworfen, die aber allesammt keinen nennenswerthen Schaden in der Stadt selbst anrichteten. Eine steinerne Kugel von 320 Pfund Schwere fiel im Hofe des Deutschherrenhauses, eine gleiche bei der Elisabethenkirche nieder. Auf der Bockenheimergasse schlug ein Geschöß durch ein Bett, worin eine Frau krank lag, ohne sie zu verletzen; — ein anderes durch das Dach des Domes, gerade als ein Mönch in demselben predigte, welcher sich aber sofort in beschleunigter Gangart von der Kanzel herunterbewegte.

In der Geschichte dieser Belagerung wird auch Offenbach zweimal genannt.

Am 17. Juli hatte der sächsische Vortrab des gegen Frankfurt anrückenden Heeres der Verbündeten die kaiserliche Vorwacht bei Bergen angegriffen, nach kurzem Gefecht diesen Flecken genommen und sich auf jener Stromseite Frankfurt genähert, indeß ein großer Theil der Herrschaft sich gegen Offenbach wandte, hier auf einer über den Fluß geschlagenen Schiffbrücke das linke Ufer gewann, um sich vor Sachsenhausen zu legen, und die Festung auch von der südlichen Seite einzuschließen und zu berennen.

Am 10. August machte dann die kaiserliche Besatzung von Frankfurt einen Ausfall gegen Offenbach hin, woselbst sie einige Schiffe mit Pulver und Getreide, sowie die ganze Brücke wegnahm und nach Frankfurt hereinführte.

Als der Kaiser sich endlich mit dem Verräther des Schmalcaldischen Bundes, Moritz von Sachsen, im Vertrage von Passau über dessen Forderungen geeinigt, und mit diesem und seinen Verbündeten Frieden geschlossen hatte, kam es auch zur Aufhebung der Belagerung von Frankfurt.

Eine während derselben in der Stadt wüthende Seuche hatte mehr Soldaten und Bürger zum Opfer gefordert, als die feindlichen Geschosse. Vieles hatte die Bürgerschaft überdies von der Rohheit und Gewaltthätigkeit ihrer „Vertheidiger“ zu leiden, auch die Gemarkung und ganze Umgegend durch die Belagerung großen Schaden genommen: in jener waren alle Häuser und Bäume niedergelegt, und die Dörfer Ober- und Niederrad, der Riebhof und Sandhof eingäschert worden; und erst nach vierzig Jahren kam Frankfurt mit der Wiederherstellung der durch die Beschießung schwer geschädigten Stadtbefestigungen zu Ende.

Aber was wollte das Alles besagen, verglichen mit der Schreckenszeit, welche über Frankfurt und die ganze Gegend weit umher im zweiten Viertel des folgenden Jahrhunderts, im dreißigjährigen Kriege, hereinbrechen sollte?! ..

Als im Jahre 1628 Graf Wolfgang Ernst von Jfenburg hochbetagt die Regierung an seine vier Söhne übertrug und unter diese sein Land theilte, erhielt der älteste, Wolfgang Heinrich, Stadt und Schloß Hain, Schloß und Flecken Offenbach, und noch unterschiedliche Dörfer, und wurde Gründer der Linie Jfenburg=Offenbach, wie sein jüngster, noch vor dem Vater verstorbener Bruder, in gleicher Weise der Stifter der Linie Jfenburg=Wüdingen wurde. Die Vorliebe, welche Wolfgang Heinrich für Offenbach, allwo er geboren war, und nachmals sein Verlöbniß mit seiner späteren Gemahlin Maria Magdalena, Gräfin von Nassau-Wiesbaden, gefeiert hatte, die ihm in der Ehe zwölf lebende Kinder schenkte,*) war die Ursache, daß er seine Residenz nicht in dem um jene Zeit noch größeren Hain, sondern eben zu Offenbach nahm. Um sich nun in den Kriegsläufen damaliger Zeit gegen einen plötzlichen Ueberfall thunlichst zu sichern, umgab Graf Wolfgang sein Schloß mit Wall und Graben. Da geschah es, daß der Graf mit dem Kurfürsten von Mainz in Jagdhändel verwickelt wurde, die damals oft noch schwerere Fehden zur Folge hatten, als heutzutage. Der kurmainzische Amtmann Heinrich von Elz in Steinheim (welches damals ein befestigtes kurmainzisches Städtchen war) hatte nämlich unbefugterweise auf gräflich Jfenburgischem Revier, in der Bieger Mark, dem edlen Waidwerk obgelegen, und der gräfliche Wildbereiter dafür einem Bauern des Amtmannes ein Beil abgepfändet. Darüber kam es zu argem Zanck und Span zwischen beiden Theilen, und als der Jfenburger gar einen Mainzer Jäger, der ihn in seinem Wildbann mit gespannter Büchse bedrohte, festnehmen und nach Offenbach in sichern Gewahrsam verbringen ließ, da brach der Streit zwischen ihm und Kurfürst von Mainz in hellen Flammen aus. Und den Vorwand, an dem Grafen von Jfenburg empfindliche Revanche zu nehmen, mußte eben die begonnene Befestigung seines Schlosses abgeben.

Es bestand nämlich eine alte, von Kaiser Ludwig dem Baier**)

*) Ein dreizehntes kam todt zur Welt. — Solcher üppige Kinderseggen ist im Hause Jfenburg (Offenbach=Wirsteiner Linie) in alt' und neuer Zeit sehr häufig vorgekommen, und gleichsam iraditionell: so hatte Graf Johann Ludwig von zwei Gemahlinnen elf, Wilhelm Moritz von drei Gemahlinnen dreizehn, Wolfgang Ernst (später Fürst) von ebenfalls drei Gemahlinnen gar fünfzehn Kinder! ..

***) Unter den vier deutschen Kaisern, welche für die Geschichte der Stadt Frankfurt die wichtigsten waren: Karl der Große, Ludwig der Deutsche,

gegebene, von mehreren späteren Kaisern bestätigte Gerechtfame der Stadt Frankfurt, kraft deren innerhalb eines zehnstündigen Umkreises keine weiteren Befestigungen am Main angelegt werden durften, wogegen die Bewohner der Flecken und Dörfer der Umgegend in Frankfurt das sogenannte „Burgrecht“ hatten, demzufolge ihnen in Kriegszeiten gestattet war, sich und ihre fahrende Habe in die dortige Festung zu flüchten. Für dies Recht hatten sie jedoch nicht nur bestimmte Abgaben an Frankfurt zu leisten, sondern auch die Verpflichtung, die Wälle der Stadt bauen und im Stand halten zu helfen. So hatte Offenbach im Jahre 1522 z. B. für seinen Theil 15 Ruthen der Frankfurter Wälle auszubessern. Auf dieses reichsstädtische Privileg gestützt, schickte der Mainzer Kurfürst am 20. October 1628 plötzlich 1500 geworbene Knechte mit 3 Stück Geschützen und einem Commissarius, Peter von Mameran, vor das Schloß zu Offenbach, in welchem die Gräfin wenige Tage zuvor eines Söhnleins genesen war, zu welchem man noch dazu die Stadt Frankfurt zu Gevatter gebeten hatte; der Graf war obendrein gerade auch von Offenbach abwesend. Seine Gemahlin ließ um Schonung bitten, — umsonst: die Thore wurden gesprengt, die Werke geschleift, und in Zeit weniger Stunden große Verwüstungen am Schlosse und in der Schloßkapelle, in Küche, Keller und Marstall angerichtet, auch in den Häusern der Ortsbewohner vielfach Raub und Erpressung geübt, kurz übel genug, wie in Feindesland, gewirthschaftet. Als das Werk der Zerstörung vollendet war, zog der wüste Haufe wieder ab, wahrscheinlich nach Steinhelm, von wannen die reisige Schaar auch gekommen zu sein scheint,

Ludwig der Baier und Karl IV., hat Ludwig der Baier unstreitig für Frankfurt die größte Bedeutung; denn die Privilegien und Günstbriefe, welche er der Stadt gewährte, bildeten die Hauptgrundlagen ihrer Freiheit und ihres Wohlstandes; auch spielen einige der bedeutungsvollsten Momente seines erbitterten Kampfes mit dem Papstthum ebenfalls in Frankfurt, allwo der Kaiser übrigens auch während seiner fast 33jährigen Regierung nicht weniger als 48 oder 49 mal anwesend war, daselbst bald im Johannerhofe, bald im Deutschherrenhause, bald bei Jakob Knoblauch im Saalhof wohnte, auch einmal der Gast dreier Bürger war. Am Festesten und Längsten verweilte er in Frankfurt im Jahre 1338, denn in diesem Jahre — dem wichtigsten seiner ganzen Regierung — kam er viermal dahin, blieb einmal acht, ein andermal fünf Wochen allda, hielt auch zur Wahrung der Rechte des Reichs gegen den Papst einen Reichstag daselbst ab, dessen Beschlüsse zu den folgenreichsten seiner ganzen Regierung gehörten. Diese Beschlüsse verkündete Ludwig, mit dem Kaiserornate angethan, am 8. August im Deutschherrenhause zu Sachsenhausen, erließ am gleichen Tage auch gegen die Annahm des Papstes, Richter des deutschen Königs zu sein und in dessen Erwählung mit einzugreifen, ein kaiserliches Manifest an die Christenheit, welches an eine der Thüren der Bartholomäuskirche angeschlagen wurde. Die Frankfurter ergriffen die Partei des Kaisers mit Entschiedenheit, wofür ihre Stadt mit dem Interdicte belegt wurde, und damit viele Jahre, und bis nach Ludwigs Tode, belegt blieb. Auch 1339, 1342 und 1344 hielt Kaiser Ludwig noch Reichstage zu Frankfurt ab.

und wohin sie auch gerne den Grafen gefangen abgeführt hätten, wenn sie seiner habhaft geworden wären.

Nach seiner Rückkehr erhob Graf Wolfgang Heinrich wegen der an seiner Residenz geübten Zerstörung energische Klage bei Kaiserlicher Majestät, welche den Abt von Fulda und den Burggrafen von Friedberg zu Commissarien ernannte, den Fall zu untersuchen und darüber zu berichten. Noch ehe jedoch die geforderte Relation erstattet war, legte der Kurfürst von Baiern, mit Mainz im Bunde, eine liguistische Besatzung in das Schloß, vor der sich Graf Hsenburg mit seiner Familie erst nach Frankfurt flüchtete, und dann nach seinem Schloß zu Hain begab. Die Söldner der katholischen Liga ließen sich's inzwischen in Offenbach gut sein, wo sie Lieferungen auf Lieferungen ausschrieben, und sich keineswegs zum Besten betrogen. Nach längeren Verhandlungen erging die kaiserliche Sentenz: „Ein Kurfürst könne wegen Reichsfriedensbruches nicht belangt werden!“ Es war eine schlimme Zeit für Deutschland, ein Krieg Aller gegen Alle, und das Reichsoberhaupt war selbst zum Parteihaupt geworden, kein oberster Schirmherr der Gerechtigkeit mehr in der allgemeinen Noth und Wirrsal!

Doch der härteste Schlag kam noch für unsern Wolfgang Heinrich, der schon, noch bevor er zur Regierung gelangte, ein vielbewegtes Leben gehabt, in England und Frankreich gewesen war, 1622 als herzoglich Braunschweigischer Oberster beim Treffen von Höchst*) gegen Tilly nahezu im Main ertrunken wäre, und im folgenden Jahre als General der Cavallerie in der Schlacht bei Lohe von den Spaniern gefangen und zum Kaiser nach Wien geführt worden war. Wegen der dem Landgrafen von Darmstadt durch die Kriegsvölker des Herzogs von Braunschweig, mit dem sich nach dessen Niederlage von Höchst der berühmte Heerführer Graf Ernst von Mansfeld verbündet, verursachten Schädigung beim Reichshofrath in Wien des Hochverraths angeklagt, wurde der damals noch regierende Graf Wolfgang Ernst dort zwar endlich von der Mehrheit des Collegs freigesprochen, indeß hinderte dieß nicht, daß

*) In dieser für die Braunschweiger so unglücklichen Affaire war es auch, daß Wolfgang Heinrich an der Spitze seines im Vordertreffen stehenden Regiments seinem auf katholischer Seite fechtenden Vetter Ernst von Nider-Hsenburg im Kampfe gegenüberstand. Dieser Graf Ernst war Sr. Majestät von Hispanien Feldmarschall, Ritter des Goldenen Vlieses, Gouverneur der Grafschaft Artois und der Stadt Brüssel, und ein tapferer Mann, der aber gleichwohl 1643 die Schlacht von Rocroy an den großen Condé verlor, trotzdem er mit 25,000 Spaniern gegen nur 20,000 Franzosen focht, worauf er sich später in ein Kloster zurückzog, dann 1664 starb. Mit ihm erlosch die gesammte Nider-Hsenburgische Linie, die uns hier nicht weiter interessiert, weil sie nicht in die Geschichte Offenbachs eingreift, indem sie anderwärts begütert war.

die Minderheit desselben gegen diesen Spruch an das Kurfürstencollegium appellirte, welches am 9. November 1630, von Kur-Mainz sicher sehr zu Ungunsten des Ifenburgers beeinflusst, auf dem Fürstentag zu Regensburg den inzwischen zur Regierung gelangten Grafen Wolfgang Heinrich des Landfriedensbruchs schuldig erklärte, und ihn zu vollem Schadenersatz an den Landgrafen von Hessen verurtheilte. Am 1. März 1631 nahm dieser von Stadt und Schloß Hain nebst fünf dreieichischen Dörfern Besitz, und Graf Wolf von Ifenburg flüchtete sich über Offenbach abermals in die Festung Frankfurt.

Da kam ihm im November desselben Jahres, wie wir bereits im Früheren erzählt haben, als Ketter in schwerster Noth König Gustav Adolf. Was Wunder, daß er sich ihm in die Arme warf? Rasch stieg der tapfere und kriegskundige Mann zum Range eines schwedischen Generalmajors auf, und nach der Schlacht bei Lützen mußte ihm der Landgraf von Hessen auch die beschlagnahmten Orte wieder ausliefern. Sofort ging Graf Ifenburg gegen die inzwischen daselbst vom Landgrafen eingesetzten lutherischen Geistlichen und weltlichen Beamten, indem er sie sämmtlich ihrer Stellen entsetzte, mit einer Strenge vor, die ihm das Mißfallen des schwedischen Kanzlers (und nach des Königs Tode obersten schwedischen Befehlshabers in Deutschland) Orensjerna zuzog, starb aber noch vor der für die Schweden so unglücklichen Rördlinger Schlacht (1634), welche auch für sein Haus verhängnißvoll werden sollte. Denn über die Grafen von Ifenburg wird nun der Jorn der Katholischen in vollen Schalen ausgegossen, sie allesammt auch von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen. Durch Dekret vom 7. Juli 1635 verschenkt Kaiser Ferdinand überdies die ganze Grafschaft Ifenburg als ein verwirktes Reichslehen an Landgraf Georg II. von Darmstadt. Infolge dieses Aktes waren vierzehn Grafen Ifenburg von Land und Leuten vertrieben worden; nur Wolfgang Heinrichs hinterlassene Wittib durfte mit ihren Kindern im Schlosse zu Offenbach verbleiben, wo sie dürftig unterhalten wurde. Aber des Kriegsglückes Wandelbarkeit und einflußreiche Fürsprache brachten sieben Jahre darauf einen Vertrag zu Wege, inhaltlich dessen Hessen-Darmstadt der Grafschaft Ifenburg zu Gunsten des angestammten Herrscherhauses wiederum entsagte. Dieser Traktat ist nachmalig denn auch im Westphälischen Friedensschluß bestätigt worden, und bis zum Jahre 1815 in Kraft verblieben.

Diese ganze Reihe von Ereignissen, welche sich wie Glieder einer Kette eines in das andere schlingen, verknüpft sich mindestens zum Theile mit der Befestigung, welche Graf „Wolff Heinrich von Ifenburg“ (wie ihn die Chroniken nennen) um sein Schloß zu Offen-

bach aufführen ließ, und ein wenig auch mit seinen berichteten Jagdhändeln mit Kur-Mainz: — kleine Ursachen, große Wirkungen! Befestigt war übrigens damals fast jedes Dertchen, in welchem Entweder ein Dynast, oder wohl auch eine thatkräftige Bürgerschaft ihren Sitz hatte, die sich gegen feindliche Gelüste umwohnender Ritterschaft selbständig behaupten wollte.

Daß die mächtige Festung Frankfurt solche Fortificationen in ihrer Nähe nicht gerade freundlichen Auges ansah, und auf ihre kaiserlichen Gerechtsame pochte, begreift sich. Liegt doch auch ein umgekehrter Fall vor, in dem auf Beschwerde des Grafen Ludwig von Hsenburg im Jahre 1471 an Frankfurt ergangenen, aber nicht ausgeführten Befehl Kaiser Friedrichs III., die nach langen Hindernungen durch die benachbarten Grafen und Herren im Jahre zuvor erbaute Sachsenhäuser Warte sammt zugehörigen Befestigungen wieder abzutragen, maßen sie die Lehnenschaft und Gerechtigkeit des Dreieicher Wildbannes verleihe. *)

Uebrigens hat Offenbach später, trotz Frankfurt, und auch trotz seines Namens, welcher es als „offen“ bezeichnet, doch wieder eine Befestigung mit Mauern, Thoren und Gräben erhalten, wie wir bald noch des Näheren sehen werden. —

*) Sogar noch im vorigen Jahrhundert machte das große und reiche Frankfurt gar eiferfüchtig über seinen wirklichen oder vermeintlichen Rechten gegenüber dem kleinen Offenbach, da es diesem sogar die Freiheit, den Main zwischen hier und dort mit einem Marktschiffe zu besahen, nicht gestatten wollte! Am 9. Juni 1738 fuhr das Marktschiff zum Erstenmale, und wurde alsbald von Frankfurt weggenommen, mußte jedoch nach Verlauf einiger Zeit wieder heraus-, und die Fahrt freigegeben werden. Es fuhr bis zur Eröffnung der Offenbach-Frankfurter Lokalbahn im Jahre 1848 zwischen beiden Städten, und war namentlich zur Zeit der Frankfurter Messe ein von der hiesigen Bevölkerung vielbenutztes Beförderungsmittel. Wie sehr aber unsere Stadt eben wieder bei Anlage der großen modernen Verkehrsstraßen, der Eisenbahnen, durch Frankfurts Macht und Geld benachtheiligt wurde, darüber brauche ich hier wohl nichts Weiteres zu berichten, denn wir haben es Alle noch in wenig erfreulicher Weise selbst miterlebt! Ohne die Dazwischenkunft des Jahres 1848 wäre sogar unsere kleine, unschuldige Lokalbahn von Offenbach nach Frankfurt, mit der man uns Jahrzehnte lang für den mangelnden durchgehenden Bahnverkehr abzuspeisen suchte, wer weiß wann für den Personenverkehr eröffnet worden (für den Güterverkehr war sie es längst bereits), da es unserer Regierung absolut nicht gelingen wollte, sich mit der Frankfurter über eine Passagiertage zu einigen! Und doch mußte Frankfurt Offenbachs wachsenden Wohlstand ganz und gar mit freundlichen Augen ansehen, da der Offenbacher sein Geld bekanntlich fast durchaus in Frankfurt ausgiebt, Offenbach, mit Einem Worte gesagt, Frankfurt's bester Plazkunde ist! Aber die alte Zeit, wo Frankfurt die allein dominirende Stadt der ganzen Gegend war, lebt heute doch fast unbewußt im Geiste vieler Frankfurter fort, die uns Städtern aus der Nachbarschaft immer noch sagen: „Kommen Sie bald wieder zur Stadt?“ — oder: „Sie waren lange nicht in der Stadt!“ . . . Leben wir Offenbacher, Hanauer u. s. w. denn noch auf dem Dorfe, und kommen vom Lande zur „Stadt“ herein, wenn wir nach Frankfurt kommen?! . . .

Es war eine böse, böse Zeit für unser armes Vaterland, jener entseßliche, von Jahr zu Jahr bis zur vollständigen Erschöpfung der beiden feindlichen Mächte an Wildheit und Grausamkeit immer zunehmende dreißigjährige Krieg, von dessen Schrecken sich die heute Lebenden eine nur entfernt richtige Vorstellung gar nicht mehr zu machen vermögen! Die grauenvollen Reiter der Apokalypse: der Krieg, der Hunger und die Pest, rasten auf schnaubenden Rossen über die Gauen des zerrissenen, zerfleischten, aus tausend Wunden blutenden Deutschland dahin, ganze Menschengeschlechter vor sich niedermähend. Denn auch der „Schwarze Tod“ war über unsere Fluren losgelassen und raffte seine Hekatomben. Und auch unsere Gegend ward von jenen höllischen Reitern fürchtbar heimgesucht! Im Jahre 1629 flüchtete Landgraf Georg II. von Darmstadt vor der dort zum Ausbruch gekommenen Pest mit seinem ganzen Hofstaat und der Kanzlei auf die Höhe von Lichtenberg (Schloß und Dorf) im Odenwald, und schrieb von da sechs allgemeine Buß-, Fast- und Betttage aus. Der damalige protestantische Pfarrer in dem eine Stunde davon gelegenen Marktfladen Groß-Bieberau, Johann Daniel Mink, hat über jene Schreckenszeit von Krieg, Theuerung und Pestilenz höchst interessante Aufzeichnungen in dem noch vorhandenen Pfarrsahlbuch*) seiner Gemeinde hinterlassen, aus denen wir nur einige wenige Stellen herausheben und in unsere Darstellung einflechten wollen, zumal sie unerhörte Nothstände schildern, unter denen Offenbach und seine Umgebung ebenfalls maßlos gelitten haben, wenn auch keine Chronik oder handschriftliche Ueberlieferung unserer Stadt davon berichtet.

Pfarrer Mink erzählt im Pfarrsahlbuch von Groß-Bieberau:

„1634. Durch das Plundern und Rauben der Schweden und Kayserlichen wurde denn das ganze Land zwischen Mayn und Rhein gar erschöpft und durfte sich kein Mensch aufm Land bliden lassen, ihm wurde nachgejaget wie einem Wild, da er ergriffen, ohnbarmherzig zerschlagen, und um Verrathung Geld, Vieh oder Pferd mehr als auf türkische Weise getnebelt, nadend an heiße Ofen gebunden, aufgehent, mit Rauch gedämpft, mit Wasser und Psul, so sie den Leuten mit Zubern in Hals schütteten, und mit Füßen auf die dicke Bäuche gesprungen, getränkt, welche barbarische Tränkung der „Schwedische Trunk“ genannt worden. Um solcher Tyraney willen, und daß keine Lebensmittel mehr aufm Land waren, wurden alle Dörfer, nicht eins ausgenommen, von allen Einwohnern verlassen. . . . Viele verkrochen und versteckten sich in

*) „Sahlbuch“ meint ein Buch, in welches alle einer Gemeinschaft geistlicher oder weltlicher Art gehörigen Grundstücke, die ihr gemachten Schenkungen und die daraus fließenden Einkünfte urkundlich eingetragen sind.

Wälder, Hölen, Klippen u. s. w., waren aber ausgespäet, denn die Soldaten hatten bey sich Menschenspurige Hunde, welche, wenn sie an Menschen oder Vieh kamen, mit ihrem Bellen solche verriethen.“

Aus dem Gefagten erhellt, daß die Schweden in der zweiten Hälfte des großen deutschen Krieges es den Kaiserlichen an Brutalität und Raublust vollkommen gleichthaten. Nach dem Tod ihres großen Königs hatten sich eben auch bei ihnen die früher so straff angezogenen Bande der Zucht und Ordnung gelockert, und der endlose Krieg auch sie zuletzt mehr und mehr verwildert und verthiert.

Nun berichtet Pfarrer Mink weiter, wie zu Schweden und Kaiserlichen Gott ihnen auch noch die Pestilenz gesandt habe, die im Sommer und Herbst 1635 ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint, wo denn ein groß' Sterben herrschte, also daß von den Bewohnern umher kaum der zwanzigste Theil, in manchen Dörfern gar Niemand übergeblieben sei. Da kam im Herbst eine Ernte, so reich wie lange nicht! Doch die armen Leute hatten ihre Rechnung ohne den Wirth, d. h. die Kaiserlichen und General Gallas, gemacht, der mit seinen hungrigen, beutegierigen Schaaren „eben zur Erndtzeit plötzlich in dis Land, zwischen Mayn und Rhein einfiel, übers ganze Land sich ausbreitete, also Früchte, die dann meistentheils gebunden, aber wegen Mangel der Pferde nicht können eingebracht werden, *aufm Feld und in Dörffern ausdreschen und was er nicht selbst zu brauchen, an Mayn- und Rheinstätte verkaufen, und so rein Arbeit machen ließ, daß in wenig Tagen, zumal im Lande, keine Frucht mehr zu bekommen war. Darauff folgte eine sehr große Theuerung: 1 Malter Korn gelte 15 bis 18 Gulden, 1 Fuder Wein 130 fl., 1 Simmer Salk 10 fl. 20 albus., 1 Kompff Hoßeln 13 alb. 4 pf., 1 Ey 5 bis 8 alb., 1 Huhn 2 fl., 1 Maas Butter 4 fl. als ich selbst bezahl. Auf solche Theuerung folgte auch grosse Hungersnoth, die von anno 1635 bis anno 38 inclusive continuiret hat, jedoch waren die 2 ersten Jahre klemmer als die 2 letzte. Es trieb der Hunger die Leute so hart, daß sie die Schind=Maß wegstraßen, wo sie dieselben auch antreffen konnten, als ich denn gar viel mit meinen Augen gesehen, sie kamen denselben wohl eine ganze Meil nachgelauffen, und zankten sich noch wohl darzu ums Maß. . . . Hund und Käsen sind ihnen Leder=Bißlein gewesen, haben denselben, weil sie gar scheu gemacht worden, Strid gestellt, geschlachtet, das Fleisch ausgehauen und mit Gewicht verkauft. Frösch und Wassertröten, wie sie in den verschlossenen Muscheln in Bächen gefunden werden, haben sie mit allem Unrath, ohne Salk, Schmalz und Wurk, allein gesotten oder geröst mit grosser Meng gessen.“

„Durch solchen Krieg, Pestilenz und Theuerung sind der Leute so wenig im Lande worden, daß unsere Nachkommen es schwerlich glauben werden“ — fügt der brave Pfarrer von Groß-Bieberau hinzu.

Es galt eben auch von diesen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, was von einer früheren die Wormser Chronik kurz und trocken in den Worten vermeldet:

„Damals aber stunds in Deutschland, und fürnehmlich am Rheine also, daß, wer der stärkst war, der schub den andern in Sack wie er kunnt und möcht.“

Für unsere Nachbarstadt Frankfurt war die Zeit von 1633—1637 die größte Schreckenszeit, welche sie je erduldet, die von Eustine, Kleber und Augereau keineswegs ausgenommen!

Schon gleich nach der Rördlinger Schlacht (27. Aug. 1634) zog ein Theil des geschlagenen protestantischen Heeres unter Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar über Schwaben gegen Mitte September in das Weichbild Frankfurts, und lagerte allda, etwa 10,000 Mann stark, auf dem Galgenfeld*) und an der Windmühle. Diese Truppen waren muthlos gegenüber dem Feind, doch wegen mangelnden Soldes schwierig gegenüber ihren Führern, raublustig gegenüber dem Bürger geworden. Auch plünderten sie tüchtig im städtischen Gebiet umher, und Niemand konnte sich, ohne Mißhandlungen zu befahren, vor den Thoren blicken lassen. Ueberdies verlangte der gleichfalls in Frankfurt befindliche Kanzler Orenstjerna von den Bürgern der Stadt und den Meßfremden eine Contribution von 200,000 Rthln., die aber nur zur Hälfte aufgebracht werden konnte. Am 6. October schwärmten kaiserliche Kroaten bis vor die

*) Das „Galgenfeld“ war der historisch wichtigste Theil der Frankfurter Stadtgemarkung; denn dort stand nicht nur das Hochgericht (auf einer nahe der jetzigen Rainzer Landstraße und dem früheren Rutensee gelegenen Anhöhe, dem Galgenberg), sondern von hier aus hielten auch in den Zeiten des späteren Mittelalters die Kaiser ihren Einzug in die Stadt, und auf ihm mußte, wenn ein Gegen-Kaiser aufgestellt war, der Gewählte sechs Wochen und drei Tage lagern, um seinen Gegner zum Kampfe zu erwarten. Der Einzug erfolgte dann durch das Galgenthor, und dieses war, als das Hauptthor der Stadt, mit den Bildnissen ihrer beiden Schutzpatrone: Karls des Großen und des Heiligen Bartholomäus, geschmückt. Der Galgen — ein aufgemauertes Biered mit vier durch Balken verbundenen Holzpfählern — stand noch bis zum Jahre 1806, wo Marschall Augereau ihn niederreißen ließ. Wenn man daher heute officiell und neuhochdeutsch sagt: „Gallusthor“ und „Gallusgasse“, so ist das historisch unrichtig, und der Volksmund, welcher „Galgenast“ spricht, hat diesmal entschieden Recht gegenüber dem Schriftdeutsch; denn zu dem heiligen Gallus standen Thor und Straße, wie Frankfurt überhaupt, niemals in irgend welcher Beziehung!

Stadt und zündeten die Friedberger Warte an, worauf Herzog Bernhard mit schwedischen und Frankfurter Soldaten einen Ausfall gegen sie machte und ihnen ein Gefecht lieferte. Vor dem heran nahenden Sieger von Nördlingen, Prinz Ferdinand von Habsburg, zog sich das protestantische Heer nach Mainz zurück, in Frankfurt und Sachsenhausen jedoch eine schwedische Besatzung unter Oberst von Bizthum zurücklassend. — Das Jahr 1635 aber war für Frankfurt und seine Umgebung das schwerste unter allen des ganzen großen Krieges. Als der Frankfurter Rath im Juli dem Prager Frieden beitrug, mithin von der schwedischen Partei abfiel, zog Oberst Bizthum neue Truppen an sich, und die ganze Besatzung in Sachsenhausen zusammen, nahm aber die Brücke in Besitz, was auf einen Handstreich gegen die Stadt und beabsichtigte Plünderung deutete. Am 5. August kam es zwischen den Schweden und den Frankfurter Soldaten auf der Brücke zu einem hitzigen Gefecht, bei dem schließlich die Schweden zurückgeschlagen wurden, worauf Bizthum die Brückenmühle auf der Sachsenhäuser Seite in Brand stecken, andern Tages auch das jenseitige Ufer beschießen ließ. Nun rief der Rath den in der Nähe stehenden österreichischen General Gallas zu Hülfe, der Frankfurt 5000 Mann unter Lamboy zum Succurs sandte, die am 7. August in die Stadt einrückten. Darauf dreitägiger heftiger Kampf zwischen den Kaiserlichen und Schweden: 8.—10. August. Zuerst schossen die Kaiserlichen in die Sachsenhäuser Ufermauer gegenüber dem Fahrthor Bresse, durch die dann am 9. kaiserliche und Frankfurter Soldaten, denen sich auch einige Bürger zugesellt hatten, in die jenseitige Vorstadt eindringen, aber bereits an der Dreikönigskirche abgeschlagen und über den Main zurückgetrieben wurden. Lamboy ließ nun am 10. August 30 Kanonen am Frankfurter Ufer zwischen Brücke und Leonhardtsthor auffahren, die alsbald 26 Häuser drüben in Asche legten. Auf flehentliches Bitten der Sachsenhäuser gab Bizthum längeren Widerstand auf, schloß noch am Abend desselben Tages eine Capitulation mit den Kaiserlichen, und zog am folgenden Tag von Sachsenhausen ab, indeß sein wohl nur noch aus angeworbenen Söldnern bestehendes Corps zurückblieb, und sogleich in kaiserliche Dienste übertrat!

Damit waren die Schrecken und Leiden des Krieges für Frankfurt und seine nähere und fernere Umgebung jedoch noch lange nicht beendet: zwar hatte Frankfurt seine kaiserliche Besatzung, und bei Oppenheim lagen weitere kaiserliche Truppen unter Gallas; — aber die Schweden und ihre Verbündeten standen unter Herzog Bernhard bei Hochheim, und hielten unter Ramsay Hanau besetzt. Diese bald nähere, bald fernere Umwallung der Stadt durch sich drohend gegenüberstehende Kriegsvölker, die häufigen Scharmügel und Gefechte unter diesen, die Verödung der ganzen Um-

gegenb durch sie, die fortwährende Angst vor Mord und Plünderung dauerten noch Jahre lang!

Und wenn es nur der Krieg gewesen wäre, der die blühende, fruchtbare Wetterau und ihre Hauptstadt Frankfurt heimfuchte! Aber auch seine noch weit schrecklicheren Begleiter, der Hunger und die Pest, saugten diese gesegneten Fluren aus, und entvölkerten auch sie mit ihrem Gifthauhe! Sehr treffend hat man den Krieg als den Vater, die Hungersnoth als die Mutter der Pest bezeichnet; — und das Kind war des schrecklichen Elternpaares würdig! Wir haben die Kornpreise während der Schreckenszeit im Obenwalde verzeichnet; — auch in Frankfurt, wo früher das Malter Korn für 1—2¹/₂ Gulden zu haben war, stieg es im Jahre 1636 ebenfalls auf 15—18 Gulden, und sank nur sehr allmählig wieder auf das frühere Preisniveau, indem es nach dem fruchtbaren Jahr 1638 auf 8, im folgenden auf 4 Gulden herabging, aber erst 1643 wieder den normalen Stand erreichte, ja 1645 und 1646 sogar nur 1 Gulden 40 Kreuzer kostete!

Unter dieser großen Theuerung, und der von 1635—1637 in Frankfurt wüthenden Pest hatte natürlich auch unser Offenbach sehr schwer zu leiden, — im Verhältniß wohl schwerer noch als Frankfurt mit seinen weit größeren Hülfsmitteln! War doch durch die Leiden des furchtbaren deutschen Krieges auch seine Bevölkerung decimirt worden, indem sie noch 1685 kaum 600 Seelen betrug, während der Ort schon im Jahre 1500 als Flecken in den Chroniken genannt wird!

Der schwedische Reichshistoriograph und Geschichtsschreiber des Schwedenkrieges in Deutschland, Phil. Bogislaw von Chemnitz, der aus Stettin gebürtig war, und selbst eine Zeit lang in schwedischen Diensten, ehe er zur Feder griff, den Degen führte, berichtet vom März 1635: „Um Frankfurt her war damals ein elender Zustand. Die Dörfer rings herum waren fast alle jämmerlich in die Asche gelegt, der Feind draußen Meister, und es also über die Maßen unsicher aufm Lande. Der arme Landmann hielt sich mehrentheils in der Stadt [Frankfurt] auf, woselbst mit ihm sehr hart verfahren ward, sintemalen sie nicht allein den Bürgern theuren Hauszins bezahlen, sondern noch dazu jedweder, auch der ärmste, innerhalb Vierteljahresfrist gemeiner Stadt [der Stadtgemeinde] 4, 5, 6, die reicheren 10 bis 20 Rthlr. entrichten müssen. Da dann ein oder ander um Gnade bat, und nicht sobald zahlete, ward ihm die Stadt zu räumen ohne alle Barmherzigkeit auferlegt. Bei Wirthen, Krämern, Handwerkern und andern war das Schinden und Schaben so groß, daß fast nicht auszusprechen; und da andere viel arm wurden, bereicherten sich hergegen diese wenigen Leute durch derselben Schaden.“

Auch der Frankfurter Arzt Johann Peter Lotichius erzählt als Augenzeuge, daß sich viele Dorfbewohner nach der Stadt geflüchtet, und hier ihre Lagerstätten theils in den Eingangshallen öffentlicher Gebäude, theils auf Straßen und Höfen gehabt. Unter diesen vor Kriegs- und Hungersnoth Zuflucht suchenden waren auch viele Kranke, und man kann es dem Frankfurter Rath kaum verdenken, daß er sich der ungebetenen Gäste auf alle Manier zu entledigen trachtete. Bereits am 7. October 1634 (also den Tag nach dem oben gemeldeten Ausfallgefecht gegen die kaiserlichen Kroaten) hatte der Rath die Fremden durch Trommelschlag ausbieten lassen; aber noch in der Rathssitzung vom 28. April 1636 wurde Klage geführt: „daß viele Fremde und arme Personen sich hereingeschlichen haben und auf der Gasse lagern, wodurch Verstärkung des Pestübels zu besorgen sei, und auch der vorhandene Vorrath von denselben aufgezehrt werde.“ Viele arme Leute, welchen es weder auf geraden noch auf krummen Wegen gelang, in die Stadt hereinzukommen, schlugen sich vor den Thoren derselben Hütten und Baracken auf, in denen sie campirten.

Wahrhaft schaudervoll und haarsträubend aber ist wieder, was durchaus glaubwürdige Zeitgenossen und Chronisten von den Mitteln zu berichten wissen, zu welchen die verzweifeltsten Menschen griffen, um sich den Qualen des Hungertodes zu entziehen, und ihr elendes Dasein immer noch eine kurze Spanne weiter hinauszufriiten! Erzählt doch Lotichius, daß die vielen auf den Straßen umherliegenden Dorfbewohner der Umgegend — sicher auch manche Offenbacher darunter! — wenn es ihnen nicht gelang, ihre Nahrung vor den Hausthüren zu erbetteln, und sie noch Kraft genug besaßen, sich dorthin zu schleppen: — die Leichen auf den Friedhöfen und die Aeser auf dem Schindanger ausgescharrt und abgenagt hätten!! Ja, er setzt sogar als ein damals in Frankfurt verbreitetes Gerücht hinzu, daß diese unter das Thier hinabgesunkenen Kannibalen des Nachts Schlingen ausgelegt hätten, um darin die vorübergehenden Menschen wie Wild zu fangen und dann zum Fraß zu nehmen, und man selbst halbverzehrte Köpfe von Kindern aufgefunden habe.

Eine Bestätigung solcher Menschenabschlächtereien aus Hunger findet sich an ganz andern Orte, nämlich in Hüzgen's „Artistschem Magazin,“ wo von dem Maler Mathäus Merian („dem Jüngeren,“ Sohn des Kupferstechers und Topographen Mathäus Merian „des Älteren“, mit dem wir uns bald noch eingehender zu beschäftigen haben werden) berichtet wird, daß er, damals noch ein junger Mann, in Frankfurt eines Abends auf der Straße von Hungrigen überfallen worden, und ihm bereits die Schlinge um den Hals geworfen war, es ihm aber noch gelungen sei, sich ihrer

zu entledigen und seinen Mördern zu entrinnen, worauf er und sein Lehrer, der Maler Sandrart, ein geborner Frankfurter, entsezt über diesen Vorgang (welcher wahrscheinlich in's Jahr 1635 fällt) die Stadt verlassen hätten. Auch der kaiserliche Gesandte und Staatsminister Graf Rhevenhüller († 1650) erwähnt dieses Einfangen von Menschen durch ausgeworfene Stricke als eines damals in Frankfurt vorgekommenen Faktums.

Was aber hier von Frankfurt erzählt wird, das ist in jenen Tagen des Elends in den Gegenden, wo die Hungerstoth am Gräßlichsten wüthete: in Hessen, der Wetterau, dem ganzen Lauf des Mains entlang, am Mittelrhein, in der Pfalz und dem Elsaß massenhaft vorgekommen, wie zahlreiche schriftliche Berichte von Zeitgenossen und Augenzeugen über jeden Zweifel hinaus bestätigen! Sie und da, wie z. B. in Worms, war man genöthigt Schildwachen bei den Friedhöfen aufzustellen, um den Leichenstraß zu verhüten!! Aus der Pfalz werden Abschachtungen von Kindern unter Angabe der betreffenden Orte mehrfach gemeldet: — ja in Bergzabern tödtete und verzehrte sogar ein elfjähriges Mädchen einen fünfjährigen Knaben!!! Es bildeten sich förmliche Nordbanden, welche sich in verlassenem Häusern oder Höhlen einnisteten, und von da aus auf die Menschenjagd auszogen! Die Feder sträubt sich, dieses schauderregende Bild aus der „guten alten Zeit“ noch weiter auszumalen: — Wer möchte sie zurückwünschen?! . . .

Doch wollen wir noch zwei schmerzliche Ausrufungen, womit die Berichterstatter jener Gräuelpredigten ihre Erzählungen schließen, hierhersezen. Lotichius, welcher den Empfindungen der Trauer und des Abscheus noch besonders in lateinischen Versen Luft machte, schreibt am Schlusse seiner prosaischen Darstellung: „So ist denn Deutschland Amerika geworden, und an den Ufern des Rheins, dem Wohnsiß der Cultur, wandeln öffentlich Menschenfresser umher, die man dort sonst nur dem Namen nach gekannt hat!“ Und ein anderer treuer Beobachter und Schilderer des Unglücks und Jammers jener Zeit, Venator, dessen Wohnort Zweibrücken war, schließt seine Schilderung: „Indem ich so Gräuliches niederschreibe, kann ich kaum begreifen, an welchem Orte, in welcher Zeit und von welchen Menschen ich es berichte; — denn daß in Deutschland von Deutschen, und in einem Zeitalter, welches von der Barbarei unserer ersten Vorfahren durch einen so weiten Zwischenraum getrennt ist, solche Handlungen vollbracht worden sind, ist gleich der Sache selbst fast unbegreiflich!“ —

Die Hauptschuld an diesen grauenvollen Zuständen wird aber von Venator dem jahrelangen Wüthen einer zügellosen Soldateska, den rasenden Orgien der entfesselten Kriegesfurie zugeschrieben, welche

sich auf diesen unglücklichen Fluren ausgetobt. Durch die dem Hunger und der Pest vorhergegangene totale Auszäugung und Verwüstung der Felder und Dörfer, durch die namenlosen Mißhandlungen der Landbewohner waren diese bereits so entkräftet und heruntergeschindet worden, daß sie den nachfolgenden Schrecken in keiner Weise mehr Widerstand entgegenzusetzen vermochten, und die schlechten Elemente der Bevölkerung im grausen Kampf um's Dasein — gleichsam ein Kampf bis auf's Messer Aller gegen Alle — der völligen Entartung und Verthierung anheimfielen. Von den durch die Soldaten so maßlos mißhandelten Einwohnern jagt Venator, sie vermöchten sich vor Schwäche kaum mehr aufrecht zu erhalten, ihr Gehen sei eher ein Kriechen oder Schleichen zu nennen, und dem Ausdruck ihrer Mienen nach sollte man sie für Wesen halten, welche im Begriff seien, ihre Seele auszuhauchen! Und nach andern Berichten verloren viele Menschen durch den Hunger das Augenlicht, das Gehör, selbst den Verstand; manche stürzten auf der Straße plötzlich todt zusammen, und in Worms fuhren jeden Morgen Karren durch die Stadt, um die Leichen der in der Nacht am Hungertode Verendeten aufzulesen und hinwegzubringen.

In Frankfurt starben an der Pest im Jahre 1632: 762 Menschen; — 1633: 3512; — 1634: 3421; — 1635: 6943; — 1636: 3152; — 1637 noch 1079, — zusammen also in diesen sechs Pestjahren: 18,869 Menschen, wobei auch manche ortsfremde Zuflüchtler mitgezählt sein mögen, dagegen nicht einmal Katholiken und Juden eingerechnet sind, da in jener Zeit nur über die protestantische Bevölkerung Todtenbücher geführt wurden. Man kann also wohl sagen, daß der vierte oder gar dritte Theil der damaligen Einwohnerschaft Frankfurts eine Beute der furchtbaren Seuche geworden! Jene Pest-Skala von Frankfurt aus den Jahren 1632—1637 ist zugleich aber ein Maßstab für das Auftreten der furchtbaren Krankheit in der Umgebung der Stadt. Durch die dreifache Völkerpest des Kriegs, des Hungers und der Pest war rings um Frankfurt herum die Gegend weithin entvölkert und verödet. In einem Schreiben an die niederhessischen Landstände vom Jahre 1637 vergleicht Landgraf Georg II. seine Rhein- und Mainlande mit einer Wildniß und Einöde. In der weterauischen Reichsstadt Friedberg war zu Ende des Krieges die Zahl der Bürger von 300 auf 70 herabgeschmolzen. In Hessen, Franken und der Pfalz lagen die Aecker jahrelang unbestellt da, und in den Weinbergen schossen die Reben, welche keine Wartung und Pflege mehr hatten, fruchtlos in's Holz und Laub, und waren von Dornhecken und Brombeerbüschen um- und überwuchert. Wie Lotichius aus eigener Beobachtung berichtet, konnte man damals

für die Kost eines einzigen Tages, ja sogar für ein Stück Brod einen ganzen Weinberg kaufen! Und Aehnliches melden andere Gewährsmänner vielfach aus unserer Gegend. Auf einer Reise begegnete man, nach Venators Versicherung, oft während eines ganzen Tages keinem einzigen Menschen, den man nach dem Weg hätte befragen können, und der Reisende mußte, um unterwegs nicht elend vor Hunger und Durst umzukommen, außer der Nahrung, da die Brunnen zerfallen waren, sogar auch noch Wasser mit sich führen. „Jeder der hier aufgewachsen ist“, jammert Venator, „sucht sein Vaterland vergebens im Vaterlande; er findet Nichts als öde Felber, verbrannte oder in Trümmer zerfallene Wohnplätze, in den wenigen noch stehenden Gebäuden aber weder einen Menschen noch einen Hund. Ueberall herrscht eine erschreckende Leere und Stille, welche nicht sowohl von der Flucht der Einwohner herrührt, als vielmehr eine Folge des allgemeinen Dahinsterbens ist. Denn nur in wenigen Orten giebt es noch so viele Menschen, daß die Entstehung einer Nachkommenschaft möglich ist; — in den meisten sind kaum ein oder zwei bis drei Menschen noch am Leben“.

Drei Denkmünzen wurden zum ewigen Gedächtniß an jene Schreckenszeit in den Jahren 1635—1637 zu Frankfurt geschlagen; — die eine mit der Jahreszahl 1635 zeigt einen über der Stadt schwebenden Engel mit der Zuchtruthe und der Inschrift:

„Es ist genug!“

*

Der wahre Friedensapostel und Segenbringer der Völker ist der Handel, der Gewerbefleiß: wo Handel und Gewerbe blühen, da gedeiht die öffentliche Wohlfahrt; — wo sie darniederliegen, geht diese zurück, und in einem höheren Sinne bleibt es gewiß immer richtig, das bekannte Wort: „Wohlstand schafft Bildung!“

Die Flügel Merkurs wurden schon oftmals zu Fittigen eines neuen Aufschwungs für ein darniederliegendes Gemeinwesen: — eine Stadt, ein Land, ein Reich.

Diese wunderbare Schwung- und Federkraft eines handeltreibenden, erwerbseifrigen Volkes bewährte sich glänzender nie als damals an der Stadt Frankfurt am Main, welche sich in überraschender Schnelle aus dem unsäglichen Elend des deutschen Krieges von dreißig Jahren wieder erhob, an dessen Wunden unser armes Vaterland noch viele Menschenalter hindurch zu heilen hatte; — ja sogar mitten im Kriege noch stockte Frank-

furts Handel nicht völlig, und seine weltberühmten Messen nahmen zwischendurch immer noch ihren Verlauf!

Der verstorbene Stadt-Archivarius von Frankfurt, Professor G. L. Kriegg — ein Sohn unsers Hessenlandes — schließt den betreffenden Abschnitt seiner Geschichte dieser Stadt mit den Worten:

„Im Jahre 1648 endigte mit dem Abschluß des westphälischen Friedens für Frankfurt wie für das ganze Vaterland eine lange Zeit schwerer Leiden. Die Bürger unserer Stadt feierten dieses frohe Ereigniß mit Recht nicht nur durch einen zweimaligen gottesdienstlichen Festtag, sondern auch durch zwei Denkmünzen, durch Glockengeläute, Kanonendonner, Freudenfeuer auf dem Main und Musik von den Thürmen herab. Sie hatten noch mehr als die Bewohner aller andern Städte und Länder Deutschlands gerechten Grund, Gott zu danken und der Freude Raum zu geben; denn das allgemeine große Unglück hatte bei ihnen weniger Wunden geschlagen als anderwärts, und fast keine deutsche Stadt erholte sich so schnell wieder, und stellte ihren Wohlstand so bald wieder her, als Frankfurt. Diese Stadt war die einzige in Süddeutschland, deren Handel, besonders in Betreff der Messe, nicht nur mitten im Krieg fast ununterbrochen fortgedauert hatte, sondern auch unmittelbar nach dem Kriege wieder ebenso lebhaft war, als vor demselben. Schon 9 Jahre nach dem Friedensschluß war die Frankfurter Messe wieder so stark besucht, daß Versäner von der Herbstmesse 1657 fünfzehn bloße Mess-Sehenswürdigkeiten aufführt, unter denen sich zwei spielende Komödianten-Truppen, eine reich ausgestattete Geld-Lotterie, eine Reit- und eine Fechtsschule befanden.“

Merian's Ansicht von Offenbach.

Zum Titelbilde.

Vor mir liegt ein ehrwürdiger, in Schweinsleder gebundener Foliant aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, betitelt: „*Topographia Hassiae et Regionum Vicinarum*. Das ist: Beschreibung und eigentliche Abbildung der vornehmsten Städte und Plätze in Hessen und denen benachbarten Landschaften, als Buchen, Nassau, Wetteraw, Westerwaldt, Löhngau, Solms, Hanau, Witgenstein und andern. Francfurt, durch Matth. Merian. Im Jahr MDCLV.“

Es ist das derselbe berühmte Kupferstecher, dessen auf diesen Blättern mehrfach bereits Erwähnung geschah: Matthäus Merian der Ältere von Basel, der Senior und Ahnherr der in einer Reihe von Kindern und Enkeln beiderlei Geschlechts durch drei Generationen blühenden Künstlerfamilie. Derselbe hat durch seine außerordentlich zahlreichen, nach der Natur aufgenommenen und dann fein und sauber in Kupfer gegrabenen, in der Perspective meisterhaften Prospekte der wichtigsten Städte und Städtchen, Festen und Schlösser des damaligen Europas seinen Namen auf die Nachwelt gebracht.

Nach mannichfachen Wanderfahrten in der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden, siedelte er sich in Frankfurt a. M. an, und starb 1650 zu Schwalbach. Da unser Foliant nun die Jahreszahl 1655 auf dem Titel trägt, so ist er erst fünf Jahre nach dem Tode des wackeren Meisters erschienen, und findet sich daher auf dem Titel auch der erklärende Zusatz: „Zum Truck verlegt von denen Merianischen Erben.“ Und das verhielt sich so.

Nicht nur, daß der gute Merian bei seinem ungeheuren Sammelfleiß und seiner Verlegerlust zuweilen selbst etwas fabrikmäßig und flüchtig arbeitete, seine eignen Blätter daher nicht überall vom gleichen künstlerischen Werthe sind, so stand ihm bei Herausgabe

seiner Städteansichten auch eine Anzahl von Gehülfen und Schüler zur Seite, welche dann nach seinem Tode noch das offenbar gewinnbringende Geschäft fortsetzten, so daß von 1640 bis 1688 (also noch 38 Jahre lang nach des Meisters Tode!) zu Frankfurt noch und nach dreißig Folio-Bände „Merian'scher Topographien“ erschienen, freilich von immer mehr absteigendem Kunstwerthe. Dennoch aber ist und bleibt dieses Riesenwerk eine unerschöpfliche Fundgrube für den Geschichtsschreiber und Culturhistoriker, wie für den Maler und Kunstforscher, und seine einzelnen Bände sind noch heute sehr gesucht und gut bezahlt im Antiquariatshandel.

Nach dem von Merians Erben 1655 herausgegebenen Band der Hessischen Topographie wird auch jene Ansicht von Offenbach gewöhnlich mit dieser Jahreszahl bezeichnet; und so that auch Heber in seiner „Geschichte der Stadt Offenbach“, welcher die Merian'sche Aufnahme gleichfalls in verkleinerter lithographischer Nachbildung beigegeben ist.

Nun fand ich aber auf dem Titelbild des mir vorliegenden Exemplars der „*Topographia Hassiae*“ die Zusatzbemerkung:

„In dieser andern Edition mit sonderm Fleiß durchgegangen, von vorigen Fehlern corrigirt, gebessert und vermehret.“

Die Ausgabe von 1655 ist also eine zweite Auflage, und es mußte noch eine frühere vorhanden sein, was insofern von erheblichem Interesse war, als diese erste vielleicht, ja wahrscheinlich, noch von dem 1650 verstorbenen Meister selbst herührte!

Und so war es in der That! Die Frankfurter Stadtbibliothek besitzt Exemplare beider Ausgaben; die ältere ist zwar ohne Jahresangabe, doch findet sich auf das Fußende des Titels mit vergilbter Tinte das Jahr 1646, freilich mit einem Fragezeichen dahinter, beige-schrieben.

Auch die Hofbibliothek in Darmstadt, deren Ansicht über das Jahr der ersten Edition ich erbat, schrieb mir: „gewöhnlich nimmt man das Jahr 1646 an.“

Es ist also ganz unzweifelhaft, daß die Merianische Ansicht von Offenbach noch aus der Zeit des Altmeisters selber herrührt!

Eine genaue Vergleichung beider Editionen auf der Frankfurter Bibliothek hat mich nun überzeugt, daß die betreffende Kupfertafel der zweiten Ausgabe vom Jahr 1655 nur ein neuer Abdruck des ursprünglichen Holzstockes ist. Die erste, undatirte Ausgabe, welche auch ein Vorwort an den „Großgünstigen Leser“ enthält, ist, trotzdem sich die zweite als „von vorigen

Fehlern corrigirt“ ankündigt, doch, wie fast immer die ersten Ausgaben werthvoller alter Werke, weit geschätzter als die nach des Meisters Tode erschienene von 1655, und wird demgemäß entsprechend höher bezahlt. Auch dürfen wir nun wohl annehmen, daß die sehr fleißig gearbeitete Ansicht Offenbach's von des Meisters eigener Hand gezeichnet und gestochen sei. Der zur Kupfertafel gehörige Text endlich ist in beiden Ausgaben ebenfalls ganz der gleiche.

Die zu Seite 56 der ersten, Seite 97 der andern Ausgabe gehörige Kupferstichtafel ist der Länge nach in zwei Theile getheilt, dessen oberer die Ansicht von Offenbach, der untere das stattliche, heute nicht mehr vorhandene Schloß Kelsterbach auf der linken Mainseite, und im Hintergrunde am jenseitigen Flußufer Höchst mit seinem Schlosse zeigt, das, nachdem es die Schweden 1635 bei ihrem Abzuge gesprengt hatten, später in neuem Styl wieder aufgebaut wurde, und noch jetzt bewohnt ist; — nicht zu verwechseln mit dem großartigen Palast, den in den Jahren 1772—75 Joseph Maria Marcus Bolongaro aus Stresa am Lago Maggiore *) mit einem Kostenaufwand von 900,000 fl. daselbst erbauen ließ, weil man ihm als Ausländer und Katholiken in Frankfurt das Bürgerrecht verweigert hatte, welcher Palastbau, „Troß Frankfurt“ geheißen, noch heute, die übrigen Gebäude des Städtchens hoch überragend, weit in den Gau hinausfähmmt.**)

*) Aus jenen oberitalienischen Gegenden: vom Lago maggiore, aus den Thälern von Piemont und Savoyen, kamen im vorigen Jahrhundert viele Italiener nach Frankfurt; — nach Offenbach auch der Großvater des Verfassers dieser Schrift, Giorgio Pirazzi.

**) Gegenüber von Isola Bella, der schönsten der Borromäischen Inseln. Ein Palast in Stresa, neuerer Zeit der Herzogin von Genua gehörig, heißt noch heute „Palazzo Bolongaro.“ Das von Marcus Bolongaro ursprünglich in Frankfurt zu errichten beabsichtigte Schnupftabakfabrik's- und Wohngebäude sollte das ganze Straßenquadrat zwischen Theater- und Schillerplatz, Steinweg und Vibergasse einnehmen: was würde es heute an dieser Stelle werth sein! . . Höchst gehörte damals zum Erzbisthum Mainz, und der regierende Erzbischof Emmerich Joseph ertheilte Bolongaro um so bereitwilliger die Erlaubniß, sich dortselbst anzubauen und niederzulassen, als Bolongaro Katholik, und es überdies die Absicht des einsichtsvollen Mainzer Kirchenfürsten war, Höchst durch Anbau einer Vorstadt, welcher er den Namen „Emmerichsstadt“ beilegte, zu vergrößern. Das Haus Bolongaro-Crevenna bewahrt noch den schön auf Pergament geschriebenen, mit zwei angehängten Siegeln ausgestatteten Privilegienbrief, den unterm 30. October 1772 Emmerich Joseph den Gebrüdern Marcus und Philipp Jakob Bolongaro (Letzterer als Theilhaber der Firma in Amsterdam etablirt) ertheilte, und worin den Genannten außer dem Bürgerrecht noch um geringes Geld ein großer Bauplatz, sowie steuerfreie Einfuhr des Rohtabaks (gegen eine Ausgangs-Steuer von 8 Kreuzer vom Centner des fertigen Fabrikats) und die Erhebung zum Range von Edlen und Patriziern des Erzstiftes verliehen wurde. Die ursprüngliche Firma hieß: „Fratelli Bolongari“ (Gebrüder Bolongaro); als sich jedoch später der auch aus Italien nach Frankfurt

Von Kellsterbach sagt der begleitende Text der Merian'schen Topographie: „Ist ein fein erbautes, doch bey diesen langwü- rigen Kriegs=Zeiten nicht wenig verheertes Schloß . . . an einem Ede der Drey Eyche, so ein Theil von der Wetteraw ist [!], gelegen;“ — und folgen dann noch einige weitere geschichtliche Angaben.

Ueber Dffenbach aber weiß unser Chronist nichts Anderes zu vermelden, als dieses:

„Unfern davon eine halbe Meyl oberhalb Frandfurt liegt der Flecken Ossenbach an dem Mayn, sampt dem Schloß gleiches Namens: Gehört dem Herrn Grafen von Ysenburg zu.“

Und wie stellt sich nun Dorf oder Flecken Dffenbach von der Stromseite auf der Merian'schen Vedute vom Jahre 1655 dar?

Das dieser Schrift vorgesezte Titelbild, eine getreue Nachbildung der Ansicht von Merian in etwas verjüngtem Maßstabe, könnte uns ausführlicher Beschreibung entheben, wenn es nicht Anlaß zu einigen weiteren Bemerkungen gäbe.

eingewanderte, mit jenem übrigens gar nicht verwandte Franz Bolongaro da- selbst ebenfalls als Schnupftabaksfabrikant niederließ, wurde die Firma der Erste- ren in „Gebrüder Bolongaro-Crevenna“ umgeändert, unter welchem Namen sie heute noch im Hause „Zum Engel“ in der Lönegasse zu Frankfurt besteht, welches 1785 erworben, die Fabrik also wohl auch um diese Zeit von höchst hierher verlegt wurde. Der dortige Palast ist bekanntlich längst nicht mehr Eigenthum der Familie Bolongaro; sein Erbauer Marcus starb kinderlos, und Haupterbe war sein Bruder und Associé, der Urgroßvater des heutigen Seniors des Hauses. — Aehnlich wie im vorigen Jahrhundert hier den Brüdern Bolon- goro, erging es siebenzig Jahre später noch Herrn Carl Naumann, der seine großartige Seifenfabrik auch erst in Frankfurt errichten wollte, wobei ihn jedoch von einem hochweisen Rath in Folge der damaligen verzwickten Frank- furter Zustverhältnisse, und weil man überhaupt die Gründung von Fabriken daselbst nicht gern sah, große Schwierigkeiten gemacht wurden, so daß Nau- mann seine Fabrik im Jahre 1842 in Dffenbach gründete, wo man im Punkt von Gewerbefreiheit und Freizügigkeit längst weit liberaleren Anschau- ungen huldigte, als in der freien Stadt Frankfurt, und Seitens der Be- hörden Naumann in jeder Weise entgegenkam. So ward dieser gewissermaßen denn zum Vater, die Stadt Dffenbach zur Mutter der modernen deutschen Seifenindustrie, insofern das am 1. Januar 1843 hier selbst eröffnete C. Naumann'sche Etablissement als der erste Versuch in Deutschland anzu- sehen ist, die Seife nach einem neuen, von dem Engländer Kendel erfundenen Verfahren aus gebleichtem Palm- und Cocosnußöl in fabrikmäßi- gem Betriebe mit Dampfeinrichtung im Großen herzustellen, — ein Ver- such, der ausgezeichnet gelang, und hier am Platze eine ansehnliche Nachkommen- schaft um sich erstehen sah, indem allein in Dffenbach nach und nach 5—6 weitere Seifenfabriken auf ähnlicher Basis ins Leben traten. C. Naumann war geborner Hamburger, doch schon um's Jahr 1820 nach Frankfurt gekommen, wo er 1822 bereits die nach ihm genannte und ebenfalls heute noch bestehende große Lithographische Anstalt gegründet hatte. Frankfurt aber ward so zu einem kräftigen Förderer der Dffenbacher Industrie, freilich ein wenig — *mal- gré lui!* . . .

Den Mittelpunkt des ganzen Prospektes bildet natürlich das Schloß Iſenburg, und dieſes zwar bis zum Dachanſaß ganz in der Geſtalt, die es auch heute noch zeigt, welche genaue Uebereinstimmung uns wohl der beſte Beweis für die Treue und Zuverlässigkeit in der Wiedergabe auch der übrigen, heute nicht mehr vorhandenen Parthieen dieſes Baues, wie des damaligen Offenbachs überhaupt ſein kann.

Von da, wo bei Merian das Dach anſetzt, ſtellt ſich das Schloß freilich in weſentlich anderer und ſchönerer, dem Styl des ganzen Gebäudes weitaus homogenerer Weiſe dar!

Die beiden halbrunden Vorbaue nämlich, welche am weſtlichen und öſtlichen Ende der Nordfaçade aus dieſer heraustreten, und nach oben jetzt in einer Plattform mit Baluſtrade abſchließen, erſcheinen in dem früheren Schloßbau durch ihren oberen Abſchluß ebenfalls als ausgeſprochene Thürme von ungefähr der gleichen Höhe wie die beiden der Südfaçade. Das Schloß war alſo auf ſeinen vier Ecken von vier Thürmen flankirt, während der inmitten beider Thürme der Nordfronte vorgelegte, heute gleichfalls in einem Söller abſchließende ſchöne Renaissance-Erker damals in einen giebelartigen Aufſaß auslief: zwischen den Thürmen und dieſem Erker war das hohe und ſteile Dach des Schloſſes dann noch durch zwei größere Giebel im Styl der Epoche belebt, die auf der architektoniſch weit prächtiger ausſtatteten Südfaçade ſicherlich ebenfalls, und dort vielleicht noch reicher ornamentirt, vorhanden waren, wie ſich denn auch die beiden Seitenwände des Schloſſes in mächtig geſchwungenen Linien zum Dache aufgiebelten. Das damalige Schloß muß alſo einen ungleich harmoniſcheren und zugleich imponanteren Anblick gewährt haben, als der iſt, welchen es in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt dem heute lebenden Geſchlechte darbietet. Das ganze obere Stockwerk mit ſeiner langen, eintönigen Fenſterreihe im Kaſernenſtyl und dem ſterilen nüchternen Dach, wie es auf uns überkam, iſt alſo das unſchöne Werk einer ſpäteren Zeit, und unzweifelhaft auch die außerordentlich häßliche Bedachung, welche jetzt die obere Galerie der ſüdlichen Front ſchließt: ſo deckt man allenfalls eine Regalbahn, aber keine edle Loggia im Styl des Cinque-Cento! Von der lebenvollen Schönheit des urſprünglichen oberen Aufbaues können wir uns heute auch mit Zuhülfnahme des Merian'iſchen Bildes kaum noch eine ganz zutreffende Vorſtellung machen. Denn gerade in ihren Dachbauten ſprudelte und ſprühte ja die Phantafie der Meiſter der Renaissance am Ueppigſten auf! Ach — warum hat uns der gute Meiſter Merian nicht auch ein Abbild der Südfaçade des Schloſſes hinterlaſſen? Und wahrlich: — als dachloſe Ruine, wie die

des Heidelberger Schlosses, stünde es ungleich schöner und erhabener da, denn in seiner späteren Verballhornung!

Ohne zwingenden Anlaß freilich, das ist ja gewiß, wurde das alte Dach nicht entfernt, und das obere Stockwerk in seiner jetzigen Gestalt aufgesetzt: vielleicht waren das Obergeschoß und der Dachstuhl schadhast geworden, oder ein abermaliger Brand hat sie zerstört. Es ist über diese Vorgänge merkwürdigerweise keine verlässige Nachricht auf uns gekommen, wie doch über Vorgänge weit früherer Zeit geschehen ist! Vielleicht findet sich im Hsenburgischen Archiv zu Birstein noch Näheres darüber.

In ähnlicher Ungewißheit stehen wir vor dem östlich des Schlosses sich präsentirenden seitlichen Bau, der sich auf den ersten Blick fast wie eine Wiederholung des Haupt-Schlosses in verkleinertem Maßstabe darstellt, und zu diesem jedenfalls auch eine Art Dependenz bildete; — ein Bau: halb Kastell, halb Wohnhaus, mit festem Mauerwerk im Erdgeschoß, Giebeldach und zwei kräftigen polygonen Ecktürmen, im Uebrigen aber ohne jeden architektonischen Schmuck. Es mag dieser Bau ursprünglich zur Aufnahme der Schloß-Beatzung, vielleicht auch der gräflichen Beamtenchaft gedient haben. Mit dem Schlosse war dieser Seitenbau (an der Stelle wo jetzt der Zugang zur Schiffbrücke ist) durch eine hohe Mauer verbunden, und scheint die Fagade beider Gebäude, wie auch die Mauer selbst, in Einer Flucht dahinzulaufen, was sich vielleicht vom andern Ufer, von wo aus Merian seine Aufnahme machte, so darstellen mochte, in Wirklichkeit aber wohl anders, d. h. die Linie eine gebrochene gewesen sein muß. Denn unser jetziges Brückenhaus ist in seinem massiv steinernen und gewölbten Erdgeschoße nichts Anderes, als das noch erhaltene untere Stockwerk jenes ehemaligen, angeblich in früherer Zeit auch einmal durch Feuer zerstörten Seitenbaues des Schlosses, und mit seiner Fagade gegen den Fluß hin etwas aus der Schloßlinie herausgerückt. Daß in dem neuen Obergeschoß dieses Hauses Hsenburgische Soldaten bis in die letzte Zeit der fürstlichen Souveränität kasernirt waren, wird mir versichert; die unteren Gewölbe — heute die Wohnung des Brückenwärters — dienten dagegen als Salz-Magazin,*) auch scheinen die Räumlichkeiten des Gebäudes theilweise zu fürstlichen Amtsklokalen benutzt worden zu sein.

*) Das Salz war jedenfalls fürstliches Regal. — Von einer über die Hsenburgischen Truppen einstmals gehaltenen „Heerschau“ pflegte der letztverstorbene Fürst von Hsenburg folgende artige Anekdote selbst zu erzählen. Bei ihm oder einem seiner Vorfahren war ein benachbarter Graf oder Fürst zu Besuch, welcher den Wunsch äußerte, sich die Hsenburgischen Soldaten einmal vorgeführt zu sehen. Serenissimus von Hsenburg ließ nun die gerade zur Hand befindliche Mannschaft an sich und seinem Gaste in dem Corridore des hiesigen — oder Birsteiner — Schlosses vorbeidestilren, und damit ihre Zahl anseh-

Die beide Kastelle (wenn man in Bezug auf ihre fortificatorische Bedeutung diese Bezeichnung einmal anwenden darf) verbindende Mauer setzt sich dann östlich des kleinen noch eine kurze Strecke weit stromaufwärts fort, und zeigt einige schiefshartenartige Oeffnungen, sowie eine zum Flusse hinabführende Pforte, welche für die Offenbacher den einzigen Ausgang nach dem Maine hin bildete, und durch die, Wer zu Wasser ankam, den Ort betrat. Dann bricht die Mauer auf dem Bilde ab, um sich unzweifelhaft in südlicher Richtung fortzusetzen, und aus dem östlichen Mauerwinkel taucht ein rundes Thürmchen mit zuckerhutförmiger Spitze hervor, wie sie sich ähnlich heute noch z. B. in der ehemaligen Ringmauer von Bergen finden. Zwischen diesem Thurme und dem kleineren „Kastell“ ragen dann noch eine Anzahl Häuser, darunter eines mit hohem Dach, und neben letzterem ein vielseitiges Thürmchen im Style der größeren des benachbarten Kastelles, hinter der Mauer auf. Außerhalb derselben ist zunächst die Einnündung eines Baches (des Mühlbaches) in den Main angedeutet; und weiterhin erblickt man zwischen Baum- und Strauchwerk noch eine letzte Häusergruppe, aus welcher ein ansehnliches, zweistöckiges Gebäude mit sehr hohem, steilem Giebeldach besonders in die Augen springt: der Lage nach ganz unzweifelhaft das heute noch, wenn auch in theilweise veränderter Gestalt, daselbst stehende Färber Pfalz'sche Haus, oder ist dieses doch genau an der Stelle von jenem errichtet. —

Von der Westseite des Schlosses zieht sich dann noch eine niedrigere Mauer, oder ein Erdwall (es ist in der Merian'schen Aufnahme nicht deutlich zu erkennen) in der ganzen Ausdehnung des Bildes am Ufer hin; dahinter ragen Büsche und Bäume auf: der gräßliche Schloßgarten, und in diesem ein Gebäude mit scheunenartigem Dach und chorartigem Anbau: die Schloßkapelle, die einzige Stätte der Gottesverehrung im damaligen Offenbach. An der Außenseite führt eine gedeckte Treppe hinauf, vermuthlich der Ausgang der Herrschaften zu ihrem abgeschlossenen Kirchenstuhl auf der Empore.*) Eine Mauer verbindet mit der Kapelle ein hohes,

licher erscheine, nach der Defilade immer rasch „hinten herum“, und so noch mehrmals im Paradeschritt vorne wieder vorbeimarschiren. Das Unglück wollte, daß unter der reißigen Schaar sich auch ein schielender Mann befand. „Nun, wie gefallen Ew. Liebden meine Leute?“ — frug nach Schluß der Kriegerchau Serenissimus seinen erlauchten Gast. „Vortreflich, Ew. Liebden“, gab dieser zurück; „lauter propre Kerls, — nur auffallend viele Schieler darunter!“ . .

*) Die 1703 eingeweihte jetzige Schloßkirche hatte einen gedeckten Gang, der vom Schlosse über den Schloßgraben zur Kirche, und in den herrschaftlichen Stuhl führte, und sind jetzt noch im westlichen Gethurm des Schlosses und in der gegenüberliegenden Wand der Kirche die vermauerten Thüren dieses Ganges deutlich erkennbar. Der Ausgang zum fürstlichen und dem benachbarten Cavalierstuhle war in späterer Zeit vom Thurme aus, und wurde erst beim Umbau

schmales, offenbar massiv steinernes Haus mit einem thurmartig aus der Vorderseite heraustretenden Vorbau und steil aufsteigendem Staffelgiebel (nach Art des Römer-Daches in Frankfurt), auf dessen oberster Zinne ein Storch nistet: es soll der gräflichen und nachmals fürstlichen Familie Hsenburg als eine Art Wintergarten gedient haben, und 1797 abgebrochen worden sein.*) Zu beiden Seiten dieses Hauses erscheinen noch mehrere, wohl ebenfalls zu diesem Hsenburgischen Gebäude-Complex gehörige Dächer; dann weiter rechts einige niedrige, bauernartige Häuschen — und das Bild, und mit ihm Offenbach, ist zu Ende! Wo heute unsere schönen Maingärten eine Hauptzierde unserer Stadt nach dieser Seite hin bilden, war damals ein wahrscheinlich sehr einfacher, vorwiegend den praktischen Zwecken der Obst- und Gemüsezuucht dienender Schloßgarten, und dann wüstes, kahles Uferland, das schroff und steil, hie und da anscheinend nur mit dürrtümigem Strauchwerk bewachsen, zum Wasserpiegel abfällt. Doch auch zwischen Schloß und Schloßkapelle ragen im Hintergrund noch einige Dächer und

im Jahre 1861 entfernt. — Einen überaus schönen Blick hat man von den Stufen der Treppe, welche, wenn man vom Schloßplatze her zur Kirche kommt, in diese hineinführt, auf die Südfacade des Schloßes mit dem Strom zur Seite und der jenseitigen Landschaft im Hintergrund, — einen Blick, den voll zu genießen uns leider nur wiederum zwei Mißstände empfindlich hindern: einmal die hohen Bretter- und Dielen-Stöße, welche uns auch von dieser Seite einen Theil der Schloßfacade verdecken, denn zwischen dem Schloß und dem Octroihaufe befindet sich eine Holz-Niederlage; — was aber noch viel, viel schlimmer ist, und einen reinen ästhetischen Genuß absolut nicht auskommen läßt, das ist der mit fauligem Schlamm angefüllte Rest des alten Schloßgrabens, in welchem überdies noch aus dem gegenüber der Kirche gelegenen Schlachthaus das Blut der getödteten Thiere seinen Abfluß hat — ein Anblick, so widerlich, wie der aus dem Graben, besonders zur Sommerszeit, aufsteigende, die Atmosphäre weithin verpestende abscheuliche Gestank! Und über diesen Graben geht noch dazu auf einer Brücke allsonntäglich der Weg zur Kirche für alle Diejenigen, welche aus dem nordöstlichen Stadttheile kommen, und nicht einen weiten Umweg machen wollen! . . . Schon aus sanitätischen Rücksichten wäre diese größte „*partie honteuse*“ untrer sonst so tüchtig verwalteten Stadt so rasch als möglich durch Ueberbauung mit einem gemauerten Kanal zu beseitigen!

*) Also berichtet J. Königfeld in seiner 1822 (16 Jahre vor Heber's Buch) erschienenen „Geschichte und Topographie der Fabrik- und Handelsstadt Offenbach,“ worin er auf 190 Seiten eine Menge historischer und örtlicher Angaben bringt, die aber, wegen der oft sehr kühnen Voraussetzungen und Schlussfolgerungen, welche er damit verknüpft, nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind, wozu noch eine solche Verschrobenheit, ein oft so grotesker Schwulst der Schreibart kommt, daß diese mühevoll Arbeit in vielen Parttheien füglich ein Muster unfreiwilliger drastischer Komik genannt werden darf. Von einem gewissen wehmüthigen Interesse ist das, dem Buche nach damaliger Gepflogenheit vorgebrachte „Pränumeranten-Verzeichniß,“ welches eine große Anzahl von Namen aus dem Offenbach der zwanziger Jahre aufführt, — Namen, welche heute größtentheils völlig ausgestorben sind! . . . Königfeld soll Lehrer an einer hiesigen Schule gewesen sein.

Thürme — erstere wohl ebenfalls zum Theile herrschaftlichen Baulichkeiten angehörig — und ein weiteres Thürmchen hinter einer Dachfirst zwischen der Schloßkapelle und dem Haus mit dem Storchneß aus der Silhouette Offenbachs auf: und bei diesen allesammt längst verschwundenen Thürmen müssen wir noch einen Augenblick verweilen!

Sehen wir von Rechts nach Links, so haben wir zunächst das eben markirte Rundthürmchen vor uns, dessen helmförmiges Dach sich auf dem Bilde fast so darstellt, als ob es sich auf Pfeilern über einer offenen Plattform erhöhe; — und weiter zwischen Kapelle und Schloß einen andern festen Thurm mit spitzem Kegeldach, ähnlich dem in der nordöstlichen Mauerecke: diese beiden Thürme vermuthlich dieselben, welchen wir nachher bei unserm Spaziergang durch Alt-Offenbach in der Glockengasse noch begegnen werden. Nächst dem Schlosse, doch mehr in der Tiefe, springt dann noch ein ganz schmales und hohes Dach auf, welches auf seiner First ein kleines, spitz zulaufendes Thürmchen trägt: vielleicht das älteste Rathhaus von Offenbach? Gerade davor, da wo sich jetzt der frühere Schloßgraben nach dem Winterhafen (sog. „Winterhalt“) öffnet, erblickt man auf dem Merian'schen Kupferstich eine Art Balkenwerk, welches sowohl eine Zugbrücke als auch eine Schleiße andeuten wollen kann.

Hatten wir nun im Seitherigen schon eine Anzahl von Thürmchen zu verzeichnen, von welchen sich heute keine Spur mehr vorfindet, so treten wir nun erst an die Hauptthürme heran, welche mit dem großen und dem kleinen Schloß in organischem Zusammenhange stehen.

Hoch über den Kamm des Schloßdaches, und zwar genau über der Mitte desselben, steigt nämlich ein mächtiger Rundthurm empor, über dessen niedrer Kuppelwölbung sich noch eine kräftige Laterne mit Helmdach aufbaut, welches auf seinem Knaufe ein Fähnlein flattern hat. Dieser Thurm muß vor der Südfacade des Schlosses, also auf dem heutigen Schloßplatz, dem damals mit Wall und Wassergraben umgebenen Schloßhofe gestanden haben, obgleich dort gegenwärtig nicht ein Stein der Fundamentmauern mehr zu Tage tritt. Solche gewaltigen Rundthürme (im mittelalterlichen Burg- und Schloßbau „Donjons“ oder „Bergfriede“ genannt) finden sich in unserer Gegend vielfach: so an den noch vorhandenen der Schlösser zu Birstein, Büdingen, Höchst, und auch beim Kellnerbacher Schloß, das im Merian mit Offenbach auf dem gleichen Blatte erscheint, wie wir denn gerade in der „*Topographia Hassiae*“ einer großen Anzahl dieser Thurmbauten begegnen. Und auch dafür, daß diese Thürme vom übrigen Schloßbau isolirt

aufzutreten, fehlt es in nächster Nähe nicht an Beispielen; ich erinnere nur an den runden Thurm im Hofe des Schlosses zu Homburg.

Jener höchstaufragende Thurm des Dffenbacher Schlosses hat, neben andern Zwecken, vermuthlich auch als Warte zum Auspähen nach etwa heranziehender feindlicher Heeresmacht gedient, und ist sein völliges, spurloses Verschwinden vom Erdboden geradezu räthselhaft zu nennen! Welche Vorgänge und Ereignisse mögen ihn wohl hinweggefegt haben? Es findet sich, wenn nicht wiederum etwa im Jienburgischen Archive, nirgendwo auch nur eine Andeutung hierüber! . .

Aehnlich lugt denn auch noch hinter dem kleinen Schloßchen östlich des Haupt Schlosses ein niedrigerer, aber anscheinend gleich dicker Thurm mit seiner etwas massigeren Kuppel hervor, deren Construction anzudeuten scheint, daß der Thurm nicht rund, sondern, wie die Thürme nach der Wasserseite, polygon angelegt war. Die oben aufgesetzte Laterne mit dem glockenartig darübergestülpten Dach und dem Knopfe darauf, ist völlig entsprechend dem Abschluß der vier Thürme des Haupt Schlosses.

Nun bleibt schließlich noch ein sonderbarer Thurmbau zu erwähnen, der sich, rund und fast so mager wie ein Fabrikshornstein unserer Tage, jedoch nach unten etwas ausgeschweift, an die östliche Schmalseite des Schlosses anzuschmiegen scheint, und dessen Fuß hinter der das große und kleine Schloß verbindenden Mauer verschwindet. Er steigt bis über die Dachfirstlinie des Schlosses empor, ist mit einer niedren Kuppel gedeckt, und zeigt nur zwei kleine Fensteröffnungen, und zwar dicht unter jener. Was dieser Thurm bezweckte, ist durchaus unklar; als „Luginßland“ kann er kaum gedient haben, denn die übrigen Schloßthürme sind ebenso hoch, der „Donjon“ noch ein gut Stück höher.

Auch diese beiden Thürme sind völlig und spurlos verschwunden; doch zeigt jene östliche, dem kleineren Schloße zugekehrte Schmalseite des großen Schlosses, an welcher der letztgedachte Thurm emporstieg, noch vielfache Spuren von abgebrochenen Maueranfüßen; das Steinwerk ist hier rauh, brüchig und stellenweise wie zerstückt, auch die Umrisse eines hier einstmals angebaut gewesenen Giebel-daches sind an jener östlichen Außenwand noch deutlich erkennbar, überhaupt klar ersichtlich, daß sich an diese Seite des Schloßbaues noch weitere Theile, vermuthlich fortifikatorischer Art angeschlossen. Ebenso finden sich beim Ostthurm der Südseite, wie nicht minder auch an der Nordseite nach dem Schloßgraben zu, noch verfallene und abgebrockelte Reste einer ehemaligen gewaltigen Befestigungsmauer.

Soviel wird jedenfalls schon aus Merian's Ansicht vollkommen unzweifelhaft, daß Schloß und Ort Offenbach auch nach dem zerstörenden Einfall der kurmainzischen Knechte wiederum mit Mauern und Thürmen bewehrt war; — ja, noch ohne auch nur einen einzigen Kirchthurm zu haben, konnte es damals doch mehr Thürme aufweisen, als heute: wir besitzen gegenwärtig vier Kirchthürme und zwei Schloßthürme; auf dem Merianischen Prospekt von Offenbach aber zählen wir am großen und kleinen Schloß allein neun, und außerdem noch fünf, — im Ganzen also vierzehn Thürme von Offenbach!

VI.

Offenbach's allmähliges Heranwachsen zur Stadt.

Ein Kapitel — nur für die Offenbacher.

„Und abermals nach hundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.“
Frei nach Rückert.*)

Die ältesten Theile des „Fleckens Offenbach“ (als welchen ihn Verzers Chronik von Frankfurt noch um's Jahr 1500 bezeichnet) waren die um das Schloß herum gruppirten, und es ist sicher, daß damals, als Johann Philipp von Hessen-Offenbach zur bleibenden Residenz erhob und seine Hofhaltung daselbst nahm, also 1685, schon geraume Zeit bestanden: die Schloß- und die Schloßgrabengasse, die Kirch-, Born-, Mühl-, und Sandgasse, sowie die östliche Häuserreihe der Glockengasse. Die Schloßgrabengasse zog sich der östlichen Seite des Schloßgrabens entlang, welcher in unregelmäßigem Viereck, dessen Nordseite das Schloß selbst bildete, den Schloßplatz umrahmte. Inwieweit diese Gassen ganz oder theilweise in die früheren, von den Mainzern gebrochenen Schloßbefestigungen mit einbezogen waren, läßt sich heute mit Sicherheit nicht mehr feststellen.**)

Die erste Erweiterung des damaligen Offenbach erfolgte dann nachweislich durch Aufbau der westlichen Häuserreihe der Glockengasse, in der man denn auch auf eben dieser Seite, wahrscheinlich von den umherliegenden Steinen

*) In Friedr. Rückerts „Chidher“ heißt es bekanntlich: „Und aber nach fünfhundert Jahren“ — was für unsere Wanderung durch Offenbach's Vorzeit indessen doch allzu ausgedehnte Intervalle wären! . .

**) Was Königfeld in seiner Topographie von Offenbach darüber mittheilt, ist völlig unklar, verworren und theilweise auf ganz abenteuerliche Hypothesen gegründet, so z. B. daß die Römer in Offenbach bereits ein großes und kleines Kastell gehabt hätten, und mehrfach zu Anfang dieses Jahrhunderts in den älteren Stadttheilen noch vorhandene Mauerreste ebenfalls auf sie zurückzuführen seien.

der zerstörten früheren Mauern, zwei Thürme errichtete, wohl dieselben, welche wir auf der Merian'schen Bedute zur Rechten und Linken der Schloßkapelle im Hintergrund aufragen sehen,*) und von welchen der nördliche, am Ausgang des späteren Französischen Gäßchens gelegene, der Glockenthurm (und nach diesem dann auch die neue Gasse selbst) zu benannt wurde, weil man ihn mit einigen Glocken versah, die nun die Bewohner des Ortes zur Andacht in die nahe Schloßkapelle zu rufen hatten, welche annoch eines eigenen Thurmes und Geläutes entbehrte. Der zweite Thurm aber, welcher etwa an der Stelle der jetzigen Schankwirthschaft „Zur Glocke“ stand, wurde als Straßthurm benutzt (damals hieß es ja von einem Delinquenten: „Er muß in den Thurm!“ . .), und nach einem sich später auf ihm ansiedelnden Storch: der Storchsthurm geheissen.

Mehrere dieser ältesten, und noch einige später hinzugekommene Theile unserer guten Stadt tragen in ihren Häusern von Fachwerkbau mit Ziegeldach, sowie in ihren engen krummen und winkligen Gassen noch heute das deutliche Gepräge Dessen, was Offenbach ursprünglich gewesen, bevor es allmählig zu einer modernen Industrie-Stadt von Weltruf heranwuchs, welche in unseren Tagen sogar durch den Besuch der Kaiserlichen Gesandtschaft aus China ausgezeichnet wurde: — nämlich ein Dorf, und später ein Flecken, von einer ackerbautreibenden Bevölkerung bewohnt, wogegen hinwiederum Frankfurt in seinen ältesten Parthieen sich noch bis auf diesen Tag den Charakter der deutschen Reichsstadt vollkommen bewahrt hat.***) Was aber in Offenbach und andern Städten die Boreltern krumm gemacht, daran hat ein volles späteres Jahrhundert noch gerade zu biegen!

Der älteste uns erhaltene, und nunmehr in meinem Besitz befindliche Plan von Offenbach trägt leider keine Jahreszahl; doch sprechen verschiedene Anzeichen dafür, daß er etwa aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt. Er ist 57 Centimeter breit, 42 hoch, sauber in Kupfer gestochen (den der Steindruck, welcher nachmalig durch seinen Erfinder Senefelder frühzeitig nach Offenbach kam, existirte ja damals noch nicht), und trägt auf einem von allegorischen Figuren umgebenen zopfigen Schild in der unteren Ecke links die Inschrift: „Grund-Riss des Uhr Alten Fürstl. Resi-

*) Mit hin müßten sie noch vor dem Jahre 1646 errichtet sein, wenn wir nicht annehmen wollen, daß die beiden Thürme auf dem Merian'schen Bilde wiederum ganz andere gewesen seien, als die in der Glockengasse.

**) Da in der Frankfurter Bemerkung von Alters her gewöhnlich die sog. Dreifelder-Wirthschaft eingeführt war, so daß jeder Acker im dritten Jahre brach liegen mußte und zur Viehweide benutzt wurde, so darf wohl angenommen werden, daß es unsere Alt-Offenbacher Bauern ebenso gehalten haben. Diese Bemerkung hier einzuflechten, bietet die obige Stelle im Text wohl einen schicklichen Anlaß.

dentz-Orts u. Marckfleckens Offenbach am Mayn, gezeichnet und in's Kupfer gebracht von Joh: Conrad Back.***) Da sich dieser Name in den hiesigen Kirchenbüchern nicht vorfindet, so war der Verfertiger des Planes vermuthlich kein Offenbacher; — vielleicht wohnte er, gleich den Merians, im nahen Frankfurt.

Es ist nun gewiß charakteristisch für die Naivität der Urgroßväter-Zeit, daß Herr Johann Conrad Back lobesan schon damals unser Offenbach für „uhr=alt“ erklärte, dabei aber, wie schon bemerkt, ganz überfah, oder es doch für durchaus unwesentlich erachtete, seinem Opus die Jahreszahl der Herausgabe beizusetzen, die für uns heute vom allergrößten Interesse wäre!

Ich lade meine Leser, insbesondere meine Offenbacher Leser, nunmehr ein, mit mir als Cicerone einen Rundgang durch die Vaterstadt anzutreten, wie sie sich nach jenem Plane und weiteren Mittheilungen etwa vor anderthalb Jahrhunderten darstellte. Viel Unterhaltung kann ich den Wandergenossen auf diesem Gange freilich nicht bieten. Er ist indeß unerläßlich für Jeden, der ein richtiges Bild Alt-Offenbachs zur Zeit unserer Urgroßväter gewinnen möchte.

Offenbach nun stellt sich auf diesem „Grund-Riß“ als ziemlich quadratisch abgeglichener Ort dar, im Norden von dem „Mayn-Fluß“ bepült; östlich mit dem „Großen Biergrund“ abschließend, der sich auf dem Plane als so ziemlich die geradeste Straße des damaligen Offenbach präsentirt;**) südlich von der noch häuserlosen „Straß von Frankfurt nach Nürnberg“ (der historischen „Geleitstraße“, wovon im nächsten Kapitel), und im Westen von dem zwischen Garten- und Ackerland hinlaufenden „Weg nach dem Mayn“ begrenzt, welcher zwischen der „Neu- oder Herrn-Gaß“ (die 1691 angelegt wurde) und der späteren Kanal-, jetzigen Kaiserstraße vom westlichen Ende der „Juden-Gaß“ in gerader Richtung bis zu der Stelle am Mainufer hinführte, die auf dem Plane als „An der Holz-Lad“ bezeichnet ist. Eine Domstraße existirte ebenfalls noch nicht; das ganze Terrain westlich der Herrnstraße stellt sich auf

*) Eine getreue Nachbildung dieses einzig noch vorhandenen Exemplars gab (mit alleiniger Ausnahme der allegorischen Figuren, aber genau in der Größe des Originals) Ende 1875 die hiesige lithographische Anstalt von F. W. Hirschmann heraus, und befindet sich dieser alte Plan von Offenbach seitdem hier in vielen Händen.

**) Im 23. Artikel der Privilegien, welche Graf Johann Philipp von Hessenburg 1705 den hier angesiedelten französischen Reformirten gewährte, heißt es: „daß ihnen der Platz hinter der großen Brauerei („derrière la grande Brasserie“) wegen des dort fließenden Wassers vorzugsweise zum Anbau eingeräumt werden solle“. Es muß sich also dort in jener Zeit bereits eine große Bierbrauerei befunden haben, wonach denn die spätere Straße der „Große Biergrund“ genannt wurde.

Da noch oben mit 15 Sassen lang

dem Plane als ein in viele einzelne Grundstücke abgetheiltes Gartenland dar. Daß der Ort damals zu einem großen Theil mit Mauern und Gräben umgeben, auch mit zwei Thoren versehen war, zeigt der Bac'sche Plan deutlich. Diese Mauer zog von dem westlichen Ende der „Frankfurter Gäß“, wo sich (etwa in der Gegend des heutigen Stadthauses) das „Frankfurter Thor“ verzeichnet findet, südlich bis zur Frankfurt-Nürnberger Straße hin, lief dann in östlicher Richtung bis zu der Stelle der heutigen Bieberer Straße, wo der Schnegelbach von Süden her an die Stadt herantritt, und grenzt dieser nun in ziemlich geradlinigem Laufe das damalige Offenbach bis zum Maintröme, in den er ausmündet, ab. Dieses Wasser, welches in der Gegend der heutigen Bleiweißfabrik von Sprenger, Eberle & Co. eine Mühle — die „Quanten-Mühle“ — trieb, heißt auf dem Plane „der Mühl-Graben“, von dem sich längs der Frankfurt-Nürnberger Straße aber noch ein zweites Gewässer, der „Mühl-Bach“, zur Linken abzweigt, und unter der Stadtmauer und dem Kleinen Biergrund hindurch in ein breites, und bis nahe an den Fluß hingestrecktes Wasserbecken, „der Wasser-Wag“ genannt, ergießt, welches ja als „Wog“ noch bis vor wenigen Jahren, wo es zugeworfen, und der Mühlbach in den Biergrund-Kanal eingeführt wurde, vorhanden war, und seinen Abfluß in den Main nahm.*) Auch der kleine Bornbach, der vor etwa zehn Jahren bei Kanalisation der Sandgasse verschüttet ward, ist zwischen dieser und der Schloßgasse, auf dem Bac'schen Plane eingetragen, wo er sich mitten durch angebautes und abgetheiltes Baum- und Gartenland dahinschlängelt. Offenbach, heute eine Handels- und Industriestadt, verdient daneben noch immer den Beinamen der „Wald- und Wiesenstadt“, da ein weiter Kranz der üppigsten Wälder und Wiesen es im Süden und Südwesten umrahmt. Diesen Wiesen aber entströmen zahlreiche Bäche und Bächlein, und in früherer Zeit, wo sich das feuchte Wiesenland bis hart an den Ort heranzog, scheint es auch an weiten sumpfigen und morastigen

*) Der „Wag“ (im Weisthum der Bebraer Mark vom Jahre 1385: „der wad“) bedeutet im Altsächsischen ein wogendes Wasser, und daraus entstand später durch Verdunkelung des Vokals „Wog.“ Das berühmte Richard Wagner'sche „Wagalarela“ hängt direkt damit zusammen. „Wog“ (ohne Noth auch „Woog“ geschrieben) meint ein großes und tiefes Fluthbecken, auch ein teichartiges Wasser. Bekannt sind ja der „Kleine“ und „Große Wog“ in Darmstadt. — Ein langgestrecktes Gelände hinter der Neuen Kaserne, und weiter hinaus rechts der Chaussee nach Bieber führt die Bezeichnung: „Am“ und „Im Landgrafensee.“ Dort hatte sich von dem vom Bieberer Berg und den angrenzenden Wäldern und Wiesen herabkommenden Wasser ein kleiner See, der Landgrafensee, gebildet, welcher Sommers ziemlich austrodnete, nach Theilung der Bieger Mark aber von dem dieselbe regelnden damaligen Oberschultheißen Budden, der von Veruf ja Bautechniker war, in den Mühlbach abgeleitet, und dadurch für immer beseitigt wurde. Die Gewanne „Im“ und „Beim Mittelsee“ und „Im Seewasser“ (heute größtentheils schon mit Straßenanlagen ver-

Stellen zwischen den ersten Häusern und Gassen, wie draußen an den noch nicht durch Wasserabzüge trocken gelegten Wiesen keineswegs gefehlt zu haben, und eben jener „Wag“ oder „Wog“ ursprünglich nichts Anderes denn ein großer Sumpf gewesen zu sein.*)

sehen: die „Mittelseestraße“ führt mitten hindurch) scheinen dagegen niemals ein See oder dergleichen gewesen zu sein, liegen dafür auch wohl zu hoch; nur einer kleinen, sumpfigen Wiese in jenem Theil der Offenbacher Gemarkung erinnern sich noch die ältesten Leute. Ueber den „Tempelsee“ sehe man die weiter folgende Note. — Provinzialismus hiesiger Gegend ist, und kommt ebenfalls bereits im Bebraer Weisthum vor, anstatt „der Bach“ zu sagen „die Bach“: die Mühlbach, die Schnegebach, die Gänzbach. Letzteres ist der seit langer Zeit schon im Schwange gehende volkstümliche Name für einen der beiden Wiefenbäche (der Mühlbach und der Neue Mühlbach, — vergl. Seite 8 und 9), welche oberhalb der Bleiche nächst der Bleiweißfabrik zusammenfließen und den Schnegebach bilden, und wird fälschlich wohl auch für diesen selbst gesetzt.

*) Ein kürzlich von mir erworbener dickleibiger Foliant führt den langathmigen Titel: „Behauptete Vorrechte derer alten Königlichen Bann=Forste, insbesondere des reichsleibbaren Forst= und Wild=Banns zu der Drey=Leich, mit einem Beweis= und Urkunden=Buch, wie auch zweyen darzu gehörigen Land=Charten, nebst einer Abhandlung über die Regalität derer Jagten, verfaßt von Friedrich Carl Burl. — Offenbach, gedruckt bei Johann Heinrich Faust, Hochgräflich=Hsenburgischen Hof= und Canzeley=Buchdrucker. ANNO MDCCXLIV.“ (1744.) Ueber eintausend Seiten sind hier mit den eingehendsten Untersuchungen der verwickeltsten und dabei trockensten Rechtsverhältnisse angefüllt: ein Beweis, in welchen Dingen sich die Juristerei einer früheren Zeit gefiel, zugleich aber auch, in welcher heillosem Durcheinander sich diese Art von Rechtsfragen noch im vorigen Säculum befanden! Uns interessieren bei diesen „Hsenburgischen Deductiones“ einzig die ihnen beigegebenen zwei großen, von A. Reinhardt in Frankfurt sauber in Kupfer gestochenen „Land=Charten“: nämlich des „Forestum Dreyeich, oder Becird des Bann=Forsts zur Dreyeich,“ — und des „Dreyeicher Wild=Bann, insofern er sich insbesondere über die Gemarkung der Stadt Frankfurt und die angrenzende Gegenden erstreckt.“ Während das in Vauban's System befestigte Frankfurt=Sachsenhausen mit seinen sternförmigen Wällen und Bastionen klar und scharf auf letzterem Plane vom Jahre 1743 hervortritt, erscheint Offenbach fast genau quadratisch, wie wir es auch auf dem Bachi'schen Plane sich darstellen sehen. Ein Bach ohne Namensbezeichnung bildet auch hier die Grenze der „Dieger Mard“: hüben ist fast Alles Ackerland, drüben Wald. Hinter der „Tempel Mühl“ findet sich da denn wieder ein kleines Wasserbeden verzeichnet: „der Tempel See“, der seinen Abfluß nach der Mühle, und bei dieser in den vorhin erwähnten Bach, den Mühlbach (Grenzbach, Gänzbach) hat. Vielleicht ist, da wir hier doch unmöglich an einen „Tempel“ denken können, dies Wort nur verderbt aus „Tümpel“, was ein stehendes Wasserloch meint. Ein Stück westlich des Tempelsee's stoßen wir auf die „Lautersborn Mühl“, an der vorüber ein Weg zum „Wildhoff“ führt, und zwar wieder an einem Teich oder kleinen See vorüber. Zwischen Wildhof und Hsenburg bezeichnen drei Häuschen „das Graubruch“, also den „Grafenbruch“, denn „Graf“ wurde mittelhochdeutsch „grābe“ geschrieben, und da für u in der alten Schreibart ebenfalls ein v gesetzt ward, auch im Späteren für „grāve“ oft geschrieben und gelesen: „grauv“. (Anstatt also zu sagen: Ein X für ein U setzen, hieße es wohl richtiger: Ein B für ein U setzen!) Ein kleines Stück südlich des Grafenbruchs finden wir

Nun zurück zur südlichen Mauer von Offenbach! Da, wo sich das heutige Gasthaus „Zum Engel“ befindet, öffnete sich in der Mauer ein zweites, wie es scheint mit einem Thürmchen versehenes Thor: das „Galgen-“, später „Hanauer Thor“. Den ersteren Namen führte es von dem draußen im Feld aufragenden Hochgericht.*) An der Stelle der jetzigen Brauerei und Gastwirth-

wiederum ein teichartiges Wasser: „Der Graue See“ (Grafsensee), und östlich von beiden eine Stelle im Walde als „der Ducaten Platz“ bezeichnet. (Da der Grafenbruch im gräflich Schönborn'schen Forste liegt, hat er wohl daher seine standesgemäße Bezeichnung.) In jener Gegend, wo bei Bad die „Quangen-Mühl“ aufgeführt ist, hat der Plan bei Buri „die Webes Mühl“ — beide Mühlen wohl eine und dieselbe, und der vorgesezte Eigename der ihrer jeweiligen Besitzer. Auch die „Diebels Mühl“ ist auf dem Plan verzeichnet, und am Weg nach Bürgel die „Zügelhütt.“ Der vom „Brandborn“ in südwestlicher Richtung am Waldsaum hinführende Weg hieß auch damals schon „der Buchrain,“ unser heutiger Buchrain-Weiher aber auf dem Plane von 1743 „der Räßträger Weyer“; der benachbarte „Deutschherren-Weiher“ hat dagegen auf der Karte keinen Namen. Ein kleiner Waldbestand auf dem Dreieck zwischen dem aus dem ersten Weiher fließenden Bach und dem Buchrain heißt „die Dide“; der Wald zwischen Buchrain und „Beder Weeg“: — „das Lehen“; der Wald zwischen Bederweg und der „Böhenhäuser Straß“: — „das Schär-Wäldgen“. Der Offenbach-Oberrieder Fußweg endlich führte mitten durch Weinberge, die, wenn der Plan so richtig und genau ist, als er zu sein scheint, fast sämmtlich links der jetzigen Chauffee, wo also heute Wald- und Gärtnerei-Land, angelegt waren. Ein rechts dieses Fußwegs nahe bei Oberrad einzeln stehendes Haus ist auf der Karte als „die Flaschenburg“ bezeichnet. — Jener oben genannte Offenbacher Buchdrucker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hieß also fast genau so, wie der berühmte Schwarzkünstler und Nekromant des 16. Jahrhunderts, Dr. Johann Faust, — und den andern Vornamen „Heinrich“ führt er bekanntlich bei Goethe! Auch der Mithelfer Gutenbergs bei der Erfindung der Buchdruckerkunst, Johann Fust, wird ja oft „Faust“ genannt und mit jenem Doktor der Magie verwechselt.

*) Der Galgen stand weit außerhalb im Feld in jenem Theil der Offenbacher Flur, welche „In den Stümpfen“ heißt. Eine kurze Strecke hinter dem eingehetzten Terrain der Schäfer'schen Wachsstuchfabrik zweigt sich heute von der Senefelder Straße (früher: Sprendlinger Weg) zwischen Aedern ein Feldweg zur Rechten ab, der uns nach wenig Schritten schon auf die ehemalige Richtstätte von Offenbach führt. Der Grund und Boden derselben war fürstlich Hensburgisch; der Galgen bestand aus drei von Sandsteinblöden massiv aufgemauerten Pfeilern oder Säulen, die oben durch Querbalken verbunden waren. Dieser Galgen ward erst in den zwanziger oder gar Anfangs der dreißiger Jahre entfernt, indem man ihn auf den Abbruch verkaufte, und soll ihn ein Müller im Hain gesteigert haben, um aus den Steinen ein Wasserwehr zu errichten. Die letzte Hinrichtung, welche hier stattfand, war die von Konrad Werner im Jahr 1811 oder 1812. Konrad Werner, genannt „der schwarze Konrad“, und sein Bruder Johannes Werner, *ulgo* „Buttmuttwutt“ (alle Räuber jener Zeit haben ihre Beinamen, und oft die sonderbarsten) gehörten zu der berüchtigten Bande des Georg Philipp Lang, genannt „Hölzerklips“, welche im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die Gegenden des Mains, des Obenwaldes, des Speffarts und Oberhessens so unsicher machte. Hölzerklips ward wegen eines an der Bergstraße begangenen Straßenraubs und Nord's, wozu noch 15 weitere Straßenraube und 22 Ein-

schaft „Zum Lämmchen“ stand eine Ziegelhütte; daneben an der Nürnberger Straße lag der Friedhof (nun Wilhelmsplatz). Auf der andern Seite, wo heute das Peter Becker'sche Haus steht, war das „Sieche-Haus“, daneben des „Waffen-Meisters Wohnhaus“ gelegen, welches sich ja noch bis in unsere Zeit an derselben Stelle in der spätern Geleitstraße befunden hat. Außer diesen paar Häusern vor dem Galgenthor: des Abdeckers Wohnung, dem Spital und Kirchhof, der Ziegelhütte und Quangenmühle, war dort außen Alles

brüche und Diebstähle kamen, am 31. Juli 1812 mit zwei Genossen in Heidelberg mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht. Der Schauplatz der Thaten des Werner'schen Brüderpaares war Oberhessen; namentlich fielen ihnen unterschiedliche Straßenräubereien im Büdingen Walde, bei Selnhausen, Dörnigheim zc. zc., Einbrüche bei Friedberg, in Wilhelmshad u. s. w. zur Last, die sie theils einzeln, theils zusammen und mit Hölzerlitz ausführten. Wodurch sie aber ihren Kopf verwirkten, das war ein mit Nord verbundner Straßenraub, den sie bei Heddenbergheim, Kreis Nidda, in Oberhessen verübten, und zwar in Gemeinschaft mit Johann Borgener, genannt „der Polengänger Dannes“. Aus Langenselbold, wo die Untersuchung gegen Johannes Werner (offenbar der schlimmere der beiden Brüder, ein richtiger Straßenräuber, — sein Bruder Konrad mehr Einbrecher und Dieb) zuerst von Amtsrath Pohl geführt wurde, lieferte man den Mörder in das hiesige Gefängniß am Schloßplaz ab, in welchem er, gleich seinem Bruder zum Tode verurtheilt, mit diesem der Hinrichtung entgegen sah, letzterer jedoch zuvorkam, indem er sich wenige Tage zuvor in seiner Zelle erhängte. Sein Leichnam wurde, nach alter Gepflogenheit in eine Thierhaut gewickelt, den Strick um den Hals, durch den Schinderknecht auf dem Abdeckerkarren hinausgefahren, und unter dem Galgen verscharrt; für die Execution Konrad Werners bagegen draußen ein Schaffot errichtet, und er auf diesem vom Scharfrichter Hoffmann aus Frankfurt enthauptet, wozu eine ungeheure Volksmenge von nah und fern zusammenströmte, unter der sich das „ewig Weibliche“ wiederum besonders hervorthat. Von Frankfurt strömte es nur so zu Fuß und Wagen heraus, und die meisten unserer noch lebenden alten Männer wurden damals von Vätern und Großvätern mit zur Blutstätte genommen, und auf den Schultern emporgehoben, um nur ja das entsehlige Schauspiel recht genau mit ansehen zu können!.. Beim Rathhaus auf dem Markte machte der Zug mit dem Armensünder Halt, und wurde diesem hier durch den fürstlichen Hofrath Neuhoß der Stab gebrochen. Als das Haupt des Mörders dann auf den ersten Streich gefallen war, wofür die Menge den Scharfrichter mit lautem Bravo, viele vom sogenannten „zarten Geschlecht“ mit Tücherschwenken ehrten, reichte es der Freirecht dem Hofrath Dr. Bernhard Meyer hin, der sofort nach der Execution, wozu er sich vom Fürsten die Erlaubniß erwirkt hatte, das Blutgerüste bestieg, um zu untersuchen, ob die Gesichtsmuskeln des eben Hingerichteten noch zudende Bewegungen zeigten, wie man das schon oft beobachtet haben wollte. Es ließ sich jedoch hier nichts Dergleichen mehr wahrnehmen. Ein Mädchen, das an der Fallstucht litt, trank nach gut mittelalterlichem Recept von dem frischen, warmen Blute des Enthaupteten, welches der Scharfrichter für sie in einem Glase auffing; dann mußte sie laufen, so lang und so weit Weine und Athem ihr dies gestatteten: ob die Blutkur sie aber auch von ihrem Uebel geheilt hat, darüber meldet die Tradition Nichts!.. Das war die letzte Hinrichtung in Offenbach! — Johann Michael Hoffmann, Scharfrichter in Frankfurt von 1789 bis 1841, war durch seine Virtuosität im Kopfab schlagen, seine kunstgerechte Art des Enthauptens weit und breit berühmt, und wurde vielfach auch in die Nähe und Ferne hingerufen, um dieses traurigen Amtes zu walten. Hoffmann war

Acker-, Garten- und Wiesenland. Der hindurchführende breite Fahrweg, längs dessen die spätere Waldstraße (welche anfänglich „Krißstraße“ hieß) erbaut wurde, ist als „Straß nach Darmstadt“ bezeichnet.

So war denn unser Offenbach also noch im vorigen Jahrhundert, mit alleiniger Ausnahme des offenen Stückes von dem Ende der Frankfurter Straße bis zum Main, von Mauern und Wasser

ein in seiner Art ganz gebildeter Mann (von Beruf soll er ursprünglich Chirurg gewesen sein), von stattlicher Erscheinung und würdevollem Auftreten, und in gewissem Sinne eine populäre Figur im alten Frankfurt und der ganzen Umgegend. Zu einer Hinrichtung machte er sehr sorgfältige Toilette, legte aber auf dem Schaffot Rock und Weste ab, und vollzog dann in feierlicher Haltung den Akt der Justifikation so reinlich und so zweifelsohne, daß sein blüthenweißes Hemd selten auch nur durch ein Tröpflein des aufspritzenden Blutes besleckt wurde. Er hat — elegant geköpft!.. Das Städtische Museum in Frankfurt bewahrt von dem letzten Scharfrichter der Freien Reichsstadt vier große Richtschwerter, von denen zwei noch blank und scharf geschliffen sind. Auf der Klinge des einen steht: .

*Die Herren steuern dem Unheil,
Ich exequir ihr Urtheil —*

und auf der andern Seite:

*Wan ich das Schwert dun aufheben
So wünsche ich dem armen Sünder das ewige Leben. — —*

Jener Hofrath Bernhard Meyer aber war einer der bedeutendsten und liebenswürdigsten Menschen, welche jemals unsere Stadt bewohnten, und wenn es mir einst noch vergönnt sein sollte, „Offenbacher Menschen und Zustände im ersten Drittel unseres Jahrhunderts“ zu schildern — wozu der reiche Stoff längst von mir gesammelt ist — so wird jenem Manne jedenfalls ein eigner Abschnitt darin gewidmet werden. Bernhard Meyer, 1768 in Hanau geboren, kam 1797 von da als Arzt und Zahnarzt nach Offenbach, wo er die noch heute an gleicher Stelle befindliche Apotheke auf dem Markt errichtete. Was ihm aber einen sehr weitgehenden Ruf verschaffte, das war seine Bedeutung als Naturforscher, namentlich als Ornithologe. Mit Dr. Joh. Wolf in Nürnberg gab er 1804 und 1805 die „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ heraus, ein Riesensoliant mit den herrlichsten colorirten Vogelportraits, wahren Kunstwerken, welchen noch ein Band Text in deutscher und französischer Sprache beigegeben war. Dieses kostbare Werk wurde nur in 16 Exemplaren aufgelegt! Das Titelblatt nennt die vielen gelehrten Gesellschaften, deren Ehrenmitglied Meyer gewesen. Mit den hervorragendsten Geistern Deutschlands war er bekannt und befreundet, wovon uns sein berühmtes Stammbuch noch heute Kunde giebt, in das sich u. A. auch Alexander von Humboldt eingeschrieben. Goethe suchte Meyer bei seiner Reise am Rhein und Main (1814 und 1815) in Offenbach auf, und widmete ihm einen eignen Abschnitt in seiner Schilderung dieser Reise; — ebenso Seume 1802 auf der Heimkehr von seinem Spaziergang nach Syrakus. Ein von Dr. Ed. Rüppell in Abyssinien entdeckter kleiner Papagei ward Meyer zu Ehren von der Sendenbergschen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt „*Psittacus Meyeri*“ benannt, und seine berühmte Vogelsammlung für 5000 fl. vom Sendenbergschen Museum angekauft, in welchem sie den eigentlichen Grundstock der ornithologischen Abtheilung bildete. Das Haus des geistreichen Epikuräers am Markte war zugleich eine der gastlichsten Stätten des damaligen Offenbach, und einer von Wit und Humor belebten Geselligkeit. Hofrath Meyer starb am Neujahrstage des Jahres 1836.

auf allen Seiten umschlossen, ist mithin nach der Mainzischen Zerstörung seiner frühesten Fortification in offenbar weiterem Umfange abermals befestigt worden. Und zwar mit Mauerwerk oder durch Wasser; mit Beiden zusammen, nach Bad, nur um das Schloß her, und von der Südwestecke des Ortes längs der Straße nach Nürnberg bis zum Galgenthor, wo sich scharf außerhalb der Mauer ein schmaler Graben hingezogen zu haben scheint: vom Galgenthor bis zum Mühlgraben läuft dann wieder nur Mauer; von da bis zum Mainne nur Wasser — soweit der vorliegende Plan eben getreu ist. Von den auf dem Merian'schen Bilde befindlichen Mauern nach der Stromseite zeigt unser Plan eben so wenig eine Spur mehr, als von dem mächtigen Rundthurm im Schloßhof; — merkwürdigerweise aber auch nicht von dem östlich neben dem Hauptschlosse ehemals befindlichen kleineren Schlosse, dessen massive, gewölbte Erdgeschosräume doch heute noch im Brückenhaufe vorhanden sind! Bei dem Mangel zuverlässiger Aufzeichnungen aus der alten Zeit, und ganz unzweifelhaft authentischer Situationspläne, tappt der spätere Chronist eben gar vielfach im Dunkel, wozu noch kommt, daß im Jahre 1721 ein großer Brand einen Theil des Ortes, und darunter vornehmlich die neuerrichtete Zubengasse sammt Synagoge in Asche legte.*)

Soviel ist indessen gewiß, daß, als 1691 „die neue Gasse“ (spätere Herrngasse) abgesteckt wurde, dieselbe die damalige westliche Ortsgrenze markirte, indem die Frankfurter Straße nur vom Markte bis zur Stelle des späteren Wirthshauses „Zum Schwanen“ reichte, das ja bis zur Errichtung des neuen Gasthofs weit in die Frankfurter Straße hineingestellt war, und in welcher Gegend sich früher auch das Frankfurter Thor befand, also noch ein Stück östlich des heutigen Stadthauses (vergl. S. 64).

Fragmente jener Offenbacher Stadtmauer sind noch auf die Gegenwart gekommen: das unzweifelhaft als ein solcher Ueberrest anzusehende Mauerstück in der Geleitstraße ist sogar erst, während wir dieses niederschreiben, nämlich Ende März 1879, bei den Neubauten der Herren Gebrüder Forster und Bäcker Bauer bis auf ein ganz kleines Stück, dessen Lage indeß auch gezählt sein dürften, gefallen, war von gelbem, aber durch's Alter ergrautem Muschelkalk erbaut, wie er in unserer Umgegend mehrfach gebrochen wird, etwa 2 Meter hoch (in früherer Zeit wohl noch höher) und 60 Centimeter dick, und die ungeweine Festigkeit des Mauerwerks ließ nach dem Urtheil der Baumeister allerdings ein Alter von mehreren Jahrhunderten durchaus glaub-

*) Heber erwähnt dieses Brandes nach schriftlichen Nachrichten aus Familienpapieren, hinzufügend: die Angabe, es seien 113 Häuser abgebrannt, scheine übertrieben.

würdig erscheinen. Aber auch in der sich heute noch vor der Alten Kaserne auf der Dieberer Straße eine gute Strecke hinziehenden Mauer, welche von gleichem Material und Gefüge ist wie die in der Geleitstraße, haben wir, wie mir scheint, ebenfalls noch ein Stück der ehemaligen Offenbacher Mauer vor uns, deren Fortsetzung sich jenseits des Fünfhäusergäßchens an der Schmied Wilhelm'schen Hofraithe beim Schnegelbach weiterverfolgen läßt, wo ja in der That auch die Mauer auf unserm Plane endet, indeß die ältere Mauer auf der Merian'schen Ansicht Offenbach bereits westlich des Mühlbaches und des Wogs (der ja an sich schon die Annäherung eines Feindes erschwerte) abschloß. Das ansehnliche Mauerstück auf der Dieberer Straße ist heute noch 2½ Meter hoch. Ein weitres Stück Stadtmauer haben wir ferner unzweifelhaft noch vor uns in der auf der Grenze der Metzger Wagner'schen Hofraithe (Frankfurter Straße No. 24), gegen Jak. Mönch & Co. (früher Cloes'sches Haus) zu, sich hinziehenden ansehnlichen Mauer, welche in gerader Linie auf die westliche Seite des gegenüberliegenden Gasthofs „Zum Schwan“ hinläuft, wo die frühere Ortsgrenze mit dem Frankfurter Thor war; — während man hinten im Gärtchen, wo die Mauer noch völlig unbeworfen, und in einer Höhe von über 3 Meter (oben gegiebelt) steht, genau verfolgen kann, wie sie in gleicher Flucht auf die Geleitstraße zulief. Auch im Adolf Cahn'schen Garten (Frankfurter Straße No. 16, früheres Dlesheim'sches Haus) fand ich noch ein in gleicher Richtung laufendes, sehr altes Kalkgemäuer, 42 Centimeter dick und etwa noch 1½ Meter hoch, welches vielleicht einer früheren Befestigung angehörte, die, vom Westen des Schlosses ausgehend, sich in engerer Enceinte um Offenbach legte. Beim städtischen Leihhaus an der Ausmündung der Schulstraße auf die Schloßgasse bemerkt man ebenfalls noch ein etwa dritthalb Meter hohes Mauerstück von Kalkstein, das ungleich verwitterter aussieht, als der aus demselben Material erbaute und im Jahre 1713 vollendete Thurm der benachbarten Schloßkirche, also gleichermaßen auf ein höheres Alter hindeuten zu wollen scheint. Endlich haben wir allem Anscheine nach in dem massiven Mauerwerk, das aus dem noch vorhandenen Stück des Schloßgrabens nächst der Schloßkirche aufsteigt, nicht minder einen Ueberrest der ältesten Schloßbefestigung vor uns, wie man denn dort auch in die Brandmauern der umliegenden Häuser eine große Menge Steine der ersten vermauert sieht. —

Der langgestreckte Bau der Alten Kaserne, welche ja wohl auch bald mit ihrer Mauer von der Erde verschwinden wird, erscheint auf dem Plan von Back als „Armen-Haus“, und davor, nach der Seite des Kleinen Biergrunds zu, ein länglich-viereckiges, hölzernes Gehege, fast wie ein Schafspferg anzusehen,

dessen Bedeutung nicht mehr festzustellen ist. Um zur Errichtung dieses Armen- und Waisenhauses, mit dessen Bau 1714 begonnen wurde, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen, gestattete Graf Johann Philipp in diesem und dem folgenden Jahre die Veranstaltung einer Geldlotterie. Später ging das Haus, in welchem viele Arme untergebracht wurden, die nachmals zum Theil in dem „Bernardstift“ Aufnahme fanden, in den Besitz eines nach Deutschland desertirten ehemaligen französischen Cavalleristen, des Namens Hammarb, über, der darin eine Blüschfabrik anlegte, ein Geschäft, welches nach seinem Tode die Wittwe noch eine Zeit lang fortsetzte, dann den westlichen Theil des geräumigen Baues an Johann Anton André verkaufte, der darin die Seidensfärberei betrieb, indessen die östliche Hälfte von Wittwe Hammarb an ihren Schwiegerjohn Franz Gerhard abgegeben wurde, welcher daselbst seine Gerberei etablirte.*) Der ursprüngliche Name „Armenhaus“ blieb dem Gebäude aber noch lange erhalten, schon weil viele geringe Leute darin zur Miethe wohnten. Als Offenbach dann hessisch geworden war, erwarb die Stadt, um eine Garnison zu erhalten, das Haus, und machte es dem hessischen Staate zum Geschenk, damit dieser es als Kaserne benutze. Nachdem später die Stadt Offenbach weiter draußen an der Bieberer Chaussee die Neue Kaserne erbaut,**) erhielt die seitherige den Beinamen der „Alten Kaserne“, welche nunmehr die Stadt Offenbach vom Militärfiskus für 45,400 Mark zurückgekauft hat, um sie demnächst verschwinden zu lassen und den Grund und Boden als Bauplätze zu verwerthen, letztere jedoch derart abgetheilt, daß der Große Biergrund in gerader Linie bis zur Bieberer Straße durchgeführt wird.

Dies in Kurzem die Geschichte jenes alten Gebäudes, von dem man bald nur noch erzählen wird, daß es einmal da gestanden!

Wenn wir nunmehr durch die Galgenpforte die Fürstlich Pfenzburgische Residenz, den Marktflecken Offenbach betreten, so haben wir alsbald zur Linken die „Juden Gäß“ mit der „Juden Schul“, zur Rechten den „Kleinen Biergrund“, beide 1708 angelegt, und die Judengasse (heute: Große Marktstraße) nach dem Brand vom Jahr 1721, der sie zum größten Theil zerstört haben soll, erneuert; — die Synagoge 1729. Die Judengasse endet auf unserm Plan noch bei der Herrnsstraße, und ist jüngeren Datums als die bereits 1702 angelegte Kleine Judengasse (jetzt:

*) Ein Sohn jenes Franzosen Hammarb betrieb später die Ziegelei, welche wir auf Bad's Plan vor dem Galgenthor vermerkt finden.

***) Wozu ihr der Staat das Baulcapital gegen 3 Proc. Verzinsung und jährliche Abtragungen vorschob. — Als die Stadt Offenbach dem Hessischen Militärfiskus seiner Zeit das Armenhaus zum Geschenk machte, hatte sie die Bedingung darangeschüpft, daß die Stadt bei Manövern nicht mit Einquartierung belegt werde.

Kleine Marktstraße), welche indeß anfänglich „Schäfergasse“ *) hieß: bei Bach kommen jedoch beide Bezeichnungen nicht vor, wohl aber eine Gasse „Hinter der Maur“ (heute: Hintergasse), deren einzige Häuserreihe unmittelbar an die Befestigungsmauer angelehnt war, und sich gegenüber einige eingezäunte Gärten hatte.

Im gleichen Jahre 1702 wurden noch weiter angelegt: der Große Biergrund und die Fünfhäusergasse (die Zahl ihrer Häuser stimmt bei Bach schon mit ihrem Namen); die Frankfurter Straße vom Markte bis zum Thor jenseits der Herrngasse, und der Marktplatz, auf welchem bereits vom folgenden Jahre an wöchentlich zwei Märkte abgehalten wurden, und über den jetzt unser Weg dahinführt. Zur Linken erhebt sich da das Rathhaus, zu welchem am 9. August 1725 der Grundstein gelegt, und das nach Erwerbung des Stadthauses in der Frankfurter Straße (1858) abgebrochen wurde. Dieses alte Rathhaus war „zweiherrlich“; denn im Erdgeschoß befand sich die Ikenburgische Mehlmühle, in dem oberen Stockwerk die Amtsgelasse des Oberschultheißen, welcher mit den Schöffen nicht nur die Verwaltung zu leiten, sondern auch die Ortspolizei und niedere Justiz zu üben hatte, — letztere jedoch nur für die „Altgemeinde“, indem die „Neugemeinde“ unter der Jurisdiction eines Amtmannes stand. An der Vorderseite des Rathhauses aber war eine Sandsteintafel eingemauert, welche in ihrem oberen, halbkreisförmigen Abschluß einen Eichbaum zeigte, an dessen Fuß aus beiden Seiten des Stammes zwei neue Triebe ausschlugen, die fast wie vierblättrige Kleeblätter stylisiert sind, und deren jeder noch zwei länglich-schmale Blättchen am Stengel trägt; — rechts und links von dem Baume aber lesen wir:

Offen | bacher
Gericht | Sigel

und auf der viereckigen Tafel darunter nachstehende Inschrift:

1725 den 9. August

Ward hier der erste Stein zur Melweg eingelegt,
Hiernächst Graf Wolfgang Ernst zur milden Gnad bewegt
Daß die Gemeinde darf ein Rathhaus drüber bauen.
Gott gebe Glüd dazu,
So kann man hier in Fried' und Ruh,
Mit Kath und Thal' auf das gemeine Beste schauen.

Oberschultheiß: Joh. Caspar Schneider; Gerichtschöff: Joh. Merle; Contad
Huld, J. G. Häfner, Lammersdorf, Reibhard, Vorsteher.**)

*) Vielleicht weil sich hier ehemals der Gemeinde-Schafstall mit dem Hirtenhaus befand. — Von der (großen) Judengasse bemerkt Königfeld (1822), daß sie ihren Namen mit Unrecht führe, da nur wenige Juden darin wohnten, was zur Zeit ihrer Erbauung freilich anders war.

**) Nach Abbruch des alten Rathhauses wurde diese Steintafel, das einzige monumentale Erinnerungszeichen an die Offenbacher Schultheißen- und

An diesem Rathhause war aber noch bis in unser Jahrhundert hinein ein sehr trauriges mittelalterliches Institut angebracht, und leider auch noch in unserm Jahrhundert benutzt worden: — der Schandpfahl oder Pranger! . . Es standen dort, nach dem Marktplatz zu, mehrere Pfosten aufgerichtet, an welchen die zur öffentlichen Ausstellung verurtheilten Uebelthäter den Blicken und rohen Beschimpfungen des Pöbels preisgegeben wurden, indeß eine ihnen angehängte Tafel die Art des von ihnen verübten Vergehens oder Verbrechens meldete.*)

Wir gehen, im Herzen froh, daß die gute, alte, patriarchalische Zeit der Halseisen vorüber ist, in nördlicher Richtung geradeaus weiter, und kommen vom Markt in die „Schloß oder Breite Gasse“, welche letztere Bezeichnung auch keineswegs *lucus a non lucendo* führte, etwa wie die Frankfurter „Zeil“, die im Bogen läuft, sondern wirklich auch die breiteste Straße des alten Offenbach war.

Bevor wir das Schloßthor erreichen, kommen wir unsern davon an einem großen, von Gebäulichkeiten umschlossenen viereckigen Hof vorüber, auf unserm Plan als „Herrschastlicher Hoff“ bezeichnet, und in jener Zeit eine fürstliche Scheuer mit Wirthschaftsgebäulichkeiten; — heute die Krafft'sche Tabaksfabrik. Der Platz vor dem Schlosse war, soweit sich dies aus dem Bad'schen Grundriß mit ziemlicher Sicherheit feststellen läßt, auf drei Seiten von einem breiten, wassergefüllten Graben umgeben, hinter dem ebenso breites Mauerwerk erscheint: ob das nun aber Mauern von Befestigungswerken oder von Wohngebäuden sind, läßt sich nicht erkennen: vielleicht Beides zusammen vereint. Dieses Mauerwerk setzt sich auch an der Ostseite des Schlosses, doch hier ohne Graben davor, noch ein Stück weiter fort, wodurch der Schloßplatz die Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks erhält, indem die durch das Schloß und diesen Anbau gebildete nördliche Seite des Vier-

Schönfenzzeit, das ehrwürdige Symbol der Magistratsgewalt unserer Väter, auf dem städtischen Platze hinter dem Lagerhaus niedergelegt, wo es jahrelang, die Inschrift nach unten gekehrt, völlig vergessen ruhte, bis es 1877 auf mein Betreiben da fortgenommen, und zunächst im Stadthaushof — und da freilich auch nicht zum Besten — placirt, seit kurzem aber unter sichern Verschuß gelegt wurde, um hoffentlich in nicht gar zu ferner Zeit einen ebenso würdigen Aufstellungsort zu finden, als andere Städte ihn für solche steinerne Wahrzeichen ihrer Vergangenheit auch haben!

*) Die zuletzt hier am Halseisen Ausgestellten waren zwei Männer, darunter der Hirt der Altgemeinde, und eine Frau, welche im Geheimrath Meßler'schen Garten (später Proli-Müller, dem religiösen Abenteuerer, dann Baron von Amerongen, jetzt dem Freiherrn von Cosel gehörig) Gemüse gestohlen hatten, und dafür an einem Markttage, das gestohlene Kraut umgehängt, mehrere Stunden am Pranger stehen mußten, und den abscheulichsten Verhöhnungen und Excessen der Volksmenge ausgesetzt waren: es war dies Ende des ersten, oder Anfangs des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts.

eßs durch letzteren ein gutes Stück länger ausgestreckt wird als die übrigen drei. Dieser seitliche Anbau ist es wohl auch, dessen Spuren sich an der östlichen Schmalseite des Schlosses noch heute vorfinden (vergl. S. 59 u.). Weitere Mauerwerke springen aus jenem Seiten-Anbau wie aus der nordwestlichen Ecke des Schlosses selbst schenkelartig gegen den Strom vor, und auf dem — etwas breiter wie heute erscheinenden — Uferstreifen zwischen diesem und dem Schloß verzeichnet der Plan innerhalb jener Schenkelmauern sogar ein schmales, eingehegtes Gärtchen. Von allem diesem Mauerwerk der Schloß-Enceinte ist heute eigentlich nur noch der frühere Marstall (das heutige Schlachthaus) vorhanden, und ein an diesen angelehntes, winkelförmig in das Innere des Schloßhofes vorspringendes Gebäude könnte etwa mit unserm jetzigen städtischen Octroihaus, der ehemaligen Jsenburgischen Amtskellerei, identisch sein; wogegen das sich heute demselben gegenüber erhebende, ebenfalls in den Schloßplatz vorspringende Privathaus (Nr. 62) an der Stelle des früheren Gefängnisses steht, welches in Offenbach bis zur Errichtung des sogenannten „Neuen Baues“ im Französischen Gäßchen*) in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts als Gewahrsam für unsere Uebelthäter diente — und bis dahin auch dazu a u s r e i c h t e ! Das heutige Metzger Leonhardt'sche Haus am Schloßplatz (Nr. 31) war dagegen fürstliche Zehnten Scheuer, und auch diese könnte vielleicht noch in dem Mauerwerk, welches auf Bad's Plan den Schloßplatz umschließt, mit einbegriffen sein**); — außerdem aber ist heute von jenem offenbar Nichts mehr vorhanden. Was aber noch weit schmerzlicher zu erklären, das ist der sonderbare, schon früher erwähnte Umstand, daß sich auf dem doch fleißig und gewissenhaft gearbeiteten Grundriß von Bad auch nicht die Andeutung eines Baues findet, welchen man nach Lage und Gestalt für den des kleinen östlichen Schloßbaues nehmen könnte! Und,

*) Dieser längst nicht mehr „Neue“ Bau soll nun auch bald seiner bisherigen Bestimmung entzogen werden, indem er nach Vollendung unsers mit Haftlokal versehenen Amtsgerichtsgebäudes vom Staate voraussichtlich verkauft werden wird.

**) Dieses vorher dem Holzmesser Waller gehörige Haus war damals noch ohne Oberstock und Bewurf, und vom gleichen gelben Kalkbruchstein erbaut, wie die Schloßbefestigung, die Schloßkirche u. s. w., was man im Hofe an dem unbeworfenen Theil der zum Hause gehörigen Scheuer noch deutlich sehen kann. Es ist also recht wohl möglich, daß wir hier noch Abschnitte jener Mauer oder Gebäude vor uns haben, welche auf dem Bad'schen Plane den Schloßplatz umgürten. Auch im Leonhardt'schen Keller sieht man noch altes Gemäuer, was von dem auf dieser Seite sich hinziehenden Schloßgraben herrühren mag. Auf dem buckeligen Schloßplatz-Terrain vor dem früheren Gefängniß gegenüber tritt im Boden noch unregelmäßiges, holperiges Gestein zu Tage, was gleichfalls ein Rest alten Mauerwerks, aber ebenjogut auch rudimentäres Pflaster sein könnte. In der Ecke zwischen jenem Hause Nr. 62 und dem Schlachthaus versteckt sich endlich noch eine weitere fürstliche ehemalige Zehnten Scheuer.

aufser den beiden in der Glockengasse, gewahrt man auch keine Spur mehr von den mancherlei Thürmen, welche uns die Merian'sche Ansicht aus der Mitte des 17. Jahrhunderts aufführt: — es müssen also in den etwa fünfviertel Jahrhunderten, welche zwischen Merian und Bad liegen, noch bedeutende Veränderungen in Offenbach vor sich gegangen sein, von denen uns aber keine Uebersieferung mehr Kunde bringt! —

Ein sich nach der Schloßgasse zu öffnendes Thor führt über den Schloßgraben in den Schloßhof ein; und ein Brückchen ungefähr an der gleichen Stelle wie heute zur nahen Schloßkirche. Die alte Schloßkapelle war bereits im Jahre 1700 abgerissen, und an gleicher Stelle ein größerer Neubau begonnen worden, welcher drei Jahre beanspruchte.*) An das Schloß und die Schloßkirche angrenzend zeigt sich der Schloßgarten, in der schon früher (S. 57) geschilderten Weise bebaut, und daneben noch weitere Raingärten, wovon sich aber nur der unmittelbar anstoßende bereits bosketartig angelegt darstellt: — es ist der durch das XVII. Buch von Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ nachmals so berühmt gewordene Bernard'sche Garten!

Wir verlassen die Schloß-Enceinte, und gehen dem östlichen Schenkel des Schloßgrabens entlang durch die „Straß um den Schloß Grab an dem Mayn“ (Schloßgrabengasse), und, bei diesem angelangt, im Vogen herum über den Mühlbach (Ausfluß des Wags oder Wogs) nach dem kleinen Plage, der seine Bezeichnung „Im Acker“ beim Alt-Offenbacher Bürger heute noch führt. Nachdem man nun auf einem Brückchen den „Mühlgraben“ (Schneigelbach) überschritten, hatte man zur Rechten umdeckte Gärt-

*) An der südwestlichen Ecke der Schloßkirche findet sich eine Sandsteintafel eingelassen mit der Inschrift: „Eingeweiht 1703 den 9. September, nachdem 3 Jahr und 3 Monath daran gebauet worden.“ Die Einweihung erfolgte unter großem Andrang des Volkes von hier, Frankfurt und Hanau. Hofprediger (welchen Titel die an dieser Kirche angestellten ersten Pfarrer führten) Konrad Bröckle leitete den ersten Gottesdienst, der von 9—12 Uhr dauerte. Den Text seiner Festpredigt hatte Bröckle dem Propheten Haggai entnommen (Kap. 1, und 2 bis V. 5), worin von dem neuen Tempelbau und seiner Herrlichkeit die Rede ist. Von 12—2 Uhr wurde dann durch den Geistlichen der kleinen französischen Gemeinde, welcher die Schloßkirche einstweilen noch zum Mitgebrauch überlassen war, Isaac Vermond, Gottesdienst in französischer Sprache gehalten; — und um 2 Uhr begann die dritte kirchliche Feier im neuen Hause, welche der zweite Prediger der reformirten Gemeinde und Bruder des ersten, Joh. Hermann Bröckle, leitete. Als Hofprediger waren von 1643—1837 nur sieben Geistliche (David Calamin, Bröckle, Matth. Conrabi, zuvor in Hanau, Christoph Friedrich Heusling, Joh. Conrabi, Emmerich, und Superintendent Köbiger) an dieser Kirche angestellt, da die Meisten von ihnen ein hohes Alter erreichten. Der Thurm der Schloßkirche wurde erst 1713 fertig, und bekam die Glocken von dem Glockenthurm in der Glockengasse, die Uhr von dem einen der Schloßthürme. Im Jahre 1819 wurde die Kirche renovirt; dann wieder 1861, und in diesem Jahr theilweise umgebaut und

den und freies Feld, indefs geradeaus am Strome hin ein mit Bäumen bepflanzter Weg — „die Alee“ — in der Richtung nach Bürgel zu führte. Das Ufer war hier zum Schutze gegen Hochfluth mit dichten Anpflanzungen, als „Wasser Bau“ bezeichnet, und sonstigen Wehren ausgestattet; auch so Etwas wie eine mit Anlagen versehene halbkreisförmige Erhöhung findet sich da angedeutet. —

Nun rasch wieder denselben Weg zurück, am Schlosse nochmals vorüber, zur „Glocken Gasse“! Gerade da, wo auf diese die heutige Schulstraße mündet, erblicken wir vor uns an der westlichen Seite der Gasse ein schmales Gebäude, dessen langgestreckte Front etwa die Stelle der drei Häuser einnimmt, welche heute dort mit den Nummern 52, 54 und 56 bezeichnet sind. Es war der vom Grafen Johann Philipp von Hsenburg für seine mit dem Grafen Georg von Sayn-Wittgenstein vermählt gewesene Schwester erbaute Wittwenstift, das sogenannte „Altgräfinhaus“, welches weiland hier gestanden, und das unser Plan mit „Wittgenstein Gräfin Wohnung“ bezeichnet. Nach dem Tode der „alten Gräfin“ kaufte es eine Wittve Böhm, um es für sich als Miethskaserne rentabel zu machen, und wurden darin gegen zwanzig verschiedene Haushaltungen untergebracht. Ein großer Brand, von dem ich als Kind noch oft erzählen hörte, zerstörte es in der Nacht vom 29. auf 30. Juli 1825 vollständig. In das mittlere der dort neu entstandenen Häuser (das Stromanische) wurde das am Altgräfinhaus angebracht gewesene Hsenburgische Wappen mit der Umschrift J. Ph. G. z. J. u. B. über der Hausthür eingefügt, woselbst es noch bis in's vorige Jahrzehnt, wo diese entfernt wurde, zu sehen war.

erhöht. Bis dahin hatte sich unter der Kirche auch die Fürstengruft der Hsenburger befunden, und ich erinnere mich noch sehr gut aus meiner Knabenzeit, wie ich mit meinen Spielkameraden, wenn wir mit unsern Eltern in Schloßers Garten waren, durch die damals noch ziemlich düsteren Vestets desselben uns in der Dämmerung nach der nahen Kirche hinüberschlichen, und durch die Fenster des Gruftgewölbes in den Todtenraum hinabsahen — „um das Grufeln zu lernen!“ . . . Im Jahr 1861, bei der jüngsten Restauration der Kirche, wurde auch diese Hsenburgische Gruft kasirt, nachdem der letztverstorbene Fürst bereits in Birstein beigelegt worden. Es fanden sich noch etwa 16 Särge (3 von Zinn, die andern von Eichenholz) ziemlich erhalten darin vor; eine Leiche war noch nicht völlig verwest, ein starker Modergeruch erfüllte den Raum. Einzelne Särge waren zum Schutz gegen das oftmals in denselben eindringende Hochwasser des Mains mit Sprießen versehen, in mehreren derselben die Gebeine durch das Wasser auch am Fußende zusammengespült. Die Särge und Knochen wurden sorgfältig gesammelt, einige Zeit in einem Gelaß des Schloßes verwahrt, und dann eines Tages um 4 Uhr in der Frühe in einem Möbelwagen nach dem hiesigen Friedhof überführt, woselbst sie einer allda errichteten Hsenburgischen Familiengruft übergeben wurden, nachdem sie also auf der Wanderung dahin noch einmal in ihrem Schlosse eine letzte Rast gehalten hatten!

Auch noch zwei guten Bekannten begegnen wir weiterhin in der Glockengasse an den bereits früher (S. 62) angegebenen Standorten: den mehrgenannten beiden Thürmen, dem Glocken- und Storchsturm. —

Jetzt durch die nächste Querverstraße zur Herrngasse. „Kirchgasse“ heißt jene heut (bei Bad heißt sie noch gar nicht), und in der Kirchgasse liegt das Theater, — nahe beim Gotteshaus das Komödienhaus! . . . Allerhand Bauten in länglichem Viereck zeigen sich an der betreffenden Stelle des Plans schon damals; das ganze Terrain, auf dem sie liegen, war um jene Zeit noch fürstlich. Zwar führt der Bad'sche Grundriß den Offenbacher Musentempel noch nicht namentlich auf; doch ist gewiß, daß in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hier bereits etwas Derartiges bestand, und zwar der Zuschauerraum wohl schon so ziemlich in der Gestalt, in welcher er bis zu dem gänzlichen Umbau des Theaters vor mehreren Jahren noch vorhanden war, — die weltbedeutenden Bretter dagegen in einer hölzernen Bude aufgeschlagen, worin sich dann zeitweilig fahrende Komödianten produciren mochten, bis hier durch eine Aktiengesellschaft, an deren Spitze Peter Bernard und Johann Casimir Krafft standen, eine regelrechte Bühne errichtet und 1792 eröffnet wurde.*)

In die „Neu oder Herrn Gäß“ einbiegend, bemerken wir da sogleich die Baulichkeiten der bereits am 31. Januar 1733 begründeten, und rasch zu so großem Rufe aufgestiegenen Schnupftabakfabrik der Gebrüder Bernard, den eigentlichen Ober-Alten unserer Offenbacher Industrie: Manches ist zwar räumlich anders und in kleineren Dimensionen disponirt als heute, das groß-

*) Diesem Theater, und was es für die damalige Offenbacher Gesellschaft war, — den hier stattgehabten Aufführungen und sogar von ersten Familien Frankfurts besuchten glänzenden Casinobällen und Rebouten; Wilhelm Speyers Mitwirkung bei dem musikalischen Theil der ersten; dem Auftreten der kleinen und nachmals so großen Henriette Sontag auf jenen Brettern, wie auch dem später hinzugekommenen „Schlosser'schen Garten“ wäre in einer weiteren Schrift ebenfalls ein eigner Abschnitt zu widmen. Hier sei in Kürze nur noch Folgendes bemerkt. Im Jahre 1780 kam Johann Heinrich Schlosser, der Bruder des unsterblichen Geschichtschreibers Friedrich Christoph Schlosser, aus Jever im alten Land der Friesen nach Offenbach, etablierte sich hier als Uhrmacher, wurde später Hsenburgischer Hofuhrmacher, dann Kellermeister in der Weinhandlung von Ewald und Gölzenleuchter, und nachher Hausverwalter im Theatergebäude, das Sommers über ganz geschlossen, und nur während der Winterfaison vermietet und bewirthschaftet war. Im Jahr 1817 übernahm Schlosser vom Fürsten von Hsenburg den Schloßgarten, das heißt das ganze Terrain, welches heute den Aktiengarten, den Schmid-(Hauff'schen Garten, und die zu letzterem gehörige Fabrik umfaßte, und welches damals ein mit etwa 500 Obstbäumen bestandenes Ackerfeld war, für den Betrag von 50 fl. jährlich, und gegen die Erlaubniß in Miethe, den Garten anlegen und darin eine Wirthschaft etabliren zu dürfen, — die erste Gartenwirthschaft hie-

artige Wohnhaus im Hintergrund des Fabrikhofes z. B. noch gar nicht vorhanden; — aber man orientirt sich doch.

Weiterhin die Herrngasse hinanschreitend, kommen wir bald an die zur Linken sich erhebende „Lateinische Schule“, mit welchem Namen die erste regelrechte Offenbacher Schule bezeichnet wurde.

Der gelehrte und vielgereiste Hofprediger Konrad Bröfke hatte bereits zu Ende des 17. Jahrhunderts eine Reise nach England eigens zu dem Zwecke unternommen, dort Gelder für eine hier zu errichtende protestantische Schule aufzubringen, und es gelang seinen Bemühungen auch, von der Königin Maria die Zusicherung einer jährlichen Subvention zu erlangen, welche denn wirklich über zwanzig Jahre lang, zuletzt noch 1714, gezahlt wurde, und insgesammt 613 Pf. Sterl. ertrug. Bereits im Jahre 1691 wurde mit Beiziehung dieser englischen Hülfsgelder die erste Schule von Offenbach eröffnet, und zwar, wie es scheint, zunächst in bescheidenem Umfange im Pfarrer Bröfke'schen Hause in der Schloßgasse (später Kref'sches Haus; jetzt Nr. 56), bis Graf Johann Philipp von Hessenburg dafür das Haus in der Herrngasse erwarb und einrichtete, vor welchem wir jetzt stehen, und in dessen massiv steinernen Kalkstein-Mauern seit jener Zeit bis zum heutigen Tage ununterbrochen Schule gehalten, Unterricht ertheilt und empfangen wurde. Erbaut soll dies Haus 1699 von einem Franzosen worden sein, der darin eine Glas- und Spiegelabrik betrieb, womit er indeß, da er sie sobald wieder aufgab, offenbar nicht prosperirt hatte. Der Name der Schule übertrug sich auf das Gebäude, welches noch bis in unsere Tage hinein von den Offenbachern „die Lateinische Schule“ genannt wurde. Ein eigner Rektor wurde anher berufen; Bröfke aber begründete durch wissenschaftliche Vorträge, welche er den Schülern reiferen Alters hielt, hauptsächlich den Ruf der Anstalt. Sein Hörer und Nachfolger im Predigeramte Matthias Conradi, ein geborner Offenbacher, hob und verbreitete diesen Ruf der Schule in mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit dann so sehr, daß sie aus der ganzen Umgegend, aus Frankfurt, Hanau, aus den Pfalzgrävischen, Hessischen und Solmser Landen, weiterhin aus der Pfalz

figer Gegend, und daher für diese ein starker Anziehungspunkt. Im Jahr 1826 ging das Schauspielhaus mit dem ganzen Gelände des ehemaligen Schloßgartens für beiläufig 15,000 fl. an J. C. Hauff in Frankfurt über, der unsern des Theatergebäudes zunächst eine Türkischroth-Färberei (später Baumwollweberei u. s. w.) errichtete, Schauspielhaus und Wirthsgarten an Schloffer weiter vermietete, nach dessen Tod sein Sohn Gustav beide am 1. Mai 1843 für den Preis von 20,000 fl. an sich brachte, um sie dreiundzwanzig Jahre später — am 1. Mai 1866 — an eine Aktiengesellschaft zu verkaufen, welche sich aus hiesiger Bürgerschaft lediglich zu dem Zwecke gebildet hatte, das schöne Etablissement dauernd unsrer Stadt zu erhalten.

und Württemberg, ja sogar von Bremen, Augsburg und aus der Schweiz, Zuwachs an Schülern erhielt, welche sich hier zur Universität vorbereiteten, worüber ein Programm vom Jahre 1766 Näheres berichtet. Die Schüler wurden vielfach bei den Rektoren, welche im Schulhause selbst ihre Wohnung hatten, und bei den Lehrern der Anstalt in Pension gegeben, wodurch der erste Grund zu den mannichfachen Erziehungs-Instituten und Pensionaten gelegt wurde, deren sich Offenbach späterhin zu erfreuen hatte, und welche sich theilweise einen so ausgezeichneten Ruf auch nach Außen zu erwerben wußten,*) indessen es mit den Elementarschulen hier in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen Jahrhunderts noch sehr übel bestellt war.

Allmählig war Offenbach aber eine Industrie- und Handelsstadt geworden, und die männliche Jugend nahm immer mehr ihre Richtung auf den Kaufmannstand hin, und ab von der Universität; wie es denn heute zu den größten Seltenheiten gehört, wenn ein Offenbacher überhaupt noch studirt, indeß ich aus meiner Schulzeit doch noch ein halb Duzend Kameraden zählen kann, die zum Gymnasium, und später zur Universität abgingen. Diese veränderte Richtung der Zeit drückte ihre Präge auch dem hiesigen Schulwesen auf. Seit 1830 vegetirte die Lateinische Schule nur noch als provisorisches „Progymnasium“ hin, und ging im April 1834 völlig in der neu geschaffenen Realschule auf, welche im oberen Stock des neuen großen Schulgebäudes in der Schulstraße unter dem Direktoratium des bekannten Pädagogen Dr. Curtmann eröffnet wurde, indeß der mittlere die inzwischen auch in's Leben getretene sogenannte „Volksschule“ für Mädchen, der untere die für Knaben aufnahm. In dem düsteren grauen Lateinischen Schulhause in der Herrnstraße wurden zunächst nur noch zwei Säle für Schulzwecke beibehalten, nämlich für die Armen-Freischule, indeß sich im unteren Geschoß (der Eingang war damals noch durch eine Thür mit hoher Treppe von der Straße aus) die Bürgermeisterei etablierte, und ebenda ein Sitzungsraum

*) Ich erinnere an das Knaben-Institut von Professor Gille, welches noch direkt mit der Lateinischen Schule zusammenhing; an das Pfarrers Spieß (Vater des genialen Begründers des modernen Schulturnens, Adolf Spieß, dem zu Ehren jetzt auch eine neue Straße in Offenbach benannt ist); das Weder-Helmsbörfer'sche Pensionat für Engländer auf dem Linsenberg; — sowie endlich auch noch an das Mädchen-erziehungs-Institut von Fräulein Reichert, welches ebenfalls zahlreiche auswärtige Schülerinnen anzog. An der einen oder andern dieser Anstalten, besonders aber an den hiesigen öffentlichen Schulen, unterrichtete auch der bekannte Professor J. Lendroy, Verfasser mehrerer durch ihr klassisches (!) Deutsch ausgezeichneten Lehrbücher der französischen Sprache; — und ebenso war Pfarrer Heber an der neuen Realschule wie an dem Reichert'schen Institute thätig.

Offenbach
Linsenberg
Herrnstraße
Reichert'sches Institut

für den Gemeinderath hergerichtet wurde.*) Das dauerte bis zum 1. Februar 1845, um welche Zeit Beides: Bürgermeisterei und Gemeinderath, nach dem Dr. Fulda'schen Haus in der gleichen Straße übersiedelten, woselbst die Offenbacher Stadtverwaltung einschließlich der Polizei dann bis zum Erwerb des Hofrath Hauch'schen Hauses in der Frankfurter Straße verblieb, welches zu Anfang 1858 bezogen ward. Das ehemalige Lateinische Schulhaus wurde nun aber erst recht wieder seinem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben, indem in das umgebaute, vergrößerte und auch in seinem Außern freundlich metamorphosirte Gebäude am 17. November 1845 die Realschule, welcher es nachgerade in ihrem seitherigen Domicil zu enge geworden, ihren Einzug hielt, und darin denn auch bis zum 23. April 1873 verblieb, an welchem Tage die Eröffnung und feierliche Einweihung des großen neuen Realschulgebäudes hinter dem Stadthause erfolgte,**) seit welcher Zeit nun die, nach Maßgabe der mittlerweile in's Leben getretenen Reorganisation des Schulwesens in Offenbach von der früheren „Volksschule“ abgezweigte „Erste Bürgerschule“, Abtheilung für Knaben, in jenem Hause der Herrnstraße, welches in der Geschichte des Offenbacher Schulwesens eine so bedeutende Rolle spielt, ihre Stätte angewiesen bekam. —

*) Zur Zeit der Amtsverwaltung von Georg Peter d'Orville-Fuchs war das Bürgermeisterei-Bureau vorübergehend in dem Gebäude rechts vom Eingang in den Bernard'schen Fabrikhof installiert, demselben Hause, welches jetzt der Enkel des früheren Bürgermeisters und Abgeordneten unserer Stadt zum Hessischen Landtag, Herr Georg d'Orville, bewohnt.

**) Beide Umzüge der Realschule: den aus dem Schulgebäude in der Schulstraße nach dem umgebauten in der Herrngasse, und den zweiten von da nach dem jetzigen neuen Hause hat der Verfasser dieser Schrift mitgemacht; — und zwar den ersteren noch als Schüler einer der oberen Klassen der Anstalt selbst, wobei ihm die Charge eines der Zugführer zugetheilt war, die zur Hälfte Schärpen in den Hessischen, zur Hälfte solche in den Iffenburger Farben (Schwarz-Weiß) trugen, zu welcher letzteren auch er gehörte, dessen Urgroßvater und Großvater dem Hause Iffenburg allerdings in höheren Stellungen gebient hatten. Und auch im Festzuge aus dem alten in das neue Realschulgebäude schritt Verf. ds. mit im Glimbe der früheren Realschüler, und wurde ihm die Ehre zu Theil, beim nachmaligen Festaktus in der Aula des neugeweihten Hauses jener das Wort zu nehmen. Mit mir gleichzeitig besuchten die Offenbacher Realschule auch zwei Leopolds, die sich später, wenn auch auf sehr verschiedenen Gebieten, in weiten Kreisen einen Namen gemacht haben, und deren ich auch bei dem Festbankett am 23. April 1873 gedachte: Leopold Bode (vergl. S. 24) und Leopold Sonnemann, welcher letzterer freilich nicht in Offenbach, sondern (am 29. Oktober 1831) in Hückberg bei Würzburg geboren ist, jedoch 1840 mit seinen Eltern hergezogen war, und hier die Realschule besuchte; — 1849 siedelte er dann nach Frankfurt über. Trotz der weiterhin von ihm verfolgten, von dem Offenbacher Durchschnittpunkt sehr weit entfernten politischen Richtung, hat sich Sonnemann doch immer noch eine gewisse Pietät für seine zweite Vaterstadt zu erhalten gewußt.

Wir gehen weiter, um am Eck der Herrngasse und des Französischen Gässchens die französisch-reformirte Kirche zu finden, zu welcher am 7. Mai 1717 der Grundstein gelegt, und die bereits am 1. Mai des folgenden Jahres eingeweiht werden konnte.*) Gegenüber der Kirche öffnete sich damals noch keine Domstraße, sondern lagen Häuser mit Gärten dahinter: eines der ersten war das frühere französische Pfarrhaus, welches aber 1774 durch das Testament der Pfarrerswitwe Romagnac, geb. Zallabert, überflüssig wurde, indem diese Frau der Gemeinde ihr eignes Wohnhaus (das jetzige Pfarrhaus) sowie ihr ansehnliches Baarvermögen hinterließ, und damit den Grund zu dem Wohlstand legte, dessen sich die kleine französisch-reformirte Gemeinde vor andern hiesigen religiösen Corporationen seit jener Zeit erfreute. Ein eignes Schulhaus hatte sich übrigens die französische Colonie bereits 1751 neben der Kirche mit Hülfe eines ihr dafür von ihrem Vorsteher Marc André, dem Vater Johann André's, vorgestreckten Baukapitals errichtet (jetzt Nr. 23, das Metzger Geistliche Haus).

Von der französisch-reformirten zur lutherischen Kirche sind es nur wenige Schritte. Zu dieser letzteren ward am 2. September 1739 der Grundstein gelegt; sie konnte jedoch erst am 1. December 1748 ihrer Bestimmung übergeben werden. Der Thurm wetteifert an nüchterner Plumpheit seiner Gestalt, und besonders an Geschmacklosigkeit seines Dachaufsatzes mit dem der Schloßkirche.

Der Impuls zur Reformation war in unserm Pfaffenbühlchen, und in Offenbach insbesondere, zunächst von Luther

*) Gründlich restaurirt wurde die sehr baufällig gewordene Kirche 1874, und zugleich durch Stadtbaumeister Kaupp mit einer neuen Fassade versehen, womit einem längst und dringendst empfundenen Bedürfnis endlich Befriedigung ward, denn die frühere, unbeschreiblich häßliche verdarb den ganzen Prospekt der Domstraße! Das Jahr der Erbauung und das der Erneuerung der Kirche meldet eine an der jetzigen Fassade angebrachte Inschrift den kommenden Geschlechtern. Eine Merkwürdigkeit des Thurmes dieser Kirche ist es, daß er niemals Glocken hatte; eine Uhr erst seit der Renovation. Auch war die Kirche 56 Jahre lang ohne Orgel, und der Gesang der kleinen Gemeinde mußte ohne jedwede Begleitung von Statten gehen, was Schwierigkeiten genug hatte. Erst 1774 wurde eine Hausorgel, 1838 endlich auch eine Kirchenorgel von Walcker in Ludwigsburg angeschafft, ein ausgezeichnetes Werk, welches für die kleine Kirche zwar etwas mächtig, gleichwohl aber lange Zeit das beste unsrer Stadt war, so daß alle Orgelconcerte in der französisch-reformirten Kirche stattfanden. — Von 1699 bis 1819 wirkten an dieser Gemeinde zehn Geistliche, deren erster Jsaak Vermont, deren letzter Daniel Pels war, auf den nach mehrjähriger predigerlosen Zwischenzeit Philipp Heber; Verfasser der mehrgenannten früheren Geschichte Offenbachs, folgte. Den ersten Gottesdienst in der neuerbauten Kirche hielt Pfarrer David Jordan ab; vorher war der Gemeinde die Schloßkirche zum Mitgebrauch eingeräumt (vergl. S. 75, Note). Während der Kriegsjahre zu Anfang dieses Jahrhunderts mußte die französisch-reformirte Kirche eine Zeit lang als Heumagazin dienen. Bis zum Amtsantritte Hebers wurde in dieser Kirche nur französisch gepredigt, und Heber, seither Pfarrvikar bei der

und seinem treuen Schildträger Philipp dem Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, ausgegangen; — jedoch schon vierzig Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden, i. J. 1596, setzte Graf Wolfgang Ernst von Hsenburg an Stelle des streng Lutherischen den reformirten Ritus, welcher von Kur-Pfalz zu uns herüberkam. Dieser neuen, von ihrem Souverain in energischer und oft rücksichtsloser Weise zur Geltung gebrachten kirchlichen Richtung scheint sich denn auch alsbald, nach damaligem Gang der Dinge, so ziemlich die ganze Bevölkerung der Grafschaft überlassen zu haben, bis etwa hundert Jahre nach dem Tode jenes Wolfgang Ernst, welcher die Lutheraner ihrer Geistlichen beraubt hatte, ein anderer Wolfgang Ernst (genannt: „der Erste“, weil er nachmalig gefürstet ward, und als Fürst der erste dieses Namens war) die lutherische Richtung auf's Neue tolerirte, und den Anhängern derselben die Erbauung einer eignen Kirche in Offenbach gestattete, wie wir das im Früheren bereits erzählt haben (S. 32, Note*).

deutsch-reformirten Gemeinde, hielt seine Probepredigt am 17. Juli 1825 auch noch in dieser Sprache. Von da bis zum Jahr 1828 wurde dann Sonntag am Sonntag abwechselnd französisch und deutsch, — von nun an aber nur noch deutsch gepredigt, indem für französische Kanzelvorträge nachgerade kein Auditorium mehr vorhanden war. Es war dieses ohnehin oft klein genug, — bei der wenig zahlreichen Gemeinde und dem abnehmenden kirchlichen Sinn wahrlich kein Wunder! Der letzte nur französisch predigende Parrer Bels hatte daher häufig sehr leere Kirchen, so daß der Gottesdienst Mangels eines Publikums oft gar nicht stattfinden konnte! Sein Kirchendiener hieß Jäck, und war ein lustiges, leichtes Muffantenblut, dem natürlich Nichts angenehmer war, als wenn er seinen Sonntag Vormittag auf diese Weise frei bekam. Ließ sich der Besuch zuweilen gar zu schlecht an, kam da einmal Einer, und nach längerem Zuwarten, dort einmal Einer, so animirte er die zwei oder drei Andächtigen wohl gar wieder zum Weggehen mit den Worten: „Sie seh'n ja, es is kein Mensch da, 's is nig heut!“ — oder er stellte sich außen vor die Kirchenthür, und winkte den vereinzelt Herankommenden aus der Ferne bereits ab: „S'is nig heut! 's nig!“ . .

*) In der, wie S. 32 schon erwähnt, den hiesigen Lutheranern neben dem Friedhof eingeräumten Nothkirche wurde am 11. April 1734 die erste Predigt durch Joh. Kasp. Theophilus Stier abgehalten (über Sprüche Salomonis, Kap. 28, V. 1), der jedoch bereits im folgenden Jahr wieder abging; — wogegen sein Nachfolger Rudorf, der mit Vornamen ebenfalls Johann Theophilus hieß, vom Jahre 1737 bis zu seinem 1771 erfolgten Tode auf der anfänglich nur schlecht dotirten Stelle verblieb. Doch war es unter seiner Amtsführung, daß die Gemeinde ein eignes Pfarrhaus erwarb, und alsbald auch zum Bau einer Kirche schritt. Dazu dünkte ihr der Platz neben dem Pfarrhause am Gelegentsten; nur stand leider bereits ein anderes Haus darauf, das des israelitischen Mehgers Siesel Wachenbucher, welcher es auch gegen Entschädigung nicht ablassen wollte. Was that man? Man brach das Haus einfach ab, und stellte es auf Kosten der lutherischen Gemeinde im Judenbezirk wieder auf! . . Zwischen 1770 und 1780 erwarb der lutherische Kirchenconvent mit Hülfе ihm gewordener Schenkungen auch ein Schulhaus und Armenhaus, denn auch die Armenpflege war damals noch ausschließlich confessionell. Von 1734 bis gegen das Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, also in einer Zeit von mehr als hundert Jahren, war (wenn wir

Nachdem die Union zwischen der deutsch-reformirten und lutherischen Gemeinde unterm 3. September 1848 auch in Offenbach vollzogen worden, gingen beide in der Einen evangelisch-protestantischen Gemeinde auf, und die reformirte Kirche hieß fortan nur noch die Schloßkirche, die lutherische die Stadtkirche.

Die hiesige römisch-katholische Gemeinde aber hatte zur Zeit, wo Baß seinen Plan von Offenbach herausgab, hier überhaupt noch keine eigene Stätte des Cultus. —

Wir haben von der lutherischen Kirche wiederum nur ein paar Schritte bis zum Schneidungspunkt der Herrngasse mit der „Frankfurter Gasse“, und stehen rechts um die Ecke bieugend, sofort auch an der damaligen Grenze von Offenbach: beim Frankfurter Thor, außerhalb dessen sich auf unserm Plan in nördlicher Richtung ein Weg zwischen Gartenhecken bis zum Main hinzieht, indes nach Süden hin die Ortsmauer zur Nürnberger Straße läuft. (S. 63 u. 64.) Diese Mauer hat sich aber doch früher wohl auch vom Frankfurter Thor außerhalb der Herrngasse bis zum Flusse hin fortgesetzt, wenn schon sich nachweisbare Spuren derselben auf dieser Strecke heute nicht mehr vorfinden, wie dies südlich der Frankfurter Straße (S. 70) noch der Fall ist.

Die mittägige Seite der letzteren zeigt sich bereits ziemlich mit Häusern besetzt; auf der nördlichen hingegen findet sich, außer mehreren Eckhäusern, eigentlich nur Ein, überdies noch ziemlich kleines Wohngebäude mit Garten, und zwar an der Stelle des nachmalig Geißelbrecht'schen, später Schreiner Freund'schen Hauses, auf unserm Plane angegeben, und als „Charlotten-Lust“ bezeichnet: davor einige Bäume inmitten der hier etwas breiteren Straße; rechts und links nur ein Garten- und Ackerland, welches nach der Straße mit einem Zaun eingezäunt scheint.

von Stier absehen, der nur ein Jahr lang blieb) die erste Predigerstelle mit nur drei Geistlichen besetzt: Joh. Theoph. Rudorf, Joh. Georg Bollmoeller und Joh. Jak. Walbed; — „Johann“ hießen sie also alle vier! . . Walbed, erst Inspektor, zuletzt Consistorialrath, hatte die Stelle seit 1804 inne. Der erste Prediger der Gemeinde führte den Titel „Oberpfarrer“, weil er zugleich zum Aufseher über andere lutherische Gemeinden im Hsenburgischen gesetzt war; aber erst i. J. 1811 ward dem ersten ein zweiter Geistlicher zur Seite gegeben, und zwar zunächst in der Person von Joh. Balth. Spieß, des Vaters von Adolf Spieß (S. 79, Note). Der lutherische Oberpfarrer mußte jedoch dem reformirten Pastor primarius sowohl in öffentlichen als in Privatzusammenkünften „Vorhand und Vorgesang“ lassen! Im Jahr 1828 willigte der Kirchenvorstand in die Aufhebung der bisherigen Confessionalschule, behufs Gründung einer confessionlosen Communalschule (mit Einschluß der Israeliten), zu der nach und nach sämtliche Kirchengemeinden ihre Zustimmung gaben, so daß jene schon i. J. 1830 wirklich in's Leben treten konnte, womit sich unsere Stadt gewiß ein frühes und vollgültiges Zeugniß der in ihr herrschenden Toleranz und Aufklärung ausstellte!

Wie seiner verwittweten Schwester das „Altgräfinhaus“ (S. 76), so erbaute Graf Johann Philipp seiner Gemahlin und Tochter, die Beide den Namen Charlotte trugen, jenes Haus, die „Charlotten-Lust“, vielleicht für Erstere ebenfalls als dereinstigen Wittwensitz bestimmt.*)

Wir sind mit unserer an der Hand von Bac's Grundriß unternommenen Wanderung durch Alt-Offenbach zu Ende, und wollen daran sogleich die Stelle aus „Wahrheit und Dichtung“ (XVII. Buch) anschließen, worin Goethe das Offenbach der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — mit hin aus einer der Herausgabe des Bac'schen Planes naheliegenden Epoche — in leichten Umrissen zeichnet, freilich nicht *a vista*, sondern nach Jahrzehnten aus der Erinnerung! In dieser aber stellte es sich ihm, wie er es im Sommer 1775 gesehen, also dar:

„Offenbach am Main zeigte schon damals bedeutende Anfänge einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Schöne, für die damalige Zeit prächtige Gebäude hatten sich schon hervorgethan. Anstoßende Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden. . . Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten; Gärten, parterreartig übersehbar, mit flachen Blumen- und sonstigen Prunkbeeten; freie Uebersicht über den Fluß bis an's jenseitige Ufer; oft schon früh eine thätige Schifffahrt von Flößen und gelenkten Marktschiffen und Rähnen; — eine sanft hingleitende, lebendige Welt, mit liebevollen, zarten Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes ward höchst erquicklich, und verfehlte nicht einen entschieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Scenen umgeben, morgendlich wiederfinden!“ . . .

*) Dies ist die eine Lesart, wogegen Königfeld berichtet: „Das gegenwärtige [1822] Haus des Holzhändlers Herrn Geißelbrecht neben Herrn Baron von Ohsenstein wurde vor 1738 noch das Gräflich Neufißche Haus genannt; in demselben Jahr acquirirte es eine Gräfin Charlotte Amalie, Nichte von Graf Wolfgang Ernst, und nannte es „Charlotten-Lust“.

Außer dem Bad'schen „Grundriß“ besteht aber noch ein späterer „Plan von Offenbach am Main“ aus dem Jahre 1802, wovon ein Exemplar, vielleicht das einzige noch vorhandene, sich seit längerer Zeit ebenfalls in meinem Besitz befindet. Dieser Plan ist in einer Größe von 45 zu 28 Ctm. durch Steindruck, der neuen, eben erst in Offenbach durch den Erfinder Aloys Senefelder selbst*) im André'schen Hause eingeführten technischen Kunst hergestellt, und nennt als Verfasser: F. Hergentröder.***) Die Aufnahme desselben ist jedoch minder sauber und exakt als auf Bad's Plan, mit einer gewissen Flüchtigkeit hingeworfen, und indem der Verfertiger die vier Seiten des Rahmens nicht nach den vier Himmelsrichtungen orientirte, erscheinen innerhalb desselben alle Straßenzüge in der Diagonale laufend, mithin das ganze Tableau seltsam verschoben, was ein fremdartiges Bild unsrer Stadt giebt, in dem man sich nicht auf den ersten Blick sofort zurechtfindet. Immerhin aber ist die Arbeit dankenswerth, und für den Zweck dieser Darstellung von erheblichem Interesse.

Als „Straßen“ sind auf diesem Plane nur die Kanal- und Frankfurter Straße bezeichnet; als „Gassen“ dagegen u. A. auch die inzwischen neu entstandene Geleits- und Domstraße, letztere hier „Dohm-Gasse“ geschrieben.

Wolfgang Ernst I. von Henburg, der erste Fürst seines Hauses, hatte meist in Birstein residirt; aber sein Nachfolger Wolfgang Ernst II. nahm seinen Wohnsitz 1759 wieder ganz in Offenbach, begünstigte das Aufblühen der bereits in einer Anzahl noch heute blühender Fabriken hier angesiedelten Industrie durch allerlei Privilegien, und unter seiner Regierung war es denn auch, daß sich der ehemalige Marktflecken Offenbach allmählig zur Stadt herauswuchs. Von neuen Straßen entstanden in jener Epoche die Geleits-, Dom- und Kanalstraße, sowie die westliche Verlängerung der Frankfurter Straße und Zuhengasse. Der rathselhafte Zug der Städte, sich mit Vorliebe nach Westen auszu dehnen, trat also auch hier in die Erscheinung.

Da sich nun auf dem früheren Bad'schen Plane die Ende 1748 eingeweihte lutherische Kirche schon eingetragen findet, von

*) Zum bleibenden Gedächtniß Dessen eine der neuen Straßen Offenbachs auch auf den Namen Senefelder getauft wurde.

**) Wohl ein Verwandter jenes Malers J. M. Hergentröder, welcher zusammen mit Ambrosius Gabler aus Nürnberg die herrlichen Bilder zu Bernhard Meyers Vogelbuch (S. 68, Note) malte; auch war ein Hergentröder als Zeichenlehrer an dem Progymnasium im früheren lateinischen Schulhaus (S. 79) angestellt, vermuthlich einer der beiden Vorgenannten. Der Maler Hergentröder, der an seinen Vogelbildern gleichsam jedes Federchen der Natur abstahl, würde den Plan von Offenbach jedenfalls schärfer und korrekter gezeichnet haben, als es durch F. Hergentröder geschah!

den eben genannten Straßen und Straßentheilen, die um 1780 bereits mit einzelnen Häusern bebaut waren, aber noch keine Andeutung, so darf man also wohl bestimmt annehmen, daß ersterer etwa aus den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stamme.

Vieles stellt sich auf dem Plan von Hergentöder nun verschieden dar von dem seines Vorgängers Bach; — gen Westen hat Offenbach ein ganz anderes Gesicht bekommen!

Die heutige Waldstraße außerhalb des noch bestehenden Galgenthores ist auch bereits auf der linken (östlichen) Seite mit einigen Häusern bestanden, aber immer noch als „Landstraße nach Darmstadt“ bezeichnet; — die heutige Bieberer Straße, an der auch noch das „Armenhaus“ erscheint, als „Straße nach Hanau“. Eine Mauer zeigt sich nirgends mehr; auch das Frankfurter Thor ist verschwunden. Der spätere Paradeplatz (seit Kurzem „Alten-Platz“) ist mit vier Reihen Bäumen bepflanzt, und präsentiert sich als „Neuer Marktplatz“; die jetzige Kirchgasse heißt (in gewisser Beziehung auch richtiger) „Komödiengasse“. Der Schloßplatz ist noch von Gebäulichkeiten umgeben, durch die sich nach der Schloßgasse hin ein enger Durchlaß öffnet. Döstlich des Schloßes finden sich wohl noch Seitenbauten verzeichnet, doch ohne daß sich nach den flüchtig skizzirten Umrisslinien des Planes die Frage wegen des kleinen Schloßes, bzw. der Ikenburgischen Kaserne (S. 69) klarstellen ließe. Der Weg zu der Uferstelle davor, von der aus später die Schiffbrücke über den Strom gelegt wurde, ist noch verbaut: Wer damals vom jenseitigen Ufer nach Offenbach herein wollte, der mußte noch immer dem diesseitigen Fährmann zurufen: „Hol' über!“ . Von den Gärten am Main zeigt sich besonders der unmittelbar hinter dem jetzigen Lehrer Schulz'schen Hause (Linsenbergr Nr. 1) mit Boskets und sich vielfach durchschlängelnden Pfaden angelegt: der damalige Mezler'sche Garten, und ein in seiner nordwestlichen Ecke dicht am Strom eingezeichnetes Gebäude ist ganz unzweifelhaft der von Geheimrath Mezler mit einem Kostenaufwand von 60,000 fl. auf Felssteinen erbaute Gartentempel mit Grotte und Marmorbad, dessen weiße Säulen und rothe Halbkuppel wir noch heute von seiner Felsenklippe aus der dunklen Umrahmung von Busch und Bäumen des jetzt Adolf Krafft'schen Maingartens weithin über den Strom, und in die gegenüberliegende Uferlandschaft hinaus schimmern sehen.*)

*) Zu dem Mezler'schen Besitztum gehörte auch noch das Haus, in welchem gegenwärtig die Merz'sche Hutfabrik betrieben wird, sammt Garten. Geheimrath Mezler war der Chef des weltbekannten Frankfurter Bankhauses, und der Großvater des gegenwärtigen Chefs, Herrn Friedrich Mezler, der sich später, Wittwer geworden, ganz nach Offenbach zurückzog, hier auf großem Fuße lebte, ein flotter Geschäftsmann war, Jagden veranstaltete, und meist vierpännig fuhr, was die damaligen *Grands Seigneurs* von Offenbach:

In nächster Nachbarschaft des Mezler'schen Hauses und Gartens tritt das großartige Bernard-d'Orville'sche Anwesen auf dem Plane von 1802 nunmehr auch bereits augenfällig hervor: der stattliche Hofbau mit dem zweiflügeligen Wohnhaus im Hintergrund, und vor demselben bis zur neuen Kanalstraße hingestreckt der Garten, welcher in gleicher Ausdehnung noch heute vorhanden ist, und von der Allee gesehen, mit seinem *Bowling-green* und dem imposanten schloßartigen Gebäude als Prospekt, einen so prächtigen Anblick gewährt, daß er in jedem Fremden die Vorstellung erweckt, hier vor einem Fürstenthum zu stehen.*) Heute heißt der im sog. eng-

die Thurneyssen (mit Bernards verschwägert), Mumm, General Albert u. überhaupt vielfach thaten, und was man jetzt kaum bei Fürsten zumeilen noch sieht. Die Zeiten waren früher also doch nicht überall einfacher, die heutigen sind nicht in allen Dingen großartiger geworden! . . . Mezler's Attaché und Faktotum war der Weinhändler Friedrich Beer, ein unermüdblicher Anekdoten-erzähler und Witzbold, dabei brillanter Schlittschuhläufer, famoser Whist- und Billardspieler, passionirter Jagd- und Weiberfreund; — Mezler, der später etwas contract war, wurde meist von Beer geführt. Nach Mezler's Tod ging das nunmehr Schulz'sche Haus und beide zugehörigen Gärten an einen gewissen Gerothwohl aus Frankfurt über, der hier, mit einer Französin verheirathet, unter dem Namen eines Grafen von Croy lebte, auf welchen Namen und Titel seine Ansprüche jedoch kaum noch zweifelhafte zu nennen waren. Nachdem er sich später von hier entfernt und seine Frau im Glend zurückgelassen hatte, erwarb im October 1841 Herr Adolf Krafft den zwischen dem jetzt Schulz'schen Hause und der Merck'schen Fabrik gelegenen Maingarten, welcher, mit feinstem Geschmack angelegt, und auf's Sorgsamste gepflegt, dabei durch die Lage am Strom noch besonders begünstigt, heute den schönsten Gartenanlagen unsrer Stadt beizuzählen ist, ja in gewissem Sinne sie alle übertrifft; und Aehnliches darf auch von dem Wand an Wand angrenzenden, neuerdings gänzlich neu angelegten Georg d'Orville'schen Maingarten gesagt werden, der sich zweifellos auf demselben klassischen Boden erhebt, auf welchem sich der letzte Akt des Goethe-Lili'schen Liebesdramas abspielte.

*) Die Königin (Louise?) von Preußen soll auch wirklich einmal zur Fürstin von Hsenburg gesagt haben: sie habe ihr Offenbacher Schloßchen gesehen, und allerliebste gefunden! Sie war nämlich am Bernard-d'Orville'schen Haus und Garten vorübergekommen. Verbürgen kann ich die Anekdote freilich nicht; doch habe ich sie von einer Person, welche durch ihre nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zur Familie d'Orville gut unterrichtet sein konnte. — Vor mir liegt der vom 30. November 1773 datirte, mit dem fürstlich Hsenburgischen Oberamtsiegel versehene Kaufbrief, wonach „denen Herrn Bernard und d'Orville zu ihrem vorhabenden neuen Bauwesen zu Erweiterung ihrer Manufactur ein Bauplatz ad drey Morgen, drey Viertel, 7 Rutzen, 54 Schuh aus dem Herrschaftlichen Bau Quartier, und zwar von der gegenwärtigen Mauer im sogenannten Stecken Zaun an bis an die Canal Straße, seitwärts an die neu anzulegende Duer Straße, à 1 fl. per Rutze, um den Kauffchilling ad 607 fl. 30 Kr. und gegen gewöhnliche Grund Zins Entrichtung von 2 1/2 fl. per Morgen, oder 9 fl. 30 Kr. jährlich käuflich überlassen, dabey jedoch ausdrücklich ausbedungen worden, daß die auf die Canal Straße stoßende Seite dieses ansehnlichen Hof- und Garten Raums mit zwey Vorgebäuden in Form von Pavillons, nach dem vorgelegten Riß des Ingenieur Nig binnen 4 Jahren verbauet werden soll“ u. Aus diesem Dokument ist Verschiedenes zu ersehen: einmal, um wie wenig Geld, nach heutigen Begriffen, man sich damals

lischen Geschmack angelegte Garten „das Bosket“; — damals, wo er mit dichtem Baumschlag waldbgleich bewachsen war (nur vor dem Hause erhob sich ein im französischen Styl ausgeführtes Blumen-Parterre), nannten ihn die Offenbacher nur „den Irrgarten“. Die gegenwärtige Anlage datirt erst aus dem Jahre 1811, aber die hohen Waldbäume, welche den Garten auf zwei Seiten umrauschen, sind noch Sprößlinge jener früheren Tage. —

Nach diesem *anticipando*-Abstecher in's neue Westend von Offenbach noch einmal zurück nach der älteren Stadt! Eine eigene katholische Kirche hatte Offenbach zu Anfang dieses Jahrhunderts noch nicht; wohl aber war den hiesigen Katholiken durch Fürst Wolfgang Ernst II. in anerkennenswerther Toleranz im October 1798 eine große gewölbte Halle im untern Theil seines Schlosses — demselben Schlosse, worin einst der Vorkämpfer des Protestantismus, König Gustav Adolf, gewohnt — zur Kapelle überlassen worden, in welcher sie denn auch dreißig Jahre lang ihren Gottesdienst abhielten.*)

ein großes Grundstück erwerben konnte; sodann, daß das ganze Bauquartier westlich vom Schloß damals noch Pfenzburgisch war, und vom Fürsten erworben werden mußte (von dem Areal zwischen Schloß- und Herrngasse haben wir das bereits früher gezeigt: S. 77 u. 78, Note); ferner, daß „die neu anzulegende Quer Straße“ — möglicherweise die Domstraße meint, so daß Bernard-d'Droville dort noch Baupläne abschneiden und weiterverkaufen konnten; (wäre die jetzige Speyerstraße gemeint, so gälte dasselbe von jener Seite); — endlich daß, als Goethe 1775 in Offenbach war, er schwerlich schon in diesem Bernard'schen Haus und Garten verkehren konnte, was für jene Periode wichtig ist, festzustellen! Die beiden Capavillons, welche in dem Kaufbrief zur Bedingung gemacht wurden, sind offenbar die beiden noch heute das Gitter des d'Droville'schen Gartens nach der Allee zu flankirenden, dekorativ behandelten Blendmauern mit den Figuren der vier Jahreszeiten und den Kindergruppen darauf. — Die Urkunde ist mir persönlich noch darum interessant, weil die darunter gesetzte Quittung über den Kaufschilling von der Hand meines Urgroßvaters, des Pfenzburgischen Hofkammerraths Adolf Ludwig Schenk ausgestellt ist.

*) Zuvor war die noch kleine Schaar der hier eingewanderten Katholiken auf die Kirchen in Bürgel und Heusenstamm angewiesen, wohin sich oftmals auch in prachtvollem Aufzuge Baron Jakob Frank mit der Schaar seiner Anhänger und Trabanten begab. Die den hiesigen etwa 300 Katholiken unterm 5. Mai 1798 ertheilte fürstliche Concession zur privaten Religionsübung ward nur auf Widerruf gegeben; sie könnten ein Bethaus erbauen, doch ohne Glocken und ohne jedes, eine öffentliche Religionsübung bezeugende Gepränge, und provisorisch das untere Gelaß des Schlosses benutzen. Der als Geistlicher zur fürstlichen Bestätigung zu Präsentirende müsse ein Weltgeistlicher sein, und stehe, Glaubensangelegenheiten ausgenommen, unter fürstlicher Regierung. Alle gemischten Ehen seien zuerst vom protestantischen Geistlichen zu proklamiren und einzufegnen. Ist über die Religion der Kinder in der Ehebereubung Nichts ausgemacht worden, so sollen die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter folgen, unbeschadet der späteren freien Wahl der Kinder selbst. Die schulpflichtigen Kinder sollen nicht in eine eigne katholische, sondern in die protestantischen Schulen gehen. Die Stolgebühren für die von dem katholischen Geistlichen vollzogenen Akte kommen der reformirten

Nun in die Frankfurter Straße, die sich jetzt vom Markt bis zur Kanalstraße erstreckt, ja sogar jenseits des Kreuzungspunktes auf ihrer nördlichen Seite auch bereits einige Häuser zeigt.

Vom Markt bis zum Eck der Herrngasse standen auf eben dieser (nördlichen) Straßenseite, abgesehen von den beiden Eckhäusern, noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts eigentlich nur zwei Häuser: das des Holzhändlers Geißelbrecht (die frühere „Charlotten-Lust“; nachmals Schreiner Freund'sches Haus), und, östlich daran grenzend, das v. Döhlenstein'sche Haus, ein großes Gebäude, zu dem ursprünglich auch das Haus an den Platten mit seiner hohen und alterthümlichen, jetzt längst entfernten Treppe gehörte, welches später Eigenthum des Lederhändlers Simon Friedr. Scholl wurde, und worin dieser brave Mann die Verwaltung der 1829 in's Leben getretenen städtischen Leihanstalt eine Zeit lang als Ehrenamt ohne jede Entschädigung führte.

Geistlichkeit zu; ebenso die Führung der Kirchenbücher! Alle öffentlichen Processionen, öffentliches Erscheinen des Geistlichen im Ornat, Aufstellung von Bildern, Tragen des Kreuzes sei gänzlich untersagt; ebenso den Geistlichen die Leichenbegleitung über die Straße, gestattet nur die Einsegnung der Leichen &c. — Der pfarramtliche Dienst bei den hiesigen Katholiken wurde die ersten fünf Jahre lang von Frankfurt aus versehen durch einen ehemaligen Dominikanermönch, Franz Anton Breitenbach, an dessen Stelle dann der Fürst Beremund Birkenfeld, Pensionär des säkularisirten Klosters Jakobsberg in Mainz, berief, einen Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, bedeutender Lehr- und Lehrgabe, von christlichster Toleranz und angenehmsten geselligen Gaben, dessen am 30. August 1828 erfolgter Hintritt allgemeine Trauer erregte, und dessen Name und Andenken in dieser Stadt noch lange ein segnetes blieb. Nachdem Höfer von Aschaffenburg vorübergehend hier selbst als Pfarverweiser thätig war, trat Andreas Greßer, bis dahin Gymnasiallehrer und Beneficiat in Bensheim, unterm 23. December 1823 als Pfarrer der Offenbacher katholischen Gemeinde in's Amt, in welcher Stellung er bis um's Jahr 1847 verblieb, wo er als Domherr nach Mainz berufen ward, und als solcher später dortselbst starb. Die Stellung der Katholiken war inzwischen durch die Wiener Congresse auch eine andere, unabhängigere geworden; und vom Jahr 1825 an übernahm Greßer auch die bis dahin noch von den deutsch-reformirten Geistlichen geführten katholischen Kirchenprotokolle. Sodann faßte man den Entschluß, eine eigene Kirche zu bauen, zu welcher ein damals hier lebender ehemaliger höherer französischer Militär, Graf Bouffet-Montauban, ein Stück seines an die Kanalstraße grenzenden Gartens als Platz herschenkte, und der größte Theil der 19,500 fl. betragenden Baukosten durch Colletten hier am Plage, in Frankfurt und weiterhin aufgebracht wurde: es kamen auf diese Weise 13,275 fl. zusammen, davon in unsrer Stadt durch die lebhafteste Betheiligung aller Confectionen gegen 5000 fl. Am 16. October 1826 wurde unter entsprechenden Feierlichkeiten der Grundstein zu der neuen Kirche gelegt; diese selbst zwei Jahre darauf am 23. October 1828 eingeweiht, wobei ein Festzug aus der Kapelle im Schloß durch die Schloßgasse und Frankfurter Straße zur neuen Kirche hin stattfand, an deren Schwelle zuerst Kirchenrath Dr. Gerold, Direktor des Gymnasiums in Bensheim, über Psalm 26, V. 8 sprach, worauf die Kirche ringsum, und sodann das Innere geweiht wurde. Aus der nun folgenden Festpredigt von Pfarrer Greßer sehen wir eine besonders bemerkenswerthe Stelle wörtlich hierher: „Diese Kirche bleibt ein ewiges

Das am Eck des „Neuen Marktplazes“ (nachmaligen Paradenplatzes*) gelegene spätere Mönch'sche Haus war ebenfalls fürstlich, indem es Ende des vorigen Jahrhunderts dem Fürsten Heinrich XIII.

Denkmal der edelmüthigen Gesinnungen der Bewohner Offenbachs! Deswegen laßt die Liebe, die unsere Brüder uns erwiesen, mit Gegenseitigkeit ihnen wiedervergelten: Seht, andere Religions- und Confessionsgenossen haben uns nicht gehaßt, hassen uns nicht, sie lieben uns. Fern sei von uns, Andere ihres Glaubens wegen zu hassen; sie sind unsere Brüder, verdienen unsere Liebe! . . . Im Jahr 1833 konnte die Gemeinde auch ihr neben der Kirche erbautes eigenes Pfarrhaus in Gebrauch nehmen; früher, und wohl bis zu diesem Zeitpunkt, hatten die katholischen Geistlichen freie Wohnung im Schlosse, in welchem auch, als i. J. 1866 die Kirche durch Vertiefung des Langschiffes und Anbau eines Querschiffes anscheinlich erweitert ward, wiederum der katholische Gottesdienst abgehalten wurde, und zwar in der gleichen gewölbten Halle des Erdgeschosses, welche früher schon demselben Zwecke, und nachmals auch als Turnsaal für die Realschüler gedient hatte, und in welchem wir Knaben einmal persönlich vom letztverstorbenen Fürsten von Hessenburg bezüglich unserer gymnastischen Fertigkeiten inspiciert wurden. — Fräulein Eva von Frank, die angebliche Tochter des „polnischen Fürsten“ Jakob Frank, die sich Beide mit ihrem ganzen Gefolge in Offenbach zur katholischen Kirche hielten (obzwar Frank ursprünglich ein jüdischer Sektirer war), hatte die Schloßkapelle, bezw. die Gemeinde, vielfach aufs Reichste mit silbernen und über-silberten Gefäßen und Paramenten, Altarschmuck u. s. w. im Gesamtwerthe von 4—5000 fl. beschenkt. — Für den katholischen Kirchenbau in der Kanalstraße hatte f. J. auch mein Vater Joseph Pirazzi eifrig in der Stadt gesammelt, und bei der Einweihung des Hauses ward ein von ihm gedichtetes Lied gesungen: „Hell strahlen des Altares Kerzen“ zc. Im Frühling 1845 gründete er dann mit einer kleinen Schaar gleichgesinnter Genossen die deutsch-katholische Gemeinde in Offenbach, die früheste dieser Art in Süddeutschland, und bei dem ersten Gottesdienst derselben am 18. Mai 1845 in dem durch hundert Hände über Nacht in einen Tempel umgewandelten Böhm & Marchand'schen Lagerhaus (im Hofe des Hauses Frankfurter Straße Nr. 64) ward wiederum ein von ihm gedichtetes Abendmahlslied von einem Sängerkorps gesungen! Dann aber war er der Anreger und einer der eifrigsten Förderer des Baues der schönen eigenen Andachtshalle auch dieser Gemeinde, wozu die Stadt den Platz geschenkt hatte, und unter großer Theilnahme der Bevölkerung am 31. August 1846 der Grundstein eingesenkt wurde, die festliche Weihe des Hauses aber erst am 9. Mai 1858 vollzogen werden konnte, da Mangels der nöthigen Geldmittel der Bau eine Reihe von Jahren gestockt hatte. Bei diesen drei feierlichen Anlässen hielt mein Vater neben den fungirenden Predigern (Kerbler, Keilmann, Perib. Rau) ebenfalls größere Ansprachen an die Festgemeinden über die Bedeutung der neuen religiösen Reform und des Tages selbst. *Tempora mutantur, et nos mutamur in illis!* . . . Noch sei bemerkt, daß die Deutschkatholiken, bevor sie sich ihr eignes Haus gebaut hatten, ihre sonntäglichen Erbauungen eine Zeit lang im jetzigen Spicharz'schen Hause in der Karlstraße (Nr. 12), sodann im großen Saale des Gasthauses zum „Darmstädter Hof“ (jetzt Pofen'sche Portefeuillesfabrik, Frankfurter Straße Nr. 52) abhielten, und ihnen dann vom Jahre 1848 an in höchst dankenswerther Bereitwilligkeit der Mitgebrauch der lutherischen Kirche bis zur Vollendung ihrer eigenen Gemeindegewölbe gewährt ward.

*) Ob hier wirklich jemals Märkte abgehalten wurden, oder dies nur für die Zukunft etwa in Aussicht genommen war, konnte ich nicht mehr ermitteln; — vermutlich nur Letzteres. Name und Eigenschaft eines „Paradenplatzes“ erhielt der Platz sicher erst, nachdem Offenbach hessische Garnisonstadt geworden.

von Neuß-Greiz gehörte, und auch von diesem bewohnt war, was damit zusammenhängen mag, daß Fürst Wolfgang Ernst II. in zweiter Ehe mit einer Prinzess Ernestine Esperanzia Viktoria von Neuß-Greiz vermählt, und somit eine Verwandtschaft beider fürstlichen Häuser entstanden war. *) Aber auch das gegenüberliegende Haus, welches nachmals Hofrath Hauch gehörte, und erst von diesem durch Aufsetzen eines Stockwerks und Anbau in seine gegenwärtige stattliche Gestalt umgewandelt wurde — seit 1858 das Stadthaus von Offenbach**) — war ehemals ein fürstliches Gebäude, ja es scheint sogar vor Erwerbung des Hauses am Eck der Frankfurter und Kanalstraße (dem jetzigen Fürstlichen Haus) die eigentliche Pfenzburgische Residenz in Offenbach gewesen zu sein, nachdem das düstere Schloß als solche längst aufgegeben war. In diesem Hause hat denn auch Wolfgang Ernst II. mit seiner Gemahlin gewohnt, bis er 1794 das Prinzeß Neußische erwarb und bezog. Er starb im Februar 1803, und seine edle Frau, die als große Wohlthäterin der Armen, namentlich in der bösen Hungerszeit von 1816 und 1817 gepriesen wird, bewohnte nach ihm das Haus, welches nun den Namen „Altfürstin-Haus“ erhielt, noch bis zu ihrem am 2. December 1819 erfolgten Hinscheiden; ihre Leiche war hier auch auf dem Paradenbett ausgestellt, und ganz Offenbach drängte sich hinzu, die verehrte Tode noch einmal zu sehen. Dieses Haus ging dann später in Besitz des Professors Gille, und dann der Mönch'schen Familie über.***) Auch nach dem Umzug des fürstlichen Hofhalts in das Neuß'sche Haus aber blieb das gegenüberliegende noch längere Zeit gewissermaßen eine Dependenz des ersteren; so befand sich dort z. B. die fürstliche Küche, und mußten die Speisen von da über die Straße zur Tafel gebracht werden. Unser Plan zeigt deutlich hinter dem Hause, wo sich jetzt die Fabriksgebäude von Jak. Mönch & Cie. erheben, Baum- und Gartenanlagen, wie denn auch, was oben schon erwähnt ist, der „Neue Marktplatz“ vor dem

*) Nach Königsfeld (vergl. S. 84, Note) hätten schon weit früher Beziehungen zwischen dem Hause Neuß und Offenbach bestanden.

**) Im März jenes Jahres durch die Stadt von dem Sohne des Hofrath Hauch um den Preis von 35,000 fl. erworben.

***) Es ist nicht leicht, jetzt noch etwas Positives über den Zeitpunkt des Baues oder Erwerbs, sowie über die Bestimmung der verschiedenen Häuser festzustellen, welche alle im Laufe der Zeit von Gliedern der Pfenzburgischen Familie in Offenbach bewohnt waren, und man ist damit vielfach nur auf eigene Combinationen und Schlußfolgerungen angewiesen, indem sogar in Birstein nichts Genaueres mehr darüber zu erfahren ist. Von dort ward ich nur dahin belehrt, daß das Palais am Eck der Frankfurter- und Kanalstraße durch den Fürsten ursprünglich nicht selbst erbaut, sondern nur angekauft worden sei, sowie daß das Fürstlich Neuß'sche Haus 1794 acquirirt wurde. — Das dem „Altfürstinhaus“ gegenüberliegende andere Eckhaus (jetzt Guttenplan) war das des fürstlichen Hofmarschalls von Walschmidt.

Hause mit Bäumen bepflanzt war. Wenn also der jetzt mit unserm Kriegerdenkmal geschmückte, und zum ewigen Gedächtniß an unsere in der Blüthe der Jahre, auf der Höhe ihres segensreichen Wirkens, ihrer Familie und dem Lande zu frühe entrißenen Großherzogin Alice auf deren Namen getaufte Platz wiederum in eine grüne Anlage umgeschaffen wird, so ist es gleichsam nur eine „Wiedereinsetzung in den vorigen Stand“, welche sich hier vollzieht! . . .

Bäume, sowie große, allem Anscheine nach zusammenhängende Gartenanlagen zeigen sich ebenfalls auf dem ganzen Areal hinter der Straßenzeile von letztgedachtem Hause an bis zur Ecke der Kanalstraße, wo damals schon das Pfenzburgische Palais stand, — und dehnen sich von da hinter der Kanalstraße bis halbwegs zur Domstraße hin aus: es mögen einzelne der dort an der Frankfurter Straße gelegenen Häuser gleichfalls noch Zwecken der fürstlichen Hofhaltung gedient, und besonders vom Palais nach dem jetzigen Stadthaus hin sich auch ein fürstlicher Garten gezogen haben, dessen das Erstere heute vollständig entbehrt, indefs sich hinter Letzterem ja derzeit noch ein großer freier Platz ausdehnt, welcher vor nicht langer Zeit noch ein zu dem Hause gehöriger Garten war, an der Westseite welchen Platzes sich nunmehr der Prachtbau der neuen Realschule erhebt.

Wir kommen in die Kanalstraße, die jüngste Straße des damaligen Offenbach! Inmitten derselben zieht sich ein breiter, offener Graben vom Fleischmann'schen Hause in grader Richtung nördlich zum Main hinunter, um hinter der Schwaner'schen Wachselektrolytenfabrik in einem stumpfen Winkel in jenen hinüberzuleiten. *) Eine Anzahl Brückchen und Stege führten an den Endpunkten der auf den Kanal mündenden Straßen, sowie vor dem Bernard-d'Orville'schen Garten und dem Thurneyssen'schen (jetzt Francke'schen) Hause über das sumpfige und übelriechende Wasser, welches zum größeren Theile bereits 1804 mit Hülfe gesammelter freiwilliger Beiträge überwölbt, zugeschüttet, und mit jener Linden- und Ahornallee bepflanzt wurde, welche jetzt zu den schönsten Zierden unserer Stadt gehört, und eine ihrer kräftigsten „Lungen“ bildet: ein schönes Werk unsrer Vorväter, zu welchem u. A. Hofrath Anton André 300 fl., Peter Bernard, der große Mäcen und Menschenfreund, ein wahrer Wohlthäter Offenbach's, außer seinem Geldbeitrag auch noch 900 Fuhren beisteuerte! **)

*) Ein auf jenem Territorium vermerkter runder Thurm war ehemals eine Windmühle, worin das Haus Bernard seine Schnupftabake mahlen ließ, bildete später ein Zubehör der ebenda errichteten Zuckersabrik, und dient mit den dazu gehörigen Häusern jetzt als Miethwohnung für zahlreiche Leute der unbemittelteren Klasse.

**) Die Strecke des Kanals vom jetzigen Raumann'schen (damals Speyer'schen) Hause bis zum Ausfluß in den Main wurde bekanntlich erst Mitte des

Das Jfenburgische Palais, jetzt, obwohl es sich gegen damals ansehnlich vergrößert hat, bescheidner das „fürstliche Haus“ genannt, war wie alle vornehmeren Privathäuser jener Zeit mit einem Mansardenach (der Erfindung des französischen Architekten Francois Mansard) versehen, und ging mit seinem nach der Kanalstraße zugekehrten Flügel nur bis zu jener Stelle, wo heute der Kandel herabgeht: dann kam eine Mauer, welche sich bis zu dem jetzigen Haus der Barmherzigen Schwestern hinzog, und in ihrer Mitte ein Thor hatte. In seiner gegenwärtigen erweiterten Gestalt mit dem an Stelle der Mansarde aufgesetzten zweiten Stockwerk wurde es erst viel später durch Bauinspektor Simeons hergestellt. Das gegenüberliegende andere Eckhaus war die Hauptwache mit ihrer sich nach der Straße öffnenden Wachtalle, welches Haus mit dem darin befindlichen Armaturdepot im Erdgeschos und den Räumen der Großen Collegs-Gesellschaft darüber im April 1865 abgebrochen wurde, um dem Neubau dieser Letzteren die Stelle zu räumen.*)

vorigen Jahrzehnts überbaut, und in ihrem mit der alten Allee in gleicher Age laufenden Abschnitt ebenfalls mit Bäumen bepflanzt, die Allee in derselben Richtung auch noch weiterhin angelegt, und ist beabsichtigt, sie bis zum Strome durchzuführen, woran sich dann nach einem vorliegenden Projekt die geplante feste Brücke über den Main einmal anschließen soll: dieser ganze elegante Straßenzug, welcher in schnurgrader Linie vom Neuen (Webraer) Bahnhof, an dem neuen Amtsgerichtsgebäude, und weiterhin durch die „Offenbacher Linden“ am Alten (Lotal-) Bahnhof und dem d'Orville'schen „Bosket“ vorüber zum Main hinführt, hat bei der letzten großen Straßentaufe im Jahre 1876 den Namen „Kaiserstraße“ erhalten, in welcher die seitherige Darmstädter und Kanalstraße aufgingen, und die in ihrer ganzen, imposanten Ausdehnung zu durchmessen selbst bei rüstigen Schritten gegen 20 Minuten Zeit erfordert.

*) Seit Ende vorigen Jahrhunderts hatten in diesem Hause die Wache und das Colleg friedlich neben-, oder richtiger: übereinander bestanden. Zur Geschichte des in der Offenbacher Gesellschaft, mit kurzem collegslosem Interregnum, jetzt fast nahezu schon ein Jahrhundert lang eine erste Stelle einnehmenden „Großen Collegs“ (beiläufig bemerkt, ein höchst philisterhafter Name!) bemerke ich noch Folgendes. Das älteste Protokoll dieses Herren-Casinos beginnt mit einem Eintrag vom 9. Mai 1783, und endet mit einem solchen vom 30. März 1798, welsch' letzterem zufolge das Colleg („bei Frau Wegern in Miethe“) mit 1. August als bereits nicht mehr lebensfähig eingehen sollte, — merkwürdig genug in jenen bewegten Zeiten, wo die Clubs doch an der Tagesordnung waren! Aber schon zu Anfang des neuen Säkulums feierte es seine fröhliche Auferstehung. Peter Bernard, dessen Büste nach seinem Tode im Gesellschaftslokale aufgestellt wurde, wo es sich noch im Lesezimmer befindet, war einer der Gründer des neuen Collegs. Der Fürst von Jfenburg hatte das Haus seinem Palais gegenüber mit Hülfe der Gesellschaft erbaut, wogegen diese das Anrecht erwarb, hier für ewige Zeiten gegen 150 fl. Jahresmiethe zu wohnen. Die Wache war von Jfenburger Soldaten besetzt. Nach Anfall Offenbachs an Hessen-Darmstadt ging auch dieses Haus an den hessischen Staat über, diente weiter als Hauptwache, sowie als Quartiermeisteramt und Depot für Armaturstücke, insbesondere Uniformen. Da aber auch jenes Recht der Collegsgesellschaft auf den un kündbaren Miethsvertrag fortlebte, bot Niemand auf das Haus, als es der hessische Fiskus 1864 mehrmals zur Ver-

Das unfern davon gelegene, jetzt Herrn Hofrath Dr. Walter gehörige Eckhaus der Kanal- (Kaiser-) und Großen Marktstraße (Zudengasse) war auch ein fürstliches Haus, und hat ebenfalls seine Geschichte: hier endete mit dem i. J. 1816 oder 1817 erfolgten Tode des Fräuleins Eva von Frank ziemlich kläglich die große polnische Tragikomödie, deren glänzende ersten Akte in dem vom Fürsten dem Baron Frank anfänglich vermietheten Sienburgischen Palais selber gespielt hatten. Das damals bei Vornehm und Gering in Offenbach umgehende Gerücht, Eva Frank, welche nach dem Tode ihres vorgeblichen Vaters noch jahrelang als alterndes Fräulein jenes Haus bewohnt, sei gar nicht wirklich gestorben, habe sich nur vor ihren vielen Gläubigern geflüchtet, und es sei an ihrer Statt eine Puppe begraben worden, erwähne ich darum, weil es seiner Zeit nicht nur in Jedermanns Munde war, sondern auch ganz allgemein geglaubt wurde und noch heute vielfach ge-

steigerung ansetzte, und die Gesellschaft behielt es schließlich um wenig mehr als 13,000 fl. in der Hand. Ein Buch in groß Octav und braunem Leder- einband war vorhanden, in welches jedes neuaufgenommene Mitglied seinen Namen einzutragen hatte. Dieses Buch, eine interessante Offenbacher Auto- graphensammlung von Bernards und seiner Freunde Tagen an bis auf unsere Zeit, ist seit Jahren spurlos verschwunden, und alle Nachforschungen darnach blieben vergeblich: entweder ging es durch Nachlässigkeit verloren, oder es ward entwandt! Man wollte mir später oft bestreiten, daß ein solches Buch überhaupt je existirt habe; aber ich sehe es noch heute deutlich vor mir, trug auch meinen Namen selbst noch hinein, als ich Ende der fünfziger Jahre „außer- ordentliches Mitglied“ des Collegs wurde, — der erste jüngere Mann, der den Muth hatte, wieder in jene damals etwas zoppig gewordene Gesellschaft alter Herren einzutreten! Indem ich aber alle meine Freunde zur Nachfolge antrieb, viele weitere jüngere Männer dann unserm Beispiele folgten, ward der altern- den Gesellschaft allmählig neues Blut in Menge zugeführt, und der Prozeß der Verjüngung nahm dann in energischer Weise seinen Verlauf. — Ein „Kleines Colleg“ bestand viele Jahre lang neben dem „Großen“ im oberen Stock des Niebold'schen Hauses in der Schloßgasse (jetzt den Holzhändlern Schmidt ge- hörig, der Krafft'schen Tabaksfabrik gegenüber). Niebold selbst, ein alter Beer- stolz vom höchsten Humor, naturwüchsig und ungekünstelter als der Beer's, des Mepher'schen Galopins (vergl. S. 87, Note), war das belebende Element jenes Cirkels. Nachdem sich dieser längst aufgelöst, trat unter ganz andern Bedingungen und Verhältnissen in der Mitte der vierziger Jahre dieses Jahr- hunderts, den Zeiten der deutschkatholischen und lichtfreundlichen Bewegung, wieder um ein „Kleines Colleg“ hier in's Leben, worin die führenden Männer jener Tage, ein Dr. Lorenz Diefenbach, Joseph Pirazzi, Philipp Wagner u. s. w. tonangebend waren. Diesen Kreisen war das „Große Colleg“ damals zu bureau- kratisch-conservativ angehaucht. Die geistige Blüthezeit des „Kleinen“ war die Epoche, während deren es seinen Sitz in den untern Räumen des „Darmstädter Hof's“ zog. Als die Färbung der Gesellschaft in 1848 etwas sehr radikal wurde, hatte sich mein Vater, immer maßvoll in seinem Denken und Handeln, wenn auch zumeilen die italienische Halbseid seines Blutes momentan in ihm aufwallte, zurück. Dieses „Kleine Colleg“ florirt heute als „Bürgerverein“ fröhlich in dem neuerbauten oberen Stockwerk des Theatergebäudes in der Schloffer'schen Liegenschaft weiter, worin die Gesellschaft sich behaglich und zweck- entsprechend eingerichtet hat.

glaubt wird, und als den sensationellen äußeren Abschluß dieser ganzen hochabenteuerlichen Geschichte, über welche zwar eine umfangreiche eigene Literatur entstanden ist, die Akten aber noch heute nicht geschlossen sind, und auch wohl niemals geschlossen werden. Auffallend bleibt immerhin, daß die Verstorbene zwar kurze Zeit in offenem Sarge ausgestellt, doch ihr Gesicht dabei theilweise verhüllt war, der Sarg auch alsbald geschlossen, und dann Nachts bei Fackelschein der Erde übergeben wurde. Unzweifelhaft feststehend ist aber, und mir durch die zuverlässigsten Familiennachrichten, wie durch mündliche Mittheilungen Wilhelm Speyers verbürgt, daß Kaiser Alexander I. von Rußland, als er nach der Leipziger Schlacht im November 1813 nach Frankfurt kam, er von da aus Fräulein Frank einen Besuch machte,*) woburch die auch durch viele andere Thatfachen constatirten Beziehungen dieser Dame zum russischen Kaiserhause evident werden, ohne daß die seltsame Geschichte dadurch aber im Mindesten klarer wird: ganz im Gegentheil! Von Rußland flossen auch die enormen Subsidien, welche der Offenbacher Polenhof in den Tagen seines Glanzes empfing, trotzdem die Geschichte hernach mit einer Schuldenmasse von 3 Millionen Gulden geendet haben soll, woburch sehr viele Leute in hiesiger Stadt und Gegend zu Schaden kamen; — und der angebliche Bruder Eva's, Koch von Frank, war um die Zeit der Anwesenheit Kaiser Alexanders zu Frankfurt in die russische Armee eingetreten, und von da an spurlos verschwunden, während der andere Bruder Joseph von Frank früher bereits in Offenbach eines plötzlichen Todes verstorben, und auch hier begraben worden war. Nach dem Tode Eva's und dem Zusammenbruch der polnischen Herrlichkeit kaufte Prinz Victor von Jsenburg**) das seither

*) Nicht zu verwechseln mit dem 1802 gebornen jüngeren Prinzen Victor Alexander, Bruder des Fürsten Wolfgang Ernst III., eines lebenswürdigen und dabei ideal-schönen Mannes, so ein rechter Märchenprinz, die stille Liebe aller Offenbacher Mädchen! Dieser Prinz Victor war vermählt mit der streng katholischen Prinzessin Maria von Löwenstein-Werthheim-Rosenberg, wohnte als lebiger Herr im hiesigen Palais, und starb am 15. Februar 1843, allgemein betrauert, an einer schmerzhaften Krankheit.

**) Kaiser Alexander war am 5. November 1813, um 1 Uhr Nachmittags, an der Spitze von 10,000 Mann russischer und preussischer Cavallerie in Frankfurt eingezogen, und wohnte in der Villa des großen Frankfurter Patrioten Simon Moritz von Bethmann, wo wenige Tage zuvor noch Napoleon auf dem Rückzug von Leipzig (nach der Schlacht bei Hanau) abgestiegen war. Alexander hatte die Strede von Schweinfurt ab in Parforcemärschen zurückgelegt, um die Oesterreicher zu überholen, welche einen bedeutenden Vorsprung hatten; und wirklich, als Kaiser Franz am 6. November seinen Einzug in Frankfurt hielt, fand er Kaiser Alexander bereits Tags zuvor da eingetroffen, wovon er und Fürst Schwarzenberg höchlichst, und nicht auf's Angenehmste überrascht waren; denn Keiner gönnte dem Andern die Ehre des Vortritts in die alte Kaiserstadt! Auch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen traf etwa

von Jener bewohnt und in einem sehr verwahrlosten Zustand hinterlassene Haus, setzte einen Stock darauf, und richtete es vollständig neu her. Nach dem Ableben des prinzlichen Besitzers ward das Eckgebäude der Kanal- und Großen Marktstraße fortan ein Haus des Aeskulap, indem es zuerst Hofrath Marschall, und nach dessen Tode Hofrath Walter besaß und bewohnte.*)

Wenn wir von dem Hause, vor welchem wir soeben einen kurzen Halt gemacht, die Kanalstraße in nördlicher Richtung entlang schreiten, so finden wir auf deren östlicher Seite fast durchweg

um die gleiche Zeit in Frankfurt ein, — und hier nun „trieb man zwei Monate lang ein diplomatisches Spiel, vermittelt dessen das Interesse der Völker dem Vortheil der Privilegirten aufgeopfert wurde. Es war daher schon im November einleuchtend, daß der ganze Vortheil des heiligen Befreiungskrieges in Deutschland den Höfen und dem Abel zufallen werde, das Volk aber auch fernerhin das alte Joch und die alten Lasten tragen müssen“. . Diese harten Worte sind von niemand Geringerem als dem großen Historiker Fr. Chr. Schlosser, der weiterhin bemerkt, auch den Rheinbundsfürsten habe sich Kaiser Franz und sein Metternich sehr gnädig gezeigt, obschon die Mehrzahl von ihnen erst dann der „Heiligen Allianz“ beigetreten seien, als ihre Truppen bereits übergegangen waren, und auch ihre Völker von ihnen abjusen drohten. „Nur den Großherzog von Frankfurt hatte man, da er den Pfaffen verhaftet war, schon im Vertrag von Ried den Baiern aufgeopfert“. Dasselbe Loos würde auch dem Großherzog von Baden bereitet worden sein, wenn nicht der russische Kaiser seine Hand über ihn gehalten hätte. „Ebenso wurden die Fürsten von Jsenburg und von der Leyen aufgeopfert, damit die Diplomaten über deren Besitzungen verfügen könnten.“ (Der mediatisirte Fürst von Jsenburg war Karl Friedrich Ludwig Moritz, der seinem Vater Wolfgang Ernst II. i. J. 1803 succedirte, und 1820 starb. Er war stotter Lebemann, und treuer Anhänger Napoleons und des französischen Wesens. Vermählt war er mit einer Gräfin Charlotte von Erbach-Erbach, die in Heidelberg, wohin sie sich zur Kur begeben, starb, und auch dort begraben ist, da sie ebenda, wo sie das Zeitliche gesegnet hatte, auch ruhen wollte.) Dagegen habe man „den ärgsten Volksfeind“, den König Friedrich I. von Würtemberg, der bis zum letzten Augenblick der getreueste Anhänger Napoleons geblieben, und von einem tiefen Haß gegen alles Patriotische und Volksthümliche beseelt war, in jeder Weise geschont und cajolirt. — In jenen Tagen, wo die drei verbündeten Monarchen in Frankfurt weilten, war es also, daß Kaiser Alexander der Eva von Frank hier einen Besuch machte; Wilhelm Speyer sagte mir: er habe ihn selbst im November oder December 1813 vor ihrem Hause in einer russischen Droschke vorfahren sehen. Auch der König von Preußen begegnete Speyern einst zu Pferde in der nun nach diesem genannten Straße; der König wollte zu Mehler, und rief Speyer, um von ihm den Weg zu erfahren, an: „Geheimrath Mehler?“ Auf diese militärisch kurze, im preussischen Commandoton herausgestohene Anfrage, gab Speyer (der den König wohl erkannte, aber sich den Anschein gab, als kenne er ihn nicht) im gleichen barocken Ton zurück: „Nichts um die Ecke!“ . .

*) In diesem Hause war es auch, daß Karl Gukow nach dem im Februar 1865 zu Friedberg unternommenen Selbst-Attentat einige Zeit vor seiner Uebersiedelung in das Gilgenberger Asyl unter der speciellen Behandlung und Pflege seines Schwagers Walter zubrachte, nachdem er schon im Sommer 1860 nach seiner Rückkehr aus Italien einige Monate mit Familie hier gelebt, und am „Zauberer von Rom“ geschrieben hatte.

dieselben Häuser, welche, wenn auch in theilweise veränderter Gestalt, auch heute noch da stehen, während die gegenüberliegende westliche Seite lediglich durch Gärten gebildet wird. Denn hier am Kanal war eigentlich Offenbach zu Ende, und das kurze Fühlhorn, welches es in Gestalt der paar Häuser der sog. „Prolongirten Frankfurter Straße“ hinaus in's Freie streckte, gleichsam nur ein vorgehobener Quartiermacher für das westliche Offenbach der Zukunft. Uebrigens ist es auf der Westseite der Kanalstraße nicht geblieben bis auf unsere Tage; heute noch wird ein ansehnlicher Theil derselben durch Gartenwände gebildet, und was von Häusern auf jener Seite emporstieg, ist zumeist erst in den letzten Jahrzehnten entstanden, manche davon sind noch ganz neu.

Der große und schön angelegte Garten, welcher sich gleich am Süende der Kanalstraße zeigt, gehörte ursprünglich einem Herrn von Lepel, von welchem er in den Besitz des Bankier Mumm in Frankfurt überging, welcher indeß nur seine Sommervilleggiatur da hielt (das zugehörige Gartenhaus war ursprünglich nur ein Erdgeschößbau), zur Offenbacher Meßzeit hier später eine Expedition betrieb, und Haus und Garten zuweilen wohl auch an in Frankfurt residirende Diplomaten und Militärs als Sommerfrische vermietete, wie z. B. dem englischen Bundestagsgesandten Lamb, dem holländischen Gesandten von Maritz, dem österreichischen General von Langenau. Das Mumm'sche Anwesen ging später in Besitz von Dr. Wolmar über; der ursprünglich noch weit ausgedehntere Garten aber ist heute namhaft reducirt, indem ansehnliche Theile desselben als Bauplätze verkauft, oder zur Errichtung der Wolmar'schen Stearinkerzen-Fabrik verwandt wurden.

Gegenüber dem Fürstlichen Palais stoßen wir auf der Kanalfenstseite bereits auch auf ein Haus: das des Fürstlich Hessenburgischen Hofagenten und Kurfürstlich Hessischen Hoffaktors Wolf Freidenbach, — heute, und seit geraumer Zeit schon, der erste Gasthof Offenbachs, die „Stadt Cassel“, *) und als solcher vor einer

*) Zu jener Zeit hatten die meisten Fürsten, großen und kleinen Herren ihren „Hofjuden“, so einen Mann für Alles, insbesondere für ihre Geldgeschäfte, da ja der *nervus rerum gerendarum* alles Uebrige in sich einschließt. Diese israelitischen Finanzleute brachten es unter den verschiedensten Titeln oft zu sehr einflußreichen Stellungen. War doch Meyer Anselm Rothschild, der Gründer des zu einer Weltmacht emporgestiegenen Bankhauses, Anfangs auch nur der „Hofagent“ des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen! Das Muster eines jüdischen Finanziers dieses Genres, wie er nämlich nicht sein sollte, war jener berühmte Joseph Süß Oppenheimer aus Heidelberg, der sich vom Agenten des Herzogs Karl Alexander von Württemberg zum Geheimen Finanzrath und Kabinetminister desselben emporschwang, als welcher er das Land corrumpirte, ausraubte, und eine schandbare Wirthschaft führte, die mit dem Tode seines Herrn (1737) ein jähes und schreckliches Ende nahm, indem er sofort verhaftet, processirt, als Staatsverbreder zum Tode verurtheilt, und in seinem Staatsgewand aufgehängt wurde, was Wilhelm Hauff bekanntlich den Stoff zu seiner

Reihe von Jahren durch Ueber- und Anbau vergrößert, und durch Anstrich verschönert. Zu Breidenbach's Zeit war auch dies Haus mit einem Mansardebach, darauf ein Belvedere, versehen, und seine rothen Sandsteinwände unbeworfen, wie wir es ja auch noch gekannt haben.

Und nun reihen sich Gärten an Gärten von theilweise sehr erheblicher Ausdehnung: das Gelände dort kostete damals ja, nach heutigem Maßstab gemessen, fast gar Nichts!

Zunächst grenzte hier der Graf Montauban'sche Garten an die Straße, von welchem später eine Parzelle zum Bau der katholischen Kirche (S. 89, Note) geschenkt wurde; doch ist fraglich, ob Montauban zu Anfang dieses Jahrhunderts schon hier ansässig war: er bewohnte das spätere Karl Krafft'sche Haus, in welchem sich vor ihm bereits die Post befunden hatte, und sein Garten zog sich von der Kanalstraße noch eine ansehnliche Strecke gen Westen. Daran schloß sich gegenüber dem Thurneyssen'schen (jetzt Francke'schen) Hause der große Turneyssen'sche Garten, von welchem ursprünglich wahrscheinlich auch das Montauban'sche Grund-

Novelle „Jud Süß“ geliefert hat. Unser Offenbacher Postagent Breidenbach aber war ein braver, tüchtiger und in seiner Art bedeutender Mann. Er war reich und geachtet, und seiner Verwendung und seinem Einflusse gelang es, daß i. J. 1803 der gehässige Judenleibzoll für die Pfenzburgischen Lande aufgehoben wurde, wozu Fürst Karl, der nachmalig Mediatisirte, willig die Hand bot. Dasselbe bewirkte Breidenbach noch im gleichen Jahre auch für Kurhessen, Hessen-Homburg und die Grafschaft Solms-Laubach. Im folgenden Jahre hatten seine Bemühungen als Bevollmächtigter seiner Glaubensgenossen bei dem Reichserzkanzler von Dalberg den Erfolg, im Gebiet von Kur-Mainz und des damaligen Kurfürstenthums Baden den Juden Zoll abgeschafft zu sehen, — und in Frankfurt, wo dieser Zoll bislang an den Stadthoren und auf den Brücken erhoben worden, wie nicht minder auch in der Landgrafschaft Hessen, bewirkte Breidenbach ein Gleiches; ja der Landgraf sicherte ihm noch Empfehlungen für jene Regierungen der Nachbarstaaten zu, bei welchen Breidenbach ebenfalls die Befreiung seiner Stammesbrüder von jener mittelalterlichen Auflage betreiben wollte. Der Leibzoll hatte darin bestanden, daß an bestimmten Orten vorüberkommende Juden einen gewissen Satz zu entrichten hatten: so z. B. mußte ein Jude, der von Friedberg nach Frankfurt ging 12 Kreuzer, von Friedberg nach Weklar 23 Kr., nach Sieben 27½ Kr. u. s. w. erlegen. — Die Grafen von Pfenzburg, so besonders der humane Johann Philipp, der eigentliche Gründer der Offenbacher Industrie († 1718), gestatteten den Juden schon frühe, sich in Offenbach anzusiedeln, von welcher Vergünstigung viele alsbald Gebrauch gemacht zu haben scheinen, da ihrer Colonie eine besondere Straße zur Ansiedlung und Bebauung überwiesen wurde. Das Aufnahmegeld, 2 Thaler für jedes Gemeindeglied, und eine jährliche Abgabe von 18 fl. für die Synagoge, floß in die Kasse der lateinischen Schule; ebendahin vermutlich auch der Leibzoll, so daß diese Gelder allesammt wieder für Bildungszwecke nutzbar gemacht wurden. Die 1708 mit und in der Judeugasse erbaute hölzerne Synagoge ward in dem Brand von 1721 zerstört, und 1729 aus Stein wieder aufgebaut (S. 71). Prediger dieser Gemeinde ist seit 1832 bis auf diesen Tag Rabbiner Dr. Salomon Formstecher, ein geborner Offenbacher und Verfasser einer Anzahl Werke über die Religion des Judenthums, sowie eines Romans aus der Gegenwart: „Buchstein und Cohnberg“ (Zft., Bechhold 1863).

stück einen Theil gebildet hatte, und an diesen wiederum der von Amerongen'sche Garten, welcher zu dem Hause gehörte, in dessen einem Flügel jetzt der Bankverein sein Domicil hat, und das man ja bis vor wenig Jahren noch immer das „Amerongen'sche Haus“ nennen hörte, obgleich es den Besitzer längst gewechselt hatte. Zu diesem ansehnlichen Wohngebäude von rothem Sandstein gehörte noch das jetzt Schneider Schulz'sche, sowie das Apotheker Klingelhöffer'sche Haus, und zwar ersteres als mittlere Parthie (man sieht den oberen Giebelabluß ja noch daran), letzteres als linker Flügel des Gebäudes, welcher dem rechten, nach der Domstraße zu abzuwendenden, in Größe und Bauart entsprechend war; vor dem Mittelstück des Hauses aber erhob sich auf dicken, schweren Sandsteinsäulen ein eiserner Balkon, und in dieser Gestalt haben wir das Haus ja ebenfalls Alle selbst noch gekannt.*) Auch der Amerongen'sche Garten zog sich weit nach Westen hin, und das betreffende Gelände ist Jedem, dessen Erinnern bis zur Mitte der vierziger Jahre zurückreicht, als eine große Wüstenei, theilweise von verwilderten Hecken eingeschlossen, im Gedächtniß, welchem Zustand erst der Bau der Offenbach-Sachsenhäuser Lokalbahn ein Ende machte, deren Stationsgebäude sammt Zubehör so recht eigentlich das Gebiet des früheren Amerongen'schen Gartens occupirt; — wogegen der große Jakob Mönch'sche Garten, welcher sich mit seiner hohen Mauer und dem steinernen, innen mit Marmor bekleideten, über einer Eisgrube errichteten Gartentempel, vom Mönch'schen Hause im Westende der Frankfurter Straße gen Norden bis zur Louisen- und heutigen Bahnhofstraße hinüberzog, ehemals gleichfalls zu dem großen Thurneysen'schen Garten gehörte, auf dessen Areal nach und nach ein ganzes Stadtviertel emporgestiegen ist.

Nördlich begrenzt war Amerongen's Garten von der gemüthvoll-idyllischen Pappellallee, deren Namen in jedem Alt-Offenbacher Herzen auch eine Fülle trauriger Erinnerungen weckt; denn sie war ja der Lieblingsspaziergang unsrer Väter und Großväter, ihr Hauptfußweg nach Frankfurt hin! Die Bepflanzung mit Bäumen dieses Feld- und Fußweges, des frühesten von hier nach Frankfurt, fällt bereits in die Zeit der Erbauung des Offenbacher Rath-

*) Baron von Amerongen war aus Holland hierhergekommen, und lebte in diesem Hause als Rentier. Seine Söhne kauften sich später an der Chauffée nach Frankfurt an, und zwar der eine mit der jetzt v. Cosel'schen Besitzung (das geschindelte Wohnhaus im Hintergrund des Gartens ist seit Errichtung der neuen Cosel'schen Villa abgetragen); der andere Bruder erwarb das Grundstück gegenüber (nachmalig August Götzleucher'sches Haus mit Garten), welches er „die Bagatelle“ zubenannte, sich selbst „Amerongen-Bagatelle“, wogegen sein mit der Sängerin Badosen, welche in den dreißiger Jahren eine Zierde der Frankfurter Bühne war, verheiratheter Bruder sich „Amerongen-Badosen“ nannte: beide Brüder, in jahrelangem Zwist geschieden (ich glaube, eben jener „Resalliance“ des einen wegen), hießen hier nur „die feindlichen Brüder“.

hauses, also um das Jahr 1725; und erst am 9. Juni 1738 fuhr zum Erstenmale das Marktschiff von Offenbach nach Frankfurt — „*heureusement et sans aucune résistance*“, wie Heber nach schriftlichen Familiennachrichten hinzufügt: außer etwa, daß die Frankfurter das neue Behikel, welches Offenbacher Leute mit Offenbacher Geld in der Tasche nach ihrer Stadt tragen wollte, *purement et simplement* confiscirten (vergl. S. 39, Note). Die Chaussee nach Frankfurt aber ward erst geraume Zeit später erbaut, und kam nur ganz allmählig in Aufnahme. Eine eigentliche „Allée“ von Aepfelbäumen hat indessen, soweit das Gedächtniß der noch jetzt Lebenden reicht, hier niemals bestanden, es müßte denn ganz in der ersten Zeit gewesen sein; aber eine große Anzahl (eine weit größere, als heute noch vorhanden) von Aepfelbäumen war zu beiden Seiten der breiten Straße über die Felder vertheilt. Und es war ein schönes, poetisches Wandern durch diese gute, alte Aepfelallee, als sie noch nicht wie heute mit Fabriken und Backsteinbrennereien garnirt war, — ein Wandern zwischen grünen Saaten und unter Blüthenbäumen dahin, oder durch goldne, wogende Aehrenfelder: vor sich als riesige Wegmarke den Frankfurter Kaiserdom mit seiner abgestumpften Kuppel, und weiterhin die aus ihrem Kastanienhain malerisch aufragende Gerbermühle bei Oberrad, den wallenden Strom zur Seite, darüber sich erhebend im Vorblick das prächtige Frankfurt: — und als Hintergrund die ganze Taunuskette aufgerollt, von der es ja heißt, Alexander von Humboldt habe ihre Umrislinien den schönstegeformtenen untrer Erde beigezählt, wie denn ihre beiden Gipfel, Feldberg und Altkönig, in ihren sich nach Offenbach hin darstellenden Formen eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit mit den Contouren des Vesuvj und der Somma haben! . .

Da zwischen Aepfelallee und Bernardstift nun wiederum ein Garten lag, so standen auf der westlichen Seite der Kanalstraße zu Anfang dieses Jahrhunderts faktisch nur zwei Häuser: das eben genannte und das Breidenbach'sche; denn wenn das v. Lepel'sche (nachmals Mumm'sche) Haus um jene Zeit überhaupt schon stand, so war es doch nicht an die Straße gebaut, sondern weiter zurück in den Garten.

Das Bernardstift war aber auch nicht immer, was es bisher gewesen ist: ein Asyl für arme, alte Leute. Auch dieses Gebäude hat eine klassische Vergangenheit! Zur Zeit Peter Bernards, des enthusiastischen Musikfreundes, war es das Haus, worin dieser die Mitglieder seiner berühmten Kapelle einlogirt hatte, und daher in Offenbach nicht anders geheißen, als „das Musikhaus.“ Hier waltete einst das fröhlichste, heiterste Künstlerleben: — welsch' ein Gegensatz zu der späteren Bestimmung dieses Gebäudes! Aus allen Fenstern heraus konnte man damals die Künstler auf ihren ver-

schiedenen Instrumenten üben hören. Nachdem sich die Kapelle aufgelöst hatte, und deren Mitglieder zum Frankfurter Theaterorchester übergetreten waren, dessen Kerntruppe sie fortan bildeten, war das Bernard'sche Haus später an Pfarrer Spieß vermietet, welcher i. J. 1811 von Lauterbach in Oberhessen, wo er zweiter lutherischer Pfarrer war, in gleicher Eigenschaft hierher versetzt wurde, und eine Erziehungsanstalt für Knaben in jenem Haus errichtete,*) welches nachher von der Wittwe Peter Bernards, einer gebornen Thurneyssen († 1834; ihr Gatte war ihr, erst 50 Jahre alt, schon 29 Jahre früher im Tode vorangegangen!), der Stadt zu dem bezeichneten humanen Zwecke geschenkt wurde, und nunmehr, nachdem im vorigen Jahre das große neue städtische Armenhaus draußen beim Schießhaus eröffnet, und darin eine Abtheilung für den gleichen Zweck, und, zum ewigen Gedächtniß der Bernard'schen Schenkung, unter dem gleichen Namen errichtet wurde, seiner anderweiten Verwendung oder seiner Niederlegung entgegensteht.**)

Wir überschreiten nun auf dem vor dem Bernard's-d'Orville'schen Garten befindlichen Uebergang — vielleicht hieß er „der Musikantensteg!“ — den Kanal, wenden uns dann wieder links, und stehen nach wenig Schritten bereits vor dem letzten Haus in dieser Straße: dem großen Speyer'schen Hause mit ausgebreiteten, parkartigen Gartenanlagen dahinter; heute, durch ansehnliche Fabrikbauten vergrößert, das schön gepflegte Besitzthum des Herrn Raumann (vergl. S. 53, Note). Dieses Haus hat Wilhelm Speyer berühmt gemacht, dessen Wiege zwar hier so wenig gestanden, wie die von Adolph Spieß im gegenüberliegenden, der aber, wie dieser, schon sehr frühe nach Offenbach kam. Wilhelm Speyer war am

*) Vergl. die Noten S. 79 u. 83. Von Offenbach wurde Pfarrer Spieß später nach Sprendlingen versetzt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Sein Sohn Adolph ist am 3. Februar 1810 noch in Lauterbach geboren, kam also bereits im frühesten Kindesalter hierher, wo er seine ganze Knabenzeit verbrachte. Adolph Spieß lebte lange als politischer Flüchtling in der Schweiz, kehrte 1848, von Heinrich von Gagern berufen, nach dem Vaterlande zurück, und lebte und wirkte, hochgeehrt durch ganz Deutschland, als der geniale Schöpfer eines neuen Systems des Schulkturnens, in Darmstadt bis zum Mai 1858, wo er an den Folgen eines Stiches in die Lunge starb, welchen er einst als Student in Gießen im Duell erhalten hatte, und woran er sein ganzes Leben lang siechte.

**) Ein Mitglied der Bernard'schen Kapelle hieß Renninger, und dessen jüngerer Bruder, Comptoirist bei Bernards und selbst guter Geiger, wohnte mit ihm im Musikhaus, und war dann 30 Jahre lang als Musiklehrer in Amerika und der Havanna: als er zurückkehrte, und das Musikhaus, an welches sich für ihn so schöne Erinnerungen knüpften, als — Armenstift wiederstand, da wurden die alten Zeiten wieder wach in ihm, und die hellen Thränen traten ihm in die Augen! — Renninger, welchen ich selbst noch als von der Sonne Cubas etwas ausgebröckelten alten Herrn gekannt habe, und der immer ganz famos, direkt bezogene Havannacigarren hatte, starb vor einer Reihe von Jahren als kleiner Rentner in Frankfurt.

21. Juni 1790 zu Frankfurt im Schoße des Reichthums, und als einziges Kind seiner Eltern geboren; aber schon 1792 zogen diese hierher nach Offenbach in das kurz zuvor von einer über dem Bau verstorbenen Frau Lafontaine errichtete Haus in der Kanalstraße, wie es denn damals bei den Reichen Frankfurts gewissermaßen zum guten Ton zu gehören schien, in Offenbach zu wohnen, oder hier doch zum Mindesten eine Villeggiatura zu besitzen: jetzt ziehen im Gegentheile manche hier reich gewordenen Offenbacher nach Frankfurt, und der Frankfurter kommt wenig oder gar nicht mehr nach Offenbach! . . Der Wohlstand und das Wohlleben im Hause der Eltern unsers Wilhelm war so groß, daß man dort nur von Silber speiste! Aber diese Herrlichkeit nahm im Jahre 1819 ein jähes Ende, nachdem der Vater in unglücklichen kaufmännischen Unternehmungen (besonders durch seine Betheiligung an einem innerlich bereits bankrotten Frankfurter Hause in Mailand) sein ganzes Vermögen verloren, und diesen Fall mit dem Leben bezahlt hatte. Die Seelengröße aber, mit welcher sein Sohn diesen unerhörten Schicksalswechsel ertrug, war wahrhaft antik! Er verkaufte sein Haus, verkaufte Alles, ja sogar, wie die Legende will, seine Geige, um Alles bezahlen zu können, was sein Vater schuldig war, und zog nach Frankfurt, wo ihm gerade diese seine peinliche Gewissenhaftigkeit rasch neuen Credit in der Kaufmannswelt eröffnete. Aber nicht lange duldete es ihn in der Vaterstadt, denn die Heimath seines Herzens und die stete Sehnsucht seines reichen Gemüthes war eben Offenbach, und dorthin zog es ihn unwiderstehlich zurück! Schon 1820 kam er wieder hierher, wo er das nachmalig Jakob Mönch'sche Haus im westlichen Theil der Frankfurter Straße mit großem Garten erwarb und bis 1831 bewohnte, in welchem Jahr er wiederum nach Frankfurt zog, woselbst er am 5. April 1878, achtundachtzig Jahre alt, und noch in voller Geistesfrische, doch zuletzt gänzlich erblindet, aus diesem Leben schied. Sein Ruf als Liedercomponist machte seinen Namen durch ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus bekannt und berühmt; mit vielen hervorragenden Männern seiner Zeit stand er in brieflichem und persönlichem Verkehr, kein Musiker von Ruf besuchte Frankfurt, ohne auch Wilhelm Speyer seine Aufwartung zu machen, und zum Andenken an den gefeierten Mitbürger benannte Offenbach noch zwei Jahre vor seinem Tode die Straße, welche von Speyer's ehemaligem Hause zum Linsenberg hinführt, „Speyer-Strasse“, was ihm noch eine große und innige Freude bereitete.*)

*) Von künstlerischen Celebritäten, die Wilhelm Speyer gelegentlich ihrer Durchreise in Frankfurt besuchten, oder als nähere Freunde seines Hauses öfter darin verkehrten, nenne ich nur: Rossini, Meyerbeer, Liszt, Thalberg, Hauptmann, Molique, Paganini, Mendelssohn, Spohr, Roger, Jenny Lindt, Seydelmann &c. Mit Spohr war Speyer ganz intim befreundet, und die

Von Speyer's Hause wenden wir uns durch die jetzt nach Ersterem benannte, zum Main hinführende Straße „rechts um die Ecke“, wie der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (S. 96,

Spohr'schen Quartettcirkel im Speyer'schen Hause genossen eines bedeutenden Aufes. Im Nachlasse Speyer's fanden sich gegen 200 Briefe des Componisten von „Jessonda“ und „Faust“. Diesen gesammten musikalisch-literarischen Nachlaß Speyer's hat nunmehr sein Sohn Eduard in London übernommen, darunter kostbare Perlen, wie das Manuscript von Mozarts „Veilchen“, eine sorgfältig geordnete Fuge von Cherubini, ein vollständiger Chor von Mendelssohn, Handschriftliches von Beethoven, Schubert &c. Was Speyer aber speciell für Offenbach war, und für die Veredlung der Offenbacher Geselligkeit und Gesellschaft gethan, das gehört auch in ein besonderes Kapitel eines späteren Buches! Aus der großen Reihe seiner Gesangscompositionen seien hier nur erwähnt die Lieder „Der Trompeter“ und „Die drei Liebchen“; von seinen zahlreichen Männerchören Arndt's Vaterlandslied. Auch von meinem Vater componirte er ein Gedicht „Wir Sänger sind ein muntres Volk“ für Männerchor (dasselbe später noch zweimal componirt von Jean Baptiste André, dem Sohne Anton, dem Enkel Johann André's, und von Ludw. Güth), und schrieb mir die Anfangsstrophe unterm 1. November 1867 in mein Album, und darunter: „Zur Erinnerung an Ihren guten Vater und an Ihren Freund Wm. Speyer.“ Die Ahnen seines Geschlechts suchte der phantasievolle Mann gerne am Tajo unter den reichbegabten portugiesischen Juden, und meinte, sie hätten dort wohl Spiro geheißet! Doch ist soviel gewiß, daß seine Voreltern zunächst aus Michelstadt im Odenwald in Frankfurt einwanderten. Im Jahre 1811 traten seine Eltern mit ihm hier zum Christenthum über; und am 19. December 1813 vermählte er sich mit der Tochter des Hessnburgischen Ministers von Goldner, Charlotte, welche die Fürstin Karl von Hessen über die Taufe gehoben hatte. Aus dieser Ehe entsprossen ihm zwölf Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter, von denen ein Sohn und eine Tochter vor ihm verstarben. In seiner Frankfurter Periode betrieb Speyer Vörfengeschäfte — er war einer der geachtetsten Senesale des Hauses Rothschild — und zur Zeit der Offenbacher Messe auch eine Expedition hieselbst, ein damals sehr lukratives Geschäft, das ja auch ein Bankier Mumm nicht verschmähte! Und dieser selbe Wilhelm Speyer, welcher sich so gut auf die Viertel und Achtel im Rotensack verstand, war nicht minder auch zu Haus in den Vierteln und Achteln des Effektengeschäftes, so daß er sich allmählig wieder zu solidem Wohlstand emporstchwang. Speyer machte auch größere Studienreisen nach Paris, Rom &c., in welscher letzterer Stadt er bei Papst Pius VII. eine Audienz hatte, und dort im Vorzimmer mit Graf Mastai Ferretti zusammentraf, dem nachmaligen Papst Pius IX. Seine Söhne widmeten sich dann auch vorwiegend dem Handelsstande, und sind in Wien, Paris und London etablirt; — einer davon jedoch, Otto Speyer, studirte Jurisprudenz, war früher Polizeirath in Frankfurt, und ist gegenwärtig ebenda Generalsekretär und Syndikus der Meininger Bank. Seine treue Anhänglichkeit an Offenbach erlosch bei Wilhelm Speyer aber erst mit seinem Tode; und oft hat er mir erzählt, daß er jahrelang allmorgens, bevor er sich von seiner Wohnung am Untermainquai auf das Rothschild'sche Comptoir in der Jahrgasse begab, zunächst auf die alte Brücke trat, und in die liebliche Landschaft stromauf gen Offenbach blickte: „das Land der Heimath mit der Seele suchend“; — wie er denn auch versicherte, daß er in der Zeit von 1819 auf 1820, während der er sich in Frankfurt wie in der Verbannung fühlte, mehrmals Nachts vom Lager, wo er keinen Schlaf gefunden, sich erhoben habe, durch die Aepfelallee nach Offenbach und zum Elternhause hingeeilt sei, dessen Mauern er unter Thränen geküßt habe! . . Und auch noch in seinen späteren Jahren kam er oft zu uns herüber, und machte dann mit Vorliebe gemessenen Schrittes, wie

1. Note), nach dem Linsen berg, welcher indeß auf unserm Plan vom Jahre 1802 diesen sonderbaren Namen nicht trägt, daselbst vielmehr gar noch nicht benannt ist. Dort befand sich damals nur

er stets pflegte, den grauen Cylinder weit zurück in den Nacken gesetzt, die Hände mit dem Spazierstock auf dem Rücken gekreuzt, einen Schlenbergang durch den Garten seiner Kindheit, der geistig noch immer sein Besitztum war. Gerne ließ er auch durchblicken, daß er von dem Mysterium der Polen mehr wisse, wie andere Menschen, — als Schwiegersohn des Ministers v. Goldner, welcher das Geheimniß wohl gekannt hat; wie ich denn Speyern auch viele der interessantesten Mittheilungen über jene „geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen“ verdanke, ja mir soeben erst aus seinem Nachlasse durch Herrn Dr. Otto Speyer eine Anzahl Briefe der Eva Frank aus den Jahren 1792 bis 1795 zum Geschenk gemacht wurden, die alle an Johann Hartmann Lindheimer in Sachsenhausen gerichtet sind, von welchem sie Colonialwaaren, Lichter, Seife &c. bezog, und damals schon in permanenter Geldverlegenheit sich befinden zu haben scheint, da sie in jedem Briefe um noch etwas Nachsicht, Prolongation der Wechsel u. s. w. bittet. Die Briefe, nicht sämmtlich von Eva's eigener Hand geschrieben, sind in einem sehr schlechten Deutsch abgefaßt. So schreibt sie unterm 29. März 1795: „. . . und Sie müssen sich so wie alle andere bis September gedulden. Ich kann ja nicht aus mich geld machen, sobald es mir antommen wird, also gleich werde gewiß ganz Francfurth wissen. . . Ich muß mich durchhölten wie ich kann um nur die Zeit zu gewinnen, wo meine Capitalien anlangen werden“ u. s. w. Eigentlich die ächte Sprache einer Erz-Schwindlerin! . . . Später schien es wieder flotter zu gehen, denn am 15. März 1799 schreibt Joseph Matuschewski, wohl ihr Sekretär, an Lindheimer um „ein Dhm gutten Tischwein für die Herrschaft zur Prob: und wenn diejer gut ist, so wird Sie mehr davon nehmen, besonders da sich Ihre Taffel mit jedem Tage vergrößert. Sie können es gleich durch's Marttschiff expediren, daß wir in der Messe kein doppelt Zoll zu entrichten brauchen.“ Matuschewski unterzeichnet: „bey der Herrschaft v. Frank,“ — wogegen Eva ihre Briefe immer ohne das „von“, und mit einfachem „I“ zeichnet. Die ersten beiden Briefe vom 20. Oct. 1792 und 5. März 1793 sind schwarz gestiegelt, wohl wegen des im December 1791 erfolgten Todes des Alten; das Wappen ist auf dem gebrochenen Siegel nicht mehr deutlich erkennbar. Hierzu will ich noch bemerken, daß ich seit Juni 1866 auch im Besiz des Schädels von „Baron Frank“ bin, wie er bei der Umwandlung des alten Friedhofs in den Neumarkt (seht Wilhelmshay) aus dem wohlbekanntem „Grabe des Propheten“ an der Westmauer des Todtenfeldes zu Tage gefördert wurde. Von den zwei oder drei Letzten der großen Polencolonie, welche bis in die fünfziger Jahre noch als einfache, höfliche alte Herren hier lebten, kannte ich den Einen, „von“ Zaleski, sehr gut, denn er kam viel in unser Haus, sowohl zu unserm alten Hausfreund Bernhard Reinwald aus Hildesheim (ebenfalls eine charakteristische Figur des alten Offenbach), als auch zu meinem Vater. Zaleski — übrigens ein in Polen häufiger Name — war gleichermassen so Etwas wie Sekretär bei der „Herrschaft“ gewesen, und hatte noch als alter Mann die Marotte, entseßlich langweilige Schau- und Trauerspiele zu schreiben, und ganze Epen aus dem Polnischen in's Deutsche zu übertragen, das er doch keineswegs vollständig beherrschte. Ein Schauspiel von ihm kam einmal hier, — später sogar auf der Hofbühne in Darmstadt auf Befehl des verstorbenen Großherzogs, der sich für die Offenbacher Polen interessirte, zur Aufführung; der Erfolg war natürlich gleich Null. Hatte er ein neues Stück fertig, so war sein erster Gang zu uns, es vorzulesen. Das waren schlimme Stunden! Da beschloß ich einmal, unsern kleinen Kreis von dem etwas aufdringlichen Männchen im dunkelgrünen Rod zu befreien, und frug ihn, als er, ein Manuscript in der Tasche, eines Abends

Ein Haus, aber auch dieses beansprucht unser Interesse in mehrfacher Hinsicht. Es ist das Jakob d'Orville'sche Haus mit seinem schönen, auf den Strom gehenden Garten, dem letzten in der

wiedermum herankam: „Ah, Herr von Zaleski, wie war doch nur die Geschichte mit dem Baron Frank?“ . . Das wirkte! Er kam sobald nicht wieder; denn über diese Sache bewahrte er Zeit seines Lebens das tiefste, unverbrüchlichste Schweigen, und nahm auch sein Geheimniß (mit dessen Veröffentlichung er ungleich höhere Wirkung als mit seinen dramatischen Kindereien erzielt haben würde) mit in's Grab. Er starb Ausgangs der fünfziger, — der allerletzte Pole Anfangs der sechsziger Jahre, und auch diese wurden, wie ihre Vorgänger in Tode, nach katholischem Ritus bestattet. — Von Speyer bin ich in naheliegender Gedankenverbindung auf die Polen gekommen, und komme von diesen schließlich nochmals auf Jenen zurück, von dem ich ausging! Wie luxuriös sein hiesiges Elternhaus eingerichtet war, zeigte sich deutlich noch, als Herr Carl Raumann es 1842 übernahm (S. 53, Note), nachdem es doch inzwischen viele Jahre lang vermietet gewesen, und Nichts mehr für dasselbe gethan worden war. Im Salon z. B. waren die vier Ecken durch ebensoviele Marmorlamine abgeschnitten, über welchen sich Spiegel bis zur Decke erhoben, was durch die unendliche Spiegelung und Gegenpiegelung einen kolossalen Effekt machte. Die Wände waren durch rebenumrankte Thürpfosten in Felder abgetheilt, in welche auf hellen Grund schwebende weibliche Figuren, Bacchantinnen und dergl. gemalt waren, und zwar angeblich von Christian Georg Schüy, wohl dem jüngeren der beiden Frankfurter Maler dieses Namens, „der Better“ genannt, indem der ältere Schüy bereits Anfangs November 1791 zu Frankfurt starb; der „Better“ ebenda erst 1823; da beide Künstler in Fürsheim geboren sind (1718 und 1758), und den gleichen Vornamen tragen, so sind Verwechslungen zwischen ihnen sehr leicht möglich. Auch sind noch eine Anzahl wahrscheinlich von demselben Maler herrührende, grau in grau auf Leinwand gemalte, theilweise in goldne Rahmen eingelassene friesartige Bilder vorhanden (von welchen eines jetzt in Meinen Besitz gelangte), welche Reliefs imitiren, vielleicht auch nach antiken Vorbildern copirt oder componirt sind, und zum Theil allerliebste Amoretten in den verschiedensten Gruppierungen und Thätigkeiten darstellen: auf einer Eberjagd, beim Vogelfang, auf der Wasserfahrt zc. zc., — Bilder, welche ebenfalls zum Schmud der Gesellschaftsräume des Speyer'schen Hauses dienten, besonders wohl auch des Speisezimmers. Raumann in seinem einfachen Sinne sagte: „Viel zu elegant für mich!“ — ließ die Kamme und Bilder herausnehmen, letztere wurden zum Theil als Tapeten für ein Gartenhaus verwandt, und die Marmorgesimse der letztere mußten — Unterlagen für Delfässer abgeben! . In eines der Felder des Salons war auch in täuschender Naturwahrheit eine Fליege gemalt, welche Tafel auf Speyers Wunsch ihm zurückgegeben wurde. — Aber dieser vielseitige Mann, immer ein glühender Patriot, hat auch einmal die Uniform getragen, indem er von 1814—16 den sehr kriegerischen Titel eines Feldhauptmanns in dem vom Generalgouvernement Frankfurt (S. 15, Note) „zur Vollenbung der Nationalbewaffnung“ in Frankfurt selbst nebst Weklar, Achaffenburg, Fulda und im Fürstenthum Hsenburg organisirten Landsturm führte, und die betr. Charge mit Auszeichnung bekleidete. Diese Organisation hatte den Zweck, im Innern des Landes und in der Nähe der Heimath zur Beschüzung des eignen Herdes gegen die Feinde des Vaterlands und der gesetzlichen Ordnung verwandt zu werden, als Polizeimiliz und Kriegsmiliz; letztere hauptsächlich zur Unterstützung der regulären Truppen. Es war das in der Zeit, welche der Mediatifirung des fürstlichen Hauses Hsenburg vorhergehend und nachfolgte, bis zu dem Uebergang des Offenbachs an das Großherzogthum Hessen. Etwa 200 Mann bildeten ein Fähnlein unter einem Feldhauptmann,

Reihe flufabwärts. In die eiserne Wetterfahne auf dem obersten Grat des Daches ist die Jahreszahl 1789 eingeschnitten; das ist also unzweifelhaft das Jahr der Erbauung, denn wie sollte man dazu gekommen sein, z. B. das Jahr einer Erneuerung oder Erweiterung an jener erhabenen Stelle anzubringen? Dies festzustellen ist aber hier von ganz besonderem Belang; denn wenn das Haus erst 1789 erbaut ist, so kann unmöglich Goethe im Sommer 1775 bei seinen oftmaligen Besuchen in Offenbach in diesem Hause gewohnt haben, wie seither ganz allgemein und fast widerspruchslos sogar von einem Theil der d'Orville'schen Familie selbst angenommen wurde! Das Haus, worin Wolfgang Goethe in Offenbach verkehrte, wenn er nicht im Johann André'schen zu Gaste war, scheint vielmehr das früheste Wohnhaus der Gebrüder Bernard gewesen zu sein: das später Mezler'sche, jetzt Lehrer Schulz'sche Haus, Linsenbergr Nr. 1, schräg gegenüber dem Fabrik- und nachmaligen Wohngebäude der Bernard-d'Orville. Nachher besaß jenes Haus auf dem Linsenbergr Dr. Karl Ferd. Becker, der am 14. April 1775 (also im Jahre der Anwesenheit Goethe's in Offenbach!) zu Lyser an der Mosel geboren, und um 1815 als praktischer Arzt nach Offenbach gekommen war, wo er eine Erziehungsanstalt errichtete. Schon von Jugend auf sich neben seinem eigentlichen

mehrere Fähnlein ein Banner unter einem Feldobersten. Dieser waren beim Offenbacher Banner zwei: als erster Oberstlieutenant v. Dachsenstein, als zweiter Major Marquard, zugleich Platzcommandant. Advokat Joh. Konr. Rüdiger war Auditeur, und ebenfalls Feldhauptmann eines der Offenbacher Landsturm-Fähnleins; — Speyers Fähnrich: Jacob Rösch. Unterm 25. März 1815 richtete Speyer „Namens des ersten Fähnleins der ersten Altersklasse des ersten Banners“ an die durchlauchtigste Landesherrschafft das Ersuchen: „an dem bevorstehenden Kriege gegen die Franzosen Theil nehmen zu dürfen. Wir versprechen Gehorsam und treue Folge, und erklären uns überall hinbegeben zu wollen, wo es für nöthig erachtet werden dürfte“. Wegen seiner „vorzüglichen Verdienste um die Organisation seines Fähnleins“ erhielt Speyer, „Feldhauptmann im Hsenburgischen Landsturmbanner“, unterm 21. Juni 1815 das Frankfurter Ehrenzeichen. Seine Fahne aber, die von weißer Seide war, und auf der einen Seite noch das Hsenburgische Wappen, auf der andern ein schwarzes Balkenkreuz in einer Eichenguirlande mit der Umschrift in goldnen Lettern trug: „Mit Gott für deutsche Freiheit“ (wie Speyer in eigenmächtiger Kühnheit anstatt des ordonnanzmäßigen „für Fürst und Vaterland“ setzen ließ, worüber es sogar zu einer Untersuchung kam!) — diese Fahne hat Speyer noch bis zu seinem Lebensende wie eine Reliquie gehütet, und soll sie nunmehr Offenbach zurückgegeben werden, zu welchem Zwecke sie mir in diesen Tagen von Hrn. Dr. Otto Speyer ausgeliefert wurde. Als am Abend des 29. October 1813 die Baiern hier einrückten, stieg Generalleutenant Graf Rechberg mit drei Adjutanten (darunter der Oberlieutenant v. d. Mark, der später Chef des bairischen Generalstabs wurde) und sechs Dienern im Speyer'schen Hause ab, und wie Rechberg unsern jungen Wilhelm dann bezüglich der Aufstellung der bairischen Geschütze zu Rathe zog, um die auf der Landstraße von Danau nach Frankfurt abziehenden Franzosen zu beschiefen, wozu Speyer den Mühlberg empfahl, welcher Rath auch benützt wurde: darüber hat Speyer selbst in der „Diastasia“ vom 28. October 1866 einen ansprechenden Bericht gegeben.

Verufe auch mit den Sprachwissenschaften beschäftigt, ging Becker, durch den seinen Söhnen und Zöglingen zu ertheilenden Unterricht noch besonders darauf hingeführt, und von dem Zauber des gewaltigen Jakob Grimm mächtig angezogen, bald ganz zu dieser Wissenschaft über, in welcher seine Arbeiten später so epochemachend werden sollten. Seine Erziehungsanstalt aber errang sich mit den Jahren immer größeren Ruf, besonders auch in England, welches viele junge Leute, deren eine größere Anzahl hier mit uns auch die Realschule besuchte, in das Pensionat auf dem Linsenberg in Offenbach entsandte, in dessen Leitung Becker später sein Schwiegersohn Dr. Georg Helmsdörfer zur Seite stand, es auch nach Becker's Hinscheiden (4. September 1849) ganz übernahm, und bis zu seinem am 15. April 1856, in seinem 53. Lebensjahre, erfolgten eignen Tod an gleicher Stelle fortführte. Seit Kurzem ist das auch ohne Goethe*) an großen Erinnerungen reiche Haus sammt Garten, nachdem es inzwischen noch wiederholt den Besitzer gewechselt hatte, in das Eigentum des Rechtsanwalts Herrn Dr. Weber übergegangen. Um aber auch des bedeutenden Grammatikers Namen in dieser Stadt seines ruhmvollen Wirkens zu verewigen, wurde eine unsrer neuen Straßen „Becker-Strasse“ zubenannt.**)

*) Hierzu vergleiche man auch das bereits in der Note S. 87 und 88 Mitgetheilte. Selbst so tüchtige Kenner der einschlägigen Verhältnisse wie der verstorbene Prof. Theod. Creizenach in Frankfurt, Speyer, ja sogar Dr. Becker und Helmsdörfer, welche doch so viele Jahre lang dies Haus bewohnt, waren der Meinung, daß Goethe hier gewohnt habe, und eine Ksstube in der Mansarde, aus welcher man den Frankfurter Pfarrthurm sah (wie der junge Dichter von seinem Zimmer in Offenbach aus an seine Freundin Auguste von Stolberg schrieb), wurde ausdrücklich als „Goethe-Zimmer“ bezeichnet: wohl ein augenfälliger Beleg, wie leicht solche Irrthümer entstehen, von Geschlecht zu Geschlecht weiter erben, und endlich als festbegründete Wahrheiten allgemein geglaubt werden! — Ueber die mögliche Herleitung des Namens „Linsenberg“ ergeht sich Königfeld in nachstehender geistreichen Combination: — „Woher der Name Linsenberg kommt, ist Offenbachs Urkunden und ältesten Einwohnern fremd. Es mag möglich sein, daß an dieser Stelle ehedessen Linsen gebaut wurden; allein ich vermüthe, daß es ein Spottname ist, welcher, wie mancher andere, dadurch entstand, weil (!) diese kleine Anhöhe als Hügel den Namen nicht verdiente, man ihn spottweise: „Linsenberg“, d. i. „ein Berg wie eine Linse“, nannte.“ — Was hat wohl der selige Dr. Becker, der so lange den Linsenberg bewohnte, zu solcher Etymologie und zu — solchem Styl gesagt?!

**) Beckers sowohl als Helmsdörfers wissenschaftlicher und geistiger Bedeutung gerecht zu werden, ist hier nicht der Platz. Des Ersteren Studien in der Sanskrit-, altdeutschen und in den nordischen Sprachen, sowie besonders seine beiden Hauptwerke: „Organismus der deutschen Sprache“ und die „Deutsche Grammatik“ (mit licht- und geistvoller Entwicklung der Syntax, welche erst durch Becker in die ihr gebührende Stellung erhoben wurde, sichern ihm für alle Zeit einen hervorragenden Platz unter den Sprachgelehrten. Sein Schwiegersohn Helmsdörfer hat später in der Allgem. Schulzeitung eine von Liebe und Verehrung diktirte Skizze von Becker's Leben und dem großen Inhalt dieses Lebens veröffentlicht, woraus wir noch zwei kurze Stellen hierhersetzen wollen: „In Preußens Erhebung sah er den Sieg des geistigen, protestantischen

Wir eilen nun wieder zurück in die Kanalstraße, am Hause Speyer und dem Eisengitter des Bernard-d'Orville'schen Gartens vorüber, um unmittelbar südlich desselben abermals einem Alt-Offenbacher Hause zu begegnen, welches sich heute noch fast genau in derselben Gestalt, nur anstatt des ursprünglichen Ziegeldachs in neuerer Zeit mit einem Schieferdach versehen, darstellt, wie es vor nahezu einem Jahrhundert aufgerichtet wurde: es ist das rothsteinerne, mansardirte Schenk'sche Haus, welches mein Urgroßvater erbaute, und das nun in der vierten Generation auf mich überkommen ist. Es ist nicht gerade häufig in Offenbach, daß ein Haus solcherweise vom Urahn in direkter Vererbung bis auf den Urenkel herabgelangt; aber der Begriff des „Vaterhauses“, des heimathlichen Daches und Herdes, wird da doch erst recht lebendig, wo eine Familie durch viele Geschlechter hindurch ihre Nachkommen im gleichen Stammsitz das Licht der Welt erblicken sah, und in solchem Sinne darf auch der Bürger gewiß von einem Haus seiner Ahnen reden! . . . In das Kellergewölbe des meinigen ist ein behauener Sandstein eingelassen, welcher in kräftigen, unverwitterten Zügen die Marke trägt: A. L. S. 1781. Es ist das Jahr der

Princip's, und in der Einheit der obersten Leitung glaubte er die Bürgerschaft zu finden für eine großartige Gestaltung des nationalen Lebens.“ Und dann: „Das waren wohl schöne Tage auf dem „Linsenberg“ in Dr. Beckers Garten am Main unter den hohen, alten Linden, in der Zeit, als in Frankfurt das Parlament tagte! Sein gastliches Haus war seit einer langen Reihe von Jahren der Sammelplatz ausgezeichneten Männer der Nachbarschaft und Fremde. Wie ernst und wie bedeutend gestaltete sich jetzt dieser Verkehr! Wie oft ließ sich bemerken, daß staatsmännlich gebildete Ausländer ihr Urtheil über unser Volk und unsere politischen Hoffnungen rektificirten, wenn es der Zufall wollte, daß sie gerade mit Dahlmann, Arndt, Uhland, v. Büttel, Karl Passavant, Buch oder andern Männern von Gewicht in jenem Ringarten zusammen gewesen waren!“ . . . Dahlmann, Arndt, Uhland — welsch' ein Areopag von Greisen unter jenen vollkronigen, hochwipfeligen Linden dort am Mainesufer; — Becker selbst mit seiner Hünengestalt und seinem hochbedeutenden Kopf mit den schneeweißen Haaren und „dem milden Ernst seines hellblauen Auges, welches unter den scharfgezeichneten Brauen fest und klar hervorleuchtete,“ sie Alle überragend! Wie oft sah ich damals den achtzigjährigen, weißhaarigen Ernst Moriz mit der Frishe eines Jünglings, die dunkle, fast phrygisch geformte Tuchmütze auf dem Haupt, mit seinem Krüdstock die Erde stampfend (wie dies Becker ebenso zu thun pflegte), von Frankfurt zu Fuß nach Offenbach und hin zum Linsenberg wandern! — Becker hatte fünf Söhne und drei Töchter, von welsch' ersteren zwei vor ihm starben, der eine, Lehrer in Oldenburg, als er sich mit seiner jungen Gattin gerade für einige Tage bei den Eltern zu Besuche befand. Ein anderer Sohn, Friedrich, war ebenfalls Schulmann, eine Zeit lang einer unserer tüchtigsten und schneidigsten Lehrer an der hiesigen Realschule, später an der Höheren Gewerbschule in Basel angestellt, und von dieser im vor. Jahre bei Gelegenheit ihrer Jubelfeier und seines Eintritts in den Ruhestand zum Ehrendoktor graduirt (Vergl. S. 18). Ein weiterer Sohn, der Oberschul- und Hofrath Dr. Theodor Becker in Darmstadt, war Erzieher des Prinzen Ludwig — jetzigen Großherzogs — und Prinzen Heinrich von Hessen; und nur der fünfte Sohn Karl weihte sich dem Dienst Merkurs, leitete

Erbauung und das Monogramm des Erbauers: Adolf Ludwig Schend, fürstlich Jsenburgischer Hofkammerrath, welcher von Georg d'Orville, dem Ältesten von drei d'Orvilles dieses Vornamens, der zusammen mit seinem Schwager Peter Bernard das mehrerwähnte große, schloßartige Wohngebäude errichtete, welches den Bernard'schen Fabrikshof abschließt und mit der Fagade nach der Kanalstraße zugewendet steht, veranlaßt wurde, sich hier neben ihm anzubauen, ja vielleicht sogar das Grundstück dazu von den Bernard-d'Orvilles erwarb: vergl. die erste Note Seite 88. Und so sind denn die Nachkommen der Erbauer beider Häuser noch Nachbarn geblieben bis auf diesen Tag, und das Schend'sche Haus begeht 1881 sein Centennial-Jahr!*)

lange Zeit die Commandite von Rothschild in Amsterdam, und zählte stets zu den geachtetsten Vertretern seines Standes in der großen Handelsstadt. Die Töchter Weder's waren verheirathet: an den berühmten Philosophen und Akademiker Prof. Trendelenburg in Berlin; an Gymnasialdirektor Vansch in Gütin und an Dr. Helmsdörfer aus Frankfurt. Dieser, welcher ebenfalls an der hiesigen Realschule Unterricht erteilte, und Ordinaris der Prima war, wurde später zum hessischen Hofrath und Jsenburgischen Archirathe ernannt, ohne daß indeß mit dem letzteren Titel, welcher eigens für ihn geschaffen worden zu sein scheint, ein Amt verknüpft gewesen wäre. Auch Helmsdörfer war ein bedeutender, geistvoller Mensch, doch ging er in Vielem seine aparten Wege, welche nicht immer die seines von ihm sonst so hochverehrten Schwiegervaters waren. Dieser, durch Geburt Katholik, ja sogar in seiner Jugend zum katholischen Priester bestimmt und erzogen, blieb auch dem Namen nach Katholik bis an sein Lebensende, war dabei aber durch und durch freisinnig, ja interessirte sich sogar lebhaft für die 1845 anhebende deutschkatholische Bewegung; — Helmsdörfer dagegen, der protestantischen Kirche angehörig, war nicht frei von katholisirenden Tendenzen, schwärmte für die religiöse Kunst des Mittelalters, hat eine „Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie“ (Frankfurt a. M. 1839) geschrieben, war in der Literatur ein begeisterter Verehrer der romantischen Schule und in der Politik Großdeutscher, daneben aber auch eifriger Freimaurer, und Jahre hindurch Stuhlmeister der hiesigen Loge. Sehr bezeichnend für das, worin er sich mit seinem Schwiegervater im Dissens befand, ist eine kleine Stelle in seiner Schrift über diesen: „Auch schien es mir oft, als fehle ihm [Weder] geradezu der historische Sinn . . . Eine Verständigung über gewisse Dinge: wie der germanisch-christliche Staat, Kaiser und Reich, Feudalwesen, Klöster ic. war unmöglich.“ Das war's! . . . Bei uns in der Schule docirte Helmsdörfer in brillanter Vortragsweise Geographie, Geschichte, deutsche Literatur, deren Pforten, wie die der deutschen Grammatik und Syntax, er uns aufschloß, und den Sinn und die Empfänglichkeit für das Natur- und Kunstschöne zuerst in uns weckte. Dabei war er ein lebenswürdiger, geistvoller Gesellschafter, seine Unterhaltung ewig mit einem Zug feiner Ironie durchwürzt, und seinen Formen wie seinem ganzen Wesen nach Aristokrat vom Wirbel bis zur Sohle.

*) Mein Ur-Urgroßvater Wolfgang Friedrich Schend war Jsenburgischer Amtmann im Hain, woselbst er 1743 starb; sein Sohn Adolf Ludwig Schend, der Erbauer jenes Hauses in der Kanalstraße, Jsenburgischer Hofkammerrath in Offenbach († 1790); dessen Sohn Emil Wolfgang Christian Schend († 1838) ebenfalls Jsenburgischer Hofkammerrath und Direktor des Jsenburgischen Consistoriums, bei seinem Dienstjubiläum 1836 überdies vom Großherzog Ludwig II. von Hessen zum Geheimerath ernannt: der Sohn dieses meines

Nächst diesem Hause, und an dessen Garten mit dem seinigen angrenzend, treffen wir am Eck der Kanal- und Domstraße, dem Amerongen'schen gegenüber, das später General Albert'sche Haus. In den Franzosenkriegen hatte Albert, damals noch Adjutant des Marschalls Augereau, hier einige Zeit im Quartier gelegen, die Bekanntschaft von Fräulein Fuchs, einer Schwester der Frau Georg Peter d'Orville, gemacht, die Herzen hatten sich gefunden, der junge französische Offizier, welcher rasch bis zum General aufstieg, das deutsche Mädchen zur Gattin genommen, und in jenem Eckhaus, das er an sich brachte, umbaute und verschönerte; seinen häuslichen Herd gegründet. Während der weiteren Kriegszüge Alberts weilte seine Familie meist in Offenbach, und eine seiner Ehe entproffene Tochter, Adele, wurde nachmals die Gattin des reichen Kaufherrn Christian Lemms in Antwerpen, welche noch heute Besitzerin jenes Hauses, sowie der vier großen, vor mehreren Jahrzehnten in Einer geschlossenen Front und unter einem gemeinschaftlichen Dache gegenüber in der verlängerten Domstraße erbauten Häuser

Großvaters, Gustav Schenk, ging dann in den hessischen Staatsdienst über, ist dormalen Mitglied des obersten Gerichtshofes in Darmstadt, und wird nach nahezu fünfzigjähriger richterlicher Thätigkeit am 1. October nächsthin in Ruhestand treten. So haben meine Vorfahren von mütterlicher Seite, die Schenks, denn durch drei Generationen dem fürstlichen Hause Jsenburg in hervorragenden Stellungen gebient, und zwar treu gebient, was sich nicht eben von allen höheren Jsenburgischen Beamten jener Zeit sagen läßt!.. Ich besitze aus der Hinterlassenschaft meines Großvaters, außer den Pastelbildern seiner Eltern in Barockrahmen, auch noch ein schönes Delgemälde in ovalem Goldrahmen, das wohlgelungene Portrait des Fürsten Wolfgang Ernst II. von Jsenburg († 1803), als Brustbild in mehr als Lebensgröße von Hofrath May gemalt. Auf die Rückseite desselben hat der Großvater bemerkt: daß es ihm „auf sein unterthänigstes Gesuch von dem Fürsten Wolfgang Ernst III. zum Geschenk überlassen worden sei, nachdem es auf der Kammer-Sessionsstube gehangen hatte, und nun der Sitz der Kammer von Offenbach nach Birstein mit dem 3. August 1825 verlegt werden soll.“ Das Bild ist außerordentlich frisch und sprechend gemalt, und zeigt den Fürsten, den ein großes, klares Auge und eine hohe, freie Stirn zieren, mit Ruderlocken und Haarbeutel, im dunkelblauen Rock, weißseidner Weste mit herausgelegtem Spitzenjabot, und weißer Haßbinde. Bei einem vor mehreren Jahren gemachten Besuch in Birstein war das erste Bild, auf welches in den bilderreichen Gemächern des dortigen Schlosses mein Blick traf, eine genaue Doublette jenes mir von der Kindheit Tagen an so wohlbekannten fürstlichen Portraits, was mich in den fremden Räumen fast anmutete, als sei ich unerwartet einem lieben, alten Freunde begegnet! — In den handschriftlich hinterlassenen Tagebüchern der Frau Peter Bernard, welche nach dem Tod der jetzigen Besitzerin leider schonungslos vernichtet werden sollen, findet sich auch eine Scene geschildert, wie sich am 23. Juli 1800 vor der durch die Franzosen drohenden Beschießung Offenbachs, wohl dem größten Schreckenstag für unsre Stadt in jenen Kriegsjahren, die Familien Bernard, d'Orville und Schenk zusammen in den Keller des Hauses der Ersteren geflüchtet haben. Die Frau Rätthin Schenk trug damals ein sieben Monate altes Mägdelein an der Brust, Amalie geheiß. Diese Amalie Schenk war meine Mutter. — Meines Vaters Vater war Vollblut-Italiener (S. 52, N. 1),

ist, deren Grund und Boden vordem bis zum Bernardstift ein großer, von hoher Hecke eingefaster Lemmé'scher Nutzgarten war. *)

Wir werfen noch einen flüchtigen Blick in die Domstraße, um dortselbst zur Linken, unfern des Albert'schen Eckhauses, auf zwei weitere berühmte Häuser zu stoßen: zunächst das der Geheimen Staatsrätthin Sophie von La Roche, die als Verfasserin mehrerer zu Ende des vorigen Jahrhunderts hochgefeierten Romane und Reiseschilderungen eine bedeutende Stellung in der damaligen Literatur einnahm; — und gleich daneben das Haus André, mit welchem sich die glänzendsten Erinnerungen an Offenbach's musikalische Blüthezeit verknüpfen, das lange ein wahres Pantheon der Tonkunst gewesen, worin der von Johann André begründete und bald so renommirt gewordene Musikverlag betrieben, und die junge Kunst der Lithographie sehr frühe durch ihren Erfinder Aloys Senefelder in ihrer Anwendung auf den Notendruck ausgeübt, auch der anscheinlichste Theil der Mozart'schen Manuscripte, welchen Hofrath Anton André von der Wittwe Mozarts erworben hatte, lange Jahre hindurch verwahrt wurde. Im La Roche'schen Hause aber — jetzt ebenfalls in André'schem Besiz — verbrachte die „deutsche Aspasia“, wie man überschwänglich die Frau Geheimrätthin genannt hat,

der auch niemals vollkommen Deutsch lernte, war als junger Mann aus seiner Heimath am Lago Maggiore nach Paris gekommen, dort unter die Kürassiere der Republik gegangen, später auf abenteuerliche Weise „mit Sattel und Zeug“ nach Deutschland entwichen, wo er sich als Saitenmacher zunächst in Hanau, dann in Offenbach niederließ, für jene Zeit sehr große und lange Reisen nach den Niederlanden, England, Norwegen, Petersburg u. s. w. unternahm, und für Auffindung eines verbesserten Verfahrens zum Reinigen der Hausenblase den russischen Annenorden erhielt. Dieser mein Großvater Giorgio Pirazzi war der am Weitesten in der Welt umhergekommene Mann des damaligen Offenbach. Er war mit einer Deutschen, einer Endres aus Würzburg, verheirathet. Die Großeltern väterlicherseits habe ich nie gekannt. Ich gebe hier diese Personalid, weil ich schon sehr oft gefragt wurde, ob ich italienischer Abkunft sei? Mein Vater selbst ist geboren am 14. Januar 1799 im Marktschiffer Groß'schen Hause in der Schloßgrabengasse (No. 13) dahier, und starb am Sylvesterabend 1868. Des Jahres Scheidestunde war auch die seine.

*) Frau Adele Lemmé, nach dem Tode ihres ersten Gatten mit einem Neffen desselben, ebenfalls einem Lemmé, in zweiter Ehe verbunden, ist auch die gegenwärtige und mithin letzte Besitzerin der in voriger Note erwähnten Tagebücher der Frau Bernard. — Als nach der Schlacht bei Hanau der große Rückzug der französischen Armee auf der Hanau-Frankfurter Landstraße vor sich ging (31. Oktober 1813, s. S. 106, Note), kam General Albert mit seinem Adjutanten an das jenseitige Ufer von Offenbach, da, wo jetzt die i. J. 1819 dem Verkehr übergebene Schiffbrücke sich befindet, und heute noch das frühere Färcherhäuschen steht, herangesprengt, und rief herüber: „*Ma famille, est-elle en sûreté?*“ Speyer, der gerade daselbst anwesend war, rief zurück: „*Oui, mon général, elle est partie pour Mannheim!*“ Indem machten sich die am diesseitigen Ufer postirten Baiern schon fertig, auf die französische Generalsuniform zu schießen; Speyer rief Albert zu, er möge sich beeilen, und dieser jagte wieder auf und davon.

ihre letzten Lebensjahre, und verstarb auch allda am 18. Februar 1807, indeß im gleichen Hause ihre Enkelin, Bettina Brentano, Tage fröhlicher, genial-schwärmerischer Kindheit durchgaufelte! . .

Es ist ganz merkwürdig, wie das unregelmäßige Fünfeck, welches durch die Herrns-, Dom- und Kanalstraße, die (jetzige) Speyer-Straße und den Linsenberg eingegrenzt wird, alle großen und berühmten Namen, welche dem Offenbach vom letzten Viertel des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Glanz verleihen, und auf weld' sämtliche Namen im Sommer 1876 Straßen unsrer Stadt getauft wurden, sich auf dieses Stadtviertel vertheilen, welches daher so recht eigentlich das klassische Viertel von Offenbach genannt zu werden verdient; — die Namen: André, Bernard, Goethe, Lili, La Roche, Bettina, Speyer, Spieß, Becker und Senefelder!

Ja sogar die unsterbliche Figur des Goethe'schen „Gretchen“ hat die literarische Legende auf Offenbach und auf die Domstraße zurückführen, und in der Person der Tochter des Wirths „Zur Rose“ finden wollen, welche Schenkwirthschaft bis vor einer Reihe von Jahren in dem jetzt Bäcker Gerhäuser'schen Hause (Domstraße Nr. 5) betrieben wurde: ich sehe das Schild über der Hausthür mit der Rose am langen Stiel, und den Blättern und Dornen daran, noch jetzt deutlich vor mir! Die sagenbildende Macht scheint aber niemand Anderes als die in Bezug auf Goethe so viel fabulirende Bettina gewesen, und auf ihre Autorität hin ist der Mythos — denn weiter ist es Nichts — sogar auch in die Literaturgeschichte übergegangen, indem z. B. Wilmar in die Anmerkungen zu der feinen einschaltet: „Gretchen, die eines Wirthes Tochter „Zur Rose“ in Offenbach gewesen sein soll, wie Bettina von der Frau Rath erfahren haben will“ . . Nein — Goethes Herz schlug in Offenbach nur für Eine, und diese Eine hieß — Lili! — —

Wir kehren nun zum Kreuzungspunkt der Kanal- und Frankfurter Straße zurück. Die Kastanienallee, welche heute erst um zwei Straßen weiter westlich beginnt, reichte Anfangs dieses Jahrhunderts noch bis hart an den Kanal, über den hier ein hölzerner Steg führte. Herr Consistorialrath Nödiger besitzt ein interessantes Aquarellbild von Maler Hergenröder (welcher der beiden S. 87 genannten Hergenröder, ist nicht angegeben), welches ein Gefecht darstellt, das an dieser Stelle zwischen Deutschen und Franzosen im Juli 1800 stattfand. Der Schauplatz, welchen das Bild giebt, ist kurz der folgende: zur Rechten die Hauptwache mit ihren Arkaden, dieser gegenüber das Fürstliche Haus, beide in bläulich-weißer Farbe angelegt, beide mit Ziegeldächern, — das Palais mit Manfarde, grünen Jalousien und nur fünf Fenstern Front nach der Kanalstraße; dann kommt die Hof-

mauer mit Thor, dann das jetzt von den Barmherzigen Schwestern bewohnte, auch heute noch mit Mansarde versehene Haus in rother Steinfarbe, und daran stoßend das große Thurneyssen'sche Wohngebäude mit Balkon in der Beletage, Mansarden-Ziegeldach, und vom gleichen Colorit wie das Palais, — woran sich wiederum ein roth steinernes Haus reiht, indeß die weiteren hinter der Laubkrone des einen Alleebaumes verschwinden, welcher den linken Vordergrund des Bildes einnimmt.*)

Um jenen Steg im Treffpunkt der Kanal- und Frankfurter Straße wird auf jenem Bilde nun gekämpft. Und zwar tritt aus dem östlichen Theil der Frankfurter Straße zwischen Palais und Hauptwache die Spitze eines Zugs Soldaten in rothen Uniformstrüßen mit blauen Aufschlägen, weißen Kniehosen und Strümpfen, und dreieckigen Hüten hervor, welche nach der andern Seite des Kanals eine Gewehrsalve abgeben; auch einige blaue Husaren sprengen dort mit geschwungenen Säbeln umher, und vier weitere, ganz in Blau gekleidete Infanteristen mit grünen Aufschlägen und Federbüschen auf den dreieckigen Hüten, Haarbeuteln und umgehängten braunen Ledertaschen, feuern, unmittelbar vorn am Kanal stehend, auf die Jenseite, woselbst mehrere ebenfalls blaubeackte, doch weißbehoßte Infanteristen im Dreispitz mit rothem Federbusch nach drüben schießen, desgleichen vom Pferde aus ein blauer (oder grüner?) Dragoner in dreieckigem Hut und mit Zopf und hohen schwarzen Gamaschen über den weißen Hosen, während hinter ihm ein zweiter Dragoner mit dem Pallasch in der Luft herumfuchelt. Auf jeder Seite fällt ein Mann, auf der rechten ein rother, zur linken, nächst dem Baum, ein blauer Infanterist, indessen zwei Granaten von links her ihre Bogen durch die Luft ziehen, und in die Stadt einschlagen.

Auf die Rückseite des Bildes hat Köbiger nachfolgende Erklärung geschrieben:

„So viel ich mich erinnere, fiel dieses Treffen am 11. Juli 1800 vor. Die links unter dem Baum stehenden und reitenden

*) Hierzu vergleiche man S. 93, sowie die Note S. 91. Nach den mir von Birstein gewordenen Mittheilungen wäre von den Jsenburgischen Herrschaften i. J. 1794 das Prinz Reuß'sche Haus, und 1800 das Haus eines Juden Bing erworben worden, „beide als in der Frankfurter Straße gelegen bezeichnet.“ Welches aber dieses ehemals Bing'sche Haus eigentlich gewesen sei, will sich hier Niemand mehr erinnern; das spätere „Fürstliche Haus“, welches mir von ebenbäher ausdrücklich als „nicht von der Herrschaft erbaut, sondern angekauft“ bezeichnet wurde, kann es schon darum nicht gewesen sein, weil Baron Jakob Frank, welcher Ende 1791 starb, jenes Haus bereits von dem Fürsten (Wolfgang Ernst II.) ermiethet hatte! — Wenn S. 93 gesagt ist, das Haus in seiner gegenwärtigen erweiterten Gestalt sei vom fürstl. Bauinspector Simeons hergestellt, so hat dies nur Bezug auf den an Stelle der Mansarde aufgesetzten Oberstock, indem der nördliche Anbau schon weit früher, und wohl durch Baurath Simeons, den Vater des Vorgenannten, ausgeführt wurde.

Soldaten sind die Franzosen; die Rothröcke sollen Mainzer Landsturm unter dem Kommando des Kur-Mainzischen Ministers Albini gewesen sein [die vier blauen Mann also wohl Mainzer Scharfschützen; die Husaren ebenfalls Mainzische?]. Es war für Offenbach ein schreckensvoller Tag, besonders als die Haubizen von jenseits des Mains hergeflogen kamen, und zwar in mehrere Häuser einschlugen, doch ohne zu zünden. Wir erlebten übrigens im Verlauf des gedachten Sommers einige solcher Kriegsscenen, wobei ein hiesiger Bürger, in der Sandgasse in seiner Hausthüre stehend, erschossen wurde.“

Franz Jos. Freiherr v. Albini war allerdings Kur-Mainzischer Minister, und stellte sich 1799 an die Spitze des Mainzer Landsturms, ward auch von Karl Theodor Freiherrn von Dalberg, als dieser (vorher schon Fürst-Primas des Rheinbundes) die Würde eines Großherzogs von Frankfurt erhalten, zu dessen Ministerpräsidenten ernannt.

Der Bonapartistische Krieg vom Jahre 1800, von welchem sich auf dem Hergentröder'schen Bilde eine kleine Episode abspielt, gipfelte in Italien in der Schlacht von Marengo (14. Juni), in Deutschland in dem dreitägigen (17.—19. Juni) Treffen bei Höchstädt, in welchem beiden Kämpfen die Franzosen Sieger blieben. Am 15. Juli wurde zwischen diesen und den Oesterreichern in Parsdorf bei München ein mehrmonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen. Wenige Tage zuvor spielte also die Affaire in und bei Offenbach. Im III. Band von Posselt's „Europäischen Annalen“ lesen wir über die von dem französischen Generallieutenant St. Suzanne mit zwei Divisionen in unserer Gegend eröffneten Operationen, daß er zunächst den Uebergang über die Nidda mit Gewalt bewerkstelligt, und das ihm gegenüberstehende Oesterreichisch-Mainzische Corps zurückgeworfen, dann am 11. Juli auf zwei Brücken, die er bei Niederrad und Offenbach geschlagen, über den Main gegangen, Position *à cheval* desselben bei Neu-Ipsenburg und Hanau genommen habe, und von diesem Theil seiner Operationen giebt unser Bild wohl eine Scene. Am 12. Juli griffen ihn die Deutschen, welche ihre ganze Macht vereinigt hatten, in drei Colonnen an: — wo, sagt der Bericht leider nicht! Die französischen Vorposten wurden zurückgeworfen, nach hartnäckigem dreistündigem Kampfe aber die Deutschen in Unordnung gebracht, und mit Verlust von 200 Gefangenen abgeschlagen. Am 15. Juli trat, wie schon oben erwähnt, Waffenstillstand ein, nach dessen Ablauf der Krieg von Neuem begann, und mit Moreaus glänzendem Sieg über die Oesterreicher bei Hohenlinden (3. December 1800) rasch beendet war. Denn schon am 9. Februar 1801 wurde der Friede von Luneville unterzeichnet, einer der folgenreichsten Friedensschlüsse der neueren Zeit.

Das gleiche, oder doch ein bis auf wenig Einzelheiten im Colorit zc. mit dem eben beschriebenen fast durchaus übereinstimmende, und jedenfalls vom selben Maler herrührende Bild besaß auch Wilhelm Speyer; vielleicht war es überhaupt im damaligen Offenbach zahlreich verbreitet, und existirt noch hier und dort. Findet es sich doch auch auf eine große Scheibe, welche noch heute im neuen Schützenhaus aufgehängt ist, ziemlich roh mit Oelfarbe und mit einigen Variationen, namentlich in der Staffage, gemalt! Um das Bild läuft die Inschrift: „Erinnerung der Gefahr der Stadt Offenbach, gegeben von dem bisjähigen Schützen Meister J. Anton Hertsch den 12. Julli 1801. Paul Hartwig gewann den ersten und Joh. Georg Kellermann den zweiten Mitter.“ Also ein Jahr nach dem Offenbacher Schreckenstag hielt die hiesige Urschützengesellschaft wegen glücklich überstandener Kriegsnoth ein Friedens- und Freudenschießen ab! Bei dieser Gelegenheit sei denn gleich auch bemerkt, daß sich noch mehrere Scheiben aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts an gleicher Stelle finden; so besonders eine, welche zum Schießen am 1. Sept. 1799 J. H. Heim gestiftet hatte, und welche dadurch bemerkenswerth ist, daß darauf eine ganze Gruppe der hiesigen Urschützen, zum Theil wohl Porträts, in ihren damaligen Uniformen gemalt ist: dreieckiger Hut, quer gesetzt, mit grünem Busch darauf; grüner, nach unten weit auseinandergehender Frack mit goldnen Knöpfen; gelblederne Weste und Beinkleider, hohe Kanonen, jeder Schütze sein langes Rohr in der Hand. Ein Genius umschlingt die ganze Gruppe mit einem blauen Bande, worauf geschrieben steht: „Vereinigung“, und auf der andern Seite entflieht ein scheußliches Weib, wahrscheinlich die Zwietracht, mit Entsetzensgebärden vor einer Art Gorgonenhaupt, das ihr ein zweiter Genius entgegenhält. Ein schöner Spruch ist dazu geschrieben, und als ersten Mitter nennt die Umschrift Anton Hertsch; — Phil. Fleischmann als zweiten. (Diese alten Scheiben stammen sämmtlich noch aus dem früheren Tanner'schen Schießhaus, dessen Areal jetzt in den Neuen Bahnhof, Moltke-Straße, verbaut ist.)

Also am 11. und 12. Juli 1800 wurde in und um Offenbach geschlagen; wenn daher in den Tagebüchern der Frau Bernard (vgl. Note S. 110 u.) der 23. Juli als dieser Tag des Schreckens genannt ist, so muß das wohl auf einen Schreib- oder Gedächtnißfehler zurückzuführen sein, und zwar schon deshalb, weil bereits am 15. Juli ein Waffenstillstand geschlossen wurde! Die kaum zu verzeihende Nachlässigkeit Hergenröders, unter sein Bild nicht Tag und Jahreszahl, sowie überhaupt einige Worte der Erklärung zu setzen, müssen wir hier aber fast geradezu schmerzlich empfinden, wie im Früheren das Fehlen der Jahreszahl auf dem Bad'schen Plane von Offenbach (S. 62 u. 63). —

Wir schreiten über den Steg, welchen Uebergang uns heute keine feindliche Truppe mehr streitig macht, und durch die Kastanien-Allee zwischen Gärten auf der Landstraße nach Frankfurt dahin. Zur Linken haben wir zunächst den Mumm'schen Garten; zur Rechten — auf Hergenröders Plan — erst fünf Häuser, von denen wir das erste als Wolf Breidenbach'sches (heute Gästehof zur „Stadt Cassel“), das dritte als Graf Montauban'sches (früher Post, jetzt Karl Krafft'sches) Haus bereits kennen (S. 97 u. 98). Westlich des Mumm'schen Gartens zeigt unser Plan nur noch Wiesen oder unbebautes Land (die Terrainzeichnung läßt es nicht genau erkennen); auf der andern Allee-Seite dagegen zieht sich der große Thurneysen'sche Garten noch ein gutes Stück hin, dann folgt auch hier Wiese oder ödes Land, dann wieder ein Gartengrundstück, — und der Plan ist, etwa in der Gegend des gegenwärtigen Zollamtsgebäudes, zu Ende.

Noch aber will ich hier eines später ebendort entstandenen Hauses gedenken, insofern es gewissermaßen auch einen öffentlichen Charakter trug: — ich meine das jetzt M. Salin'sche Haus (Frankfurter Straße No. 75), früher „das Lottohaus“ genannt, weil hierin alle acht Tage eine Zahlenlotterie gezogen wurde, welche als Privatspekulation auf Aktien errichtet worden, wobei auch Minister von Goldner stiller Theilhaber gewesen sein soll. Aber nicht nur auf hier, sondern auch auf Rödelheim erstreckte sich das Unternehmen, indem an jedem dieser Orte einmal wöchentlich das Glücksrad gedreht wurde. Eine mir vorliegende Nummer des „Privilegirten Offenbacher Frage- und Anzeige-Blattes“ (ein richtiges „Blättchen“, 4 Seiten kl. Quart, auf veritables Löschpapier gedruckt!) vom 28. December 1810 meldet das Resultat der „170. Ziehung der privilegirten und fundirten Zahlen-Lotterie zu Offenbach“ von Freitag dem 21. December, ingleichen der 271. von Montag dem 24. December zu Rödelheim, woselbst das Unternehmen wohl schon einige Jahre früher als in Offenbach Fuß gefaßt hatte, da ersterer Ort genau um hundert Ziehungen gegen hier im Vorsprung war. Es wurden jedesmal fünf Nummern gezogen, und war es ein großer Unfug mit diesem Lottowesen; Alles spielte, träumte Nummern zc. Aber in Einem Punkte scheint man in Offenbach nicht eben vorurtheilsvoll gewesen zu sein: — darin nämlich, daß man hier meist an einem Freitage zog! . .

Noch weiter draußen, in der jetzigen Kastanienallee, lag links der Meßler'sche Gemüsegarten (Seite 73, Note 2); ihm gegenüber, rechts der Allee, der Graumann'sche Garten, welcher etwa dem später v. Amerongen-Bagatelle'schen, nachmals August Gölzenleuchter'schen, entsprach (S. 99, Note). Graumann betrieb hier Ende des vorigen Jahrhunderts eine bedeutende Gold- und

Bijouteriewaaren-Fabrik, ein Industriezweig, der jetzt hier gar nicht mehr cultivirt wird, und dafür in unserer Nachbarstadt Hanau zu einer deren Weltruf begründenden Specialität ausgebildet wurde. Das Graumann'sche Haus war das nachmals Dr. Fulda'sche in der Herrngasse, in dessen unterem Geschos die Fabrik betrieben wurde, während die oberen Räume der Familie zur Wohnung dienten. Auch das nebenanliegende Wohngebäude, worin später die Wirthschaft zum „Deutschen Haus“ betrieben wurde (jetzt Nr. 17), und welches bis vor nicht langer Zeit gleichfalls eine ähnliche hohe Treppe hatte wie noch jetzt das erstgenannte, war ein Graumann'sches Haus, und an eine Frau von Düngeu vermietet. Die Graumann'sche Fabrik machte zu ihrer Zeit sehr gute Geschäfte, und ging mit dem Tode ihres Besitzers ein. *)

*) Im Graumann'schen Hause in Offenbach war in den französischen Kriegszeiten ein österreichischer Hauptmann, Baron Ertmann, einquartirt, der, ähnlich wie Albert Fräulein Lili Fuchs (S. 110), die Tochter seiner Quartiergeber lieb gewann, und bald darauf auch die Achtzehnjährige heimführte. Er starb später als Feldmarschall-Lieutenant in Mailand. Musikalisch sehr begabt, und eine tüchtige Klavierpielerin, sah die Baronin Dorothea von Ertmann, geb. Graumann aus Offenbach, in Wien eines Tages in der Musikalienhandlung von Tobias Haslinger die eben erschienenen Sonaten Beethovens, spielte sie sogleich *prima vista* im anstößenden Musiksalon, und war hingerissen von dem Zauber, der ihr daraus entgegenwehte. Da trat, als sie gendert, ein Mann mit eigenthümlichem Wesen an sie heran: es war Beethoven! . . Nachdem die gegenseitige Bekanntschaft unter so bedeutsamen Umständen gemacht war, gewann sie rasch Bestand, und reiste bald zur wärmsten Freundschaft heran. Der Meister verkehrte täglich im Hause der Baronin, und stubirte ihr selbst seine Sonaten ein. Streng und rücksichtslos, empfindlich, launisch, wie er immer war, so zeigte er sich auch hier, fand aber bei der Freundin die schonendste Begegnung und größte Geduld. Oft schmollte er trotzdem wochenlang mit ihr, kam aber immer wieder. Als die Baronin auch das letzte ihrer Kinder verlor, war Beethovens Trauer groß. Erst nach Wochen konnte er ihr dieselbe in Tönen aussprechen, indem er sie stumm bedeutete, sich neben ihn an den Flügel zu setzen, und nun in sphärischen Klängen phantasirte. Als er gendigt, konnte er vor Weinen nicht reden, und verlieh das Zimmer. Frau v. Ertmann besaß alle Sonaten Beethovens mit eigenhändigen Anmerkungen des Autors; die Sonate *op. 101 A-dur* ist der Freundin gewidmet. Auch mit Felix Mendelssohn-Bartholdy war die Dame näher bekannt, und in einem von diesem *ad. Leipzig 12. April 1846* an sie nach Wien gerichteten Briefe erinnert er sie an die ihm „unvergesslichen Tage in Mailand“, und empfiehlt ihr „seine Freundin Jenny Lindt“, die im Begriffe sei, sich nach Wien zu begeben: „und ich möchte, daß Sie einander kennen lernten, denn eine edlere, ächtere, aufrichtigere Künstlerin ist mir im Leben nicht begegnet.“ Mendelssohn schließt seinen Brief mit der Versicherung seiner „unwandelbaren Anhänglichkeit und herzlichsten Dankbarkeit, mit der ich mein Leben lang bin und bleibe Ihr“ zc. Eine Nichte dieser Baronin Ertmann war die aus dem Rebstock in Frankfurt stammende, später zu so bedeutendem Rufe als Concertsängerin und namentlich als Gesangslehrerin (C. Hanslick in Wien nannte sie die „erfolgreichste in Europa“!) emporgestiegene Mathilde Graumann, welche sich am 19. April 1852 in Frankfurt mit einem Schüler ihres früheren eignen Lehrers, Manuel Garcias in Paris; mit dem Sicilianer Salvatore Marchesi vermählte. Auch Math. Graumann-Marchesi war mit Mendelssohn befreundet. Dieser

Der längst in einen englischen Park umgewandelte Mezler'sche Deconomiegarten gegenüber gehörte später Proli, dann Baron von Amerongen-Bachofen, weiter einem Kentier du Fay aus Frankfurt, nunmehr dem Obersten Freiherrn von Cosel. Auch mit diesem Besitzthum verknüpft sich eine wunderbare Geschichte, welche in Proli ihren Mittelpunkt und Helden hat. Dieser religiös-mystische Abenteuerer, welchen ein ähnlich geheimnißvoller Nimbus umgab, wie Baron Jakob und Fräulein Eva Frank und ihren Anhang, nur in etwas verjüngtem Maßstabe, hat ebenfalls eine kleine Literatur hervorgerufen; der eigentliche Kern der Sache blieb aber auch hier lange in Dunkel gehüllt. Das, was man jetzt so ungefähr darüber festgestellt, möge als romantisch-pikantes Intermezzo hier eingeschaltet werden.

In No. 21 und 22 v. J. 1867 der „Gartenlaube“ findet sich unter der Ueberschrift „Der Herzog von Jerusalem“ über Proli ein längerer und äußerst lesenswerther Aufsatz, der, soweit ich ihn auf die Richtigkeit seiner Mittheilungen zu prüfen im Stande war, nur Thatsächliches und Zuverlässiges aus bester Quelle über den geheimnißvollen Mann enthält. Nach diesem Gartenlauben-Artikel unterläge es keinem Zweifel, daß Proli das Kind eines hohen Kirchenfürsten, und zwar keines Geringeren, als des bereits S. 114 genannten Coadjutors des Erzbisthums Mainz, Karl Theod. von Dalberg, und einer in dessen Residenzschloß zu Aschaffenburg angestellt gewesenen Näherin von großer Schönheit, Helena Balser, gewesen sei, welche man, um die Sache zuzubeden, zur rechten Zeit noch an einen jungen Kunstgärtner, Johann Adam Müller in Kostheim verheirathet habe, wo sie diesem dann um das Jahr 1788 ein Söhnlein geboren, welches einstweilen den keineswegs ungewöhnlichen Namen Bernhard Müller führte. Mit acht Jahren wurde der Kleine in das katholische Seminar in Mainz gesteckt, wo er die erste geistliche Dressur, und

verweilte oft und gern in Frankfurt, der Vaterstadt seiner Frau, (an einen Bekannten schrieb er im November 1840: „Sie wissen, wie mir der „Parthorn“ und was d'rum und d'ran ist, an's Herz gewachsen ist!“) und da wurden häufig Landpartieen veranstaltet, wobei seine Quartette im Freien gesungen wurden, oder wohl der geniale Lieddichter auch einmal in einer Dorfkirche ein Orgelconcert improvisirte. So machte er denn einst auch mit zwei Freunden einen Spaziergang durch die Aepfelallee nach Offenbach und über die hiesige Brücke zurück. Unterwegs hatte er wegen des kurz vorher erhaltenen preussischen Ordens *Pour le mérite* einige freundschaftliche Redereien anzuhören, die er als ein gebildeter Mann, der Scherz verstand, heiter hinnahm. Da sie der Spaziergang über die Schiffbrücke führte, trat einer der Freunde an das Brückenhäus, um den Zoll für die Gesellschaft zu entrichten. Der Einnehmer aber, welcher Musikfreund war, hatte unter den Spaziergängern den berühmten Componisten entdeckt, und erklärte in freudiger Aufregung: „für Mendelssohn nehme er kein Brückengeld an!“ So sehr auch der Zahlende protestirte, mußte er einwilligen, nur für Zweie den Zoll zu entrichten. Als er hierauf die Anderen eingeholt und ihnen den kleinen Zwischenfall mitgetheilt hatte, war Mendelssohn davon aufs Angenehmste berührt. „Hat der Mann wirklich das gesagt?“ rief er aus; — „nun wahrhaftig, das macht mir mehr Freude als der Orden!“.. Der Brücken-Einnehmer war möglicherweise der alte Spieler, ein tüchtiger Musikus, oder sein ebenfalls musikalischer Sohn Heinrich, der gleichzeitig hier mit mir die Schule besuchte. — Also hat Offenbach dem großen Felix Mendelssohn doch auch einmal eine lebhaftige Freude bereitet!

zugleich die Grundlage zu seiner späteren religiösen Schwärmerei empfing. Mit vierzehn Jahren sollte er Schneider werden (auch Johann Bockold, der Prophet von Leyden, war ja Anfangs ein solcher), ging aber seinem Lehrherrn bald mit Kunststücken durch, trat dann in ein Kloster zu Aschaffenburg ein, wo er sich mehrere Jahre lang eifrig mit der Lektüre von Legenden, Geschichten von Heiligen, Tempelrittern und geheimen Orden die lebhafteste kreisende Phantasie erhitze, die nun schon in gelegentlichen Visionen sich zu manifestiren begann. Eine hohe unbekannte Hand aber war da immer schützend über ihn ausgestreckt, die ihn auch in Stand setzte, eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, wo er aber auch nicht so recht fand, was er suchte; denn sein Geist trug sich bereits mit theokratisch-prophetischen Ideen, und mit den Vorstellungen des heraufzuführenden Tausendjährigen Reiches Christi auf Erden. Nach Deutschland zurückgekehrt, schon mit mannichfachen Zweifeln an den Lehrsätzen und Einrichtungen der römischen Kirche erfüllt, die sich ihm mit dem Christenthum der ersten Jahrhunderte nicht mehr in völliger Uebereinstimmung zu befinden schienen, und durch seine außergewöhnliche Geburt nachgerade mit dem Glauben an eine eigne messianische Sendung erfüllt, wurde er in dieser mystischen Richtung noch besonders durch den Missionär einer englischen Pietistengesellschaft Namens William Sykton bestärkt, dessen Bekanntschaft er in Regensburg machte. Nachdem i. J. 1810 Bernhard Müller mit Unterzeichnung seines Namens, doch ohne Angabe eines Wohnorts, eine fulminante Drohnote an Kaiser Napoleon erlassen, worin er dem Gewaltigen den nahen Sturz verkündet hatte, und dieser einen Preis von 1000 Friedrichsd'or auf Müllers Festnahme gesetzt, mußte Letzterer aus Deutschland fliehen, ging mit Empfehlungen Syktons nach London, wurde in den dortigen Frömmelkreisen bestens aufgenommen, und zusammen mit Jenem um 1813 in einer Mission nach Irland gesandt, wo er in Cork bald zu zwei weiteren Personen in Beziehungen trat, die von Einfluß auf sein ferneres Schicksal sein sollten: der sehr reichen, ekstatisch-pietistischen Miß H. und dem Jesuitenpater Martin. Der Einfluß sowohl des schönen fünf- und zwanzigjährigen Mannes auf die schwärmerische, alternde Miß H. (deren vollständiger Name nicht mehr zu ermitteln ist), als andererseits wieder der des Jesuiten auf Müller war ein bedeutender, und immer mehr wußte Pater Martin den früheren Katholiken in seine Reize zu ziehen, indem er, scheinbar auf dessen eigenthümliche Ideenbildungen eingehend, ihn völlig mit dem Gedanken an Gründung eines theokratisch-messianisch-socialistischen Weltreiches erfüllte, wobei er des neuen Propheten hohe Abstammung wirksam mit hereinspielen ließ. Der Berichterstatter der „Gartenlaube“ ist der Meinung, daß Müller nicht nur religiöser Schwärmer, sondern auch politischer Demagog gewesen sei, der den Riesenplan einer socialen Welterneuerung verfolgt habe. Dazu lieferte ihm sein Mephisto Bruder Martin den Grundriß und Bauplan, indem er eine Verfassung für den Gottesstaat des Neuen Jerusalems entwarf, worin Müller gleichzeitig Herzog und Prophet sein sollte. Schon damals scheint auch der Beschluß gefaßt worden, den profanen Namen „Müller“ mit dem geheimnißvollen „Proli“ zu vertauschen, der entweder von dem latein. „proles“, die Kinder, nachkommen (d. h. Davids oder Christi), oder, was noch wahrscheinlicher, von dem syro-chaldäischen „baroli“ abgeleitet ist, was soviel wie „Sohn Gottes“ bedeutet. In dem um Müller-Proli durch Bruder Martins Machinationen sich bildenden religiös-socialistischen Geheimbund wurde das Dogma gelehrt und geglaubt, daß er nicht wie andere Sterbliche erzeugt und geboren, seine Seele vielmehr vom Anbeginn der Dinge vorhanden gewesen, von Adam auf Abraham, vom Abraham auf Moses, von Moses auf David und Christum übergegangen, und nun in dieser irdischen Erscheinung Fleisch geworden sei, daher seinem Herzogstitel die Worte beigefügt wurden: „vom Stamme Juda und aus der Wurzel Davids.“ Dazu ward eine communistische Staatsverfassung, Aufhebung der Armuth und Standesunterschiede, und der Grundsatz der „freien Liebe“ proklamirt: unter diesem Banner sollten alle Böl-

ker der Erde zu einem einzigen Bruderbund versammelt werden, zu dessen Haupt und Oberpriester Proli berufen sei vom Anfang der Zeiten an. Wo aber religiöse Mystiker und Propheten sind, da pflegt regelmäßig auch das ewig Weibliche nicht zu fehlen! Auch Proli hatte seine auserlesene Schaar von gläubigen Priesterinnen, an deren Spitze die begeisterte Miß S. stand, welche sich und ihre bedeutenden Geldmittel zur freien Verfügung des Propheten hielt, der seinerseits wieder von dem Jesuitenpater für ganz andere Zwecke geleitet wurde; — denn Proli glaubte offenbar mehr oder weniger selbst an seine Sendung, wogegen Martin der richtige Spitzbube und Betrüger war, dem Proli nur als Werkzeug für seine Pläne dienen sollte. Bei den mystischen Drgien, welche der Pseudo-Prophet mit seinen Auserwählten und Adepten hielt, und wobei es auch an übersinnlich-sinnlichen Balleten nicht gefehlt zu haben scheint, erstrahlten in einem Tempel in magischem Lichte die Flammenworte: „Freiheit allen Welten!“ Da sich endlich in dieses Elysium der Liebe und Wonne die irdische Polizei einzumischen drohte, so gab Bruder Martin den dringenden Rath, von Cork nach London überzusekeln, und in den unermesslichen Schooß der Weltmetropole einzutauchen, was auch geschah, trotzdem Miß S., durch ihren großen Grundbesitz an Irland gebunden, dem Propheten nicht an die Themse folgen konnte, und ihn erst ziehen ließ, als er sich auf eine Erscheinung des Erzengels Gabriel berief. Mit aufgelösten Haaren und schluchzender Stimme flehte sie ihn beim Abschied an: „Herr, gebente an mich, wenn Du in Dein Reich kommst!“ Im Besitz einer Summe von nahezu 100,000 Pf. St., welche die Gemeinschaft der Heiligen zusammengesteuert, kamen die Bürger des Neuen Jerusalems im Themse-Nabel an, allwo sich das Leben jedoch als so kostspielig erwies, daß die Gemeinschaft des Meisters und seiner Jünger sich bald *vis-à-vis de rien* befand. Jetzt schien es unserm wackern Pater Martin an der Zeit, das sinkende Schiff zu verlassen; er that es, indem er heimlich entfloß, nicht ohne die ganze Restsumme von Banknoten, welche noch vorhanden war, mitgehn zu heißen. Nun völlig auf's Trockne gesetzt, blieb auch Proli nur noch die Flucht aus der seitherigen Gemeinschaft übrig, wozu er sich unter allerhand Vorspiegelungen erst noch 3000 Pf. St. von seinen Anhängern entlieh, ihnen verbindend, daß er sein Antlitz in das leuchtende Meer der Offenbarung tauchen, bald aber im Glorienschein zu ihnen zurückkehren werde, wie Moses von Berge Sinai; sie möchten seiner Wiederkehr harren! Sprach's, und ging mit einigen Auserlesnen auf Nimmerwiederkehr, zunächst nach Hamburg, wo er im *Hotel de Saxe* abstieg, und seine mitgebrachten Jünger allsogleich ausandte in alle — Wirthshäuser, dort gedruckte Zettel in ihm auszutheilen und für ihn die Werbetrommel zu rühren. Doch — es fehlte zum Erfolg jetzt Zweierlei, was früher Wunder gewirkt: Geld und ekstatische Glaubenschwestern! Nur eine jugendliche Brunette schloß sich ihm an, und begleitete ihn später auch nach Offenbach. Sein nächstes Ziel aber war Württemberg, das deutsche gelobte Land der Sektirerei und religiösen Conventikel. Im eignen eleganten Wagen reiste er von Hamburg nach Stuttgart, woselbst er aber nach wenig Tagen schon wieder über die Grenze gewiesen wurde. Er begab sich jetzt nach Würzburg, und dort gelang es ihm bald neuerdings viele Gläubige beider Geschlechter um sich zu versammeln, wobei er von den Welt- und Klostergeistlichen in Stadt und Land förderfamst unterstützt wurde, unter welchen sich ein Pater Johannes besonders hervorthat. Das dauerte so über ein Jahr, als die Kunde von geheimen Drgien auch hier zum Ohr der Behörden drang, Pater Johannes sofort eingezogen wurde (seine Gefangenschaft währte eine Reihe von Jahren), Proli aber der auch ihm drohenden Verhaftung durch abermalige Flucht noch rechtzeitig entging. Er wandte sich nach seinem engeren Vaterlande, dem Großherzogthum Hessen, zu welchem sein Geburtsort Koftheim ja gehörte, von wo er daher nicht so ohne Weiteres Ausweisung zu befürchten hatte, und kam um's Jahr 1822 hierher nach Offenbach, woselbst er mit seiner Hamburger Begleiterin Anfangs sehr zurückgezogen zuerst in der Sandgasse in recht kümmer-

lichen Verhältnissen, später im Klein-Rieffer'schen Hause in der Domstraße (Nr. 14) lebte. Vielleicht hatte er von dem früheren Glanz des Offenbacher Polenhofes gehört, und dachte den Boden daselbst geeignet für eine zweite Auflage eines solchen religiös-politischen Mysteriums! Doch die bairische Regierung verfolgte ihn bis hierher, und auf ihre Requisition erhielt er einstweilen Hausarrest. Wie aber die Polen in dem Fürsten von Jsenburg gewissermaßen einen Gönner und Protektor fanden, so scheint jetzt auch für Prolli ein hoher Fürsprecher beim Darmstädter Hofe eingetreten zu sein, und zwar in der Person des Prinzen Georg, Bruders des nachmaligen Großherzogs Ludwig II. Prolli ward außer Verfolgung gesetzt, seiner Haft entlassen, und erlangte sogar bald darauf das Offenbacher Bürgerrecht! Noch von Würzburg aus hatte er zwei seiner Anhänger nach Irland entsendet, um bei Miß S. weitere Geldmittel flüssig zu machen. Diese trafen denn auch wirklich in Offenbach ein, wo Prolli sofort daranging, eine eigene Niederlassung zu gründen, zu welchem Ende er den Mezler'schen Blumen- und Gemüsegarten, und dazu noch viele umliegenden Acker und Wiesen erwarb, das ganze, große Areal mit bedeutendem Kostenaufwand in eine ausgedehnte Parkanlage umwandelte, ein Landhaus hineinstellte, und im vorderen Theil des Gartens, nach der Straße zu, eine noch heute vorhandene Felsengrotte errichtete, in welcher der Prophet wohl zuweilen mit einer seiner Nymphen vertraute Zwiegespräche hielt: dies Alles zusammen, Grundstück, Anlagen und Bauten, soll ihn über 150,000 fl. gekostet haben! An die städtische Armenkasse gab Prolli jedes Jahr 1200 Thlr., beschäftigte überhaupt großen Wohlthätigkeitsinn, und unterstützte in dem kalten Winter von 1829 auf 1830 gegen dreihundert Menschen mit Nahrung, Holz und Kleidung. Aeußerlich bekannte er sich zur katholischen Kirche, kam übrigens wenig aus seiner Besikung heraus, und außer Bauhandwerkern und Armen auch Niemand zu ihm hinein. Doch sah man ihn oft sich in seinem Parke ergeben. Er war von stattlicher Gestalt, in späteren Jahren etwas unterseht, frischer Gesichtsfarbe, feurigen, dunkeln Auges, und sein Heilandslopf von einem blonden Vollbart und langem blondem Haupthaar umrahmt, das ihm in natürlichem Gelock bis auf die Schultern herabfiel. Den Hals trug er frei; der schwarze Leibrock war von geistlichem Zuschnitt. Es ist Alles so außerordentlich romanhaft in der Geschichte dieses Mannes, daß nicht zu verwundern ist, wenn das Volk die großen Geldmittel, über die er verfügte, geradezu der Goldmacherei zuschrieb, und den Geheimnißvollen im phantastischen Lichte eines Alchymisten sah! Aber auch die Gebildeten im Publikum wußten nicht, was sie mit der Erscheinung Prollis anfangen sollten; dazu kam, daß er sich vielfach in politischen Prophezeihungen erging, deren einige, wie z. B. die der bevorstehenden Entthronung Karl X. von Frankreich, sich thatsächlich auch erfüllten: — und der Prophet war ebenfalls fertig! Und so war denn unser Offenbach zum Zweitenmal der Schauplatz gar wunderbarer Dinge geworden! Mancher, der Abends auf der Chaussee nach Frankfurt an Prollis Park vorüberkam, und durch die Baumgruppen eine Menge Lichter aus dem Landhause erglänzen, wohl auch aus dem Dunkel Feuerwerke zum nächtlichen Himmel aufsteigen sah, der mußte um so mehr an einen seenhaften Zustand in jenen Räumen glauben, als das Alles der Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses dem profanen Auge verhüllte. Die Schaar seiner Anhänger wuchs, besonders von Frankfurt mußte der Wundermann angesehene Personen in seinen Zauberkreis zu ziehen; seine nächste Umgebung aber bildete eine Schaar von Frauen und Mädchen: in dieser Hinsicht scheint bei Prolli noch vor Joe Smith das reine Mormonenthum geherricht zu haben! . . . Dabei fastete er sich wieder Tage lang, hungerte, rang in seiner Hauskapelle im brünstigen Gebet, lebte oft nur von Milch und Wassersuppen, indeß seine Umgebung im Ueberfluß schwelgte; konnte dann aber auch wieder heiter und fröhlich sein im Kreise seiner Jünger! Von Frankfurt schloß sich ihm vor Allem Dr. phil. Joh. Georg Göntgen an, der zuvor Bibliothekar der dor-

tigen Stadtbibliothek gewesen war; — nach Andern Candidat der Theologie, jedenfalls aber ein Mann von Intelligenz und Wissen. Göttingen wurde Prolis Geheimsekretär, als welcher er sich auf seinen Erlassen mit dem ihm verliehenen Ordensnamen „*Samuel a sancta Sion*“, Archidiaconus des himmlischen Reiches“ unterzeichnete. Des Weiteren wußte Prolis, dem unzweifelhaft eine bedeutende Macht über die Gemüther der Menschen verliehen war, einen Herrn Zidwolsky aus Frankfurt sammt dessen ansehnlichen Mitteln seinen Zwecken dienstbar zu machen, und der Schaar seiner begeistertsten Anhänger einzureihen; — ebenso einen Herrn Heuser sammt Schwester aus dem längst eingegangenen Heuser'schen Manufakturwaarengeschäft in der Hüllgasse: eines Tages trat der Prophet in den Laden, und sprach Fräulein Heuser über den 'Ladentisch visionären Auges also an: „Du bist eine Erwählte des Herrn — auf, und folge mir nach!“ Und also geschah es! . . Die Wirklichkeit überbietet jeden Roman. — Da Prolis für seine Heimathsbehörde immer noch officiell nur Bernhard Müller war, so dachte er darauf, diesen irdischen Namen ganz abzuschleifen, und sich seinen Prophetennamen förmlich legalisiren zu lassen. Sein desfallsiges Gesuch an das Ministerium des Innern und der Justiz in Darmstadt ward denn auch unterm 22. October 1826 genehmigt, und im Hessischen Regierungsblatt Nr. 31 vom 13. November desselben Jahres die betreffende Bekanntmachung, vom Minister von Grolmann gezeichnet, publicirt. Es wird darin gesagt, daß „dem Ortsbürger Bernhard Müller zu Offenbach auf sein allerunterthänigstes Nachsuchen und einberichtigeten Umständen nach die landesherrliche Erlaubniß ertheilt worden sei, seinen bisherigen Namen Maximilian Ludwig Bernhard Müller in Maximilian Ludwig Prolis förmlich vertauschen zu dürfen.“ Hier erscheinen zum Erstmal auch die beiden Vornamen Maximilian Ludwig, indem Müller, soweit bekannt, sonst stets nur Bernhard genannt ward: vielleicht hat er jene sich ebenfalls nur symbolisch beigelegt, denn „Maximilian“ heißt „der Größte“, und „Ludwig“ — „der Streitberühmte“, der „belobte Held“, wogegen Bernhard ein „Kraftkind“ bedeutet. Im Jahr 1828 oder 1829 fand es Prolis für an der Zeit, ein neues feierliches Manifest an die Regentenhäuser Europas mit alleiniger Ausnahme der akatholischen von Preußen und Rußland, sowie an sonstige weltliche und geistliche Großen, ja an den Papst selber, von Offenbach aus ergehen zu lassen, und zwar in 70 gleichlautenden Exemplaren, worin er den Mächtigen der Erde das Herannahen des Tausendjährigen Reiches verkündete, und sie aufforderte, sich dem Propheten zu Füßen zu legen: „dem Gesalbten und Gesalbten des Herrn aller Herrn, Herzog von Jerusalem, Groß-Imperator des Tausendjährigen Reiches, Fürst auf Zion;“ — gleichzeitig die Völker aber ihres Eids der Treue gegen die seitherigen Herrscher entband! Als dies Manifest, wie natürlich, wirkungslos blieb, erließ Prolis nicht lange darauf ein zweites, noch geharnischteres, hauptsächlich an Oesterreich gerichtetes, welches als katholische Vormacht sich seines besonderen Vertrauens erfreute, und forderte darin den Kaiser geradezu auf, die übrigen Fürsten beseitigen zu helfen. Auch diese Demonstration war selbstverständlich ein Schlag in's Wasser. Nach dem im April 1830 erfolgten Tode Ludwig I., welchem sein Sohn Ludwig II. succedirte, wurden indessen die Zügel für dieses Treiben straffer angezogen. Der Mann begann durch seine halbverrückten, bei den damaligen Censurverhältnissen übrigens nie in die Presse gelangten „Manifeste“ an die Fürsten und Völker doch nachgerade etwas unbequem zu werden; und eines Tages kam von Darmstadt der Befehl anher, den Propheten mit seiner Jüngerschaaρ mit Hilfe der bewaffneten Macht gefänglich einzuziehen. Eine Compagnie der Offenbacher Garnison unter Hauptmann Dambmann besetzte alle Ausgänge des Landgutes; ein Regierungskommissär von Darmstadt betrat in Begleitung des Offenbacher Landraths (späteren Landrichters) Streckler und etlicher Gensdarmen das Haus. Nach der Besision der „Gartenlaube“ habe Prolis gerade nach beendeter Wahl-

zeit Siesta gehalten, als sich die heilige Hermandad nahte; nach den von mir gesammelten Nachrichten habe sie ihn jedoch inmitten seiner Jünger an einer langen Tafel sitzend gefunden, wie Jesus beim Abendmahl! Jedenfalls schäarten sich die Seinen im kritischen Augenblick alle jammernd um ihn; er aber tröstete sie: „Meine Stunde ist noch nicht kommen!“ Als ihm der Verhaftsbefehl vorgelesen wurde, entgegnete er: „Was Großherzog von Hessen! Keine Nacht auf Erden ist über mir!“ Seiner Verhaftung widersetzte er sich mit unleugbarem Muth, entriß sogar einem der Gensdarmen den Säbel, und drang damit auf den Regierungskommissär ein, wie Petrus auf den Kriegsknecht. Ein ungeheurer Tumult entstand; Prolli ward überwältigt. Dr. Göntgen war inzwischen in die Kanzlei des himmlischen Reiches geeilt, wo er rasch, ehe auch ihn die Gensdarmen greifen konnten, einige wohl besonders compromittirende Aktenstücke vernichtet haben soll. Er wurde sofort als Arrestant auf die Wache gebracht, Prolli aber erhielt nur Hausarrest, während die Priesterinnen über die Gefangennahme Juba's durch die Heiden von Babylon jammerten und wehklagten. Aber bald scheint wiederum eine hohe Vermittlung eingetreten zu sein, Göntgen ward seiner Haft entlassen, Prolli behielt nur noch eine Hauswache, und auf seinen kundgegebenen Entschluß hin, nach Amerika auszuwandern, wurde das weitere Verfahren gegen ihn bald ganz eingestellt. Zu einem solchen Schritt hatte er seit einiger Zeit bereits seine Vorbereitungen für alle Fälle getroffen, indem er sich mit der großen communistischen Colonie „Economy“ des Württembergers Kapp, Stiffters der Harmonistengemeinschaft, am Ohio in Pennsylvanien, einige Stunden unterhalb Pittsburg, in Verbindung gesetzt. Als ein jedenfalls berechnender Kopf hatte Prolli sich bei Zeiten die Rückzugslinie gesichert! Dort, im freien Westen, sollte das Neue Jerusalem nun gebaut werden, ähnlich wie die Mormonen am großen Salzsee in Utah etwa fünfzehn Jahre später ihren neuen Staat gründeten. Mitte des Jahres 1831 brach er in Offenbach seine Zelte ab, verkief sein hiesiges Landgut, wie es heißt um den Bettel von 30,000 fl., und führte sein Volk, über vierzig Männer und Weiber, wie Moses die Israeliten aus Aegypten, hinüber in's gelobte Land des Abend's, in die Neue Welt. Noch am Tag vor seiner Abreise soll er der Stadt Offenbach die Summe von 2000 Thln. für die Armen überhandt haben, die über den Verlust ihres Wohlthäters in laute Klagen ausbrachen. Am 17. Juli 1831 lichtete in Bremen die „Isabella“, ein von Prolli für die Ueberfahrt eigens erworbenes Segelschiff, die Anker, und — „zu neuen Ufern winkt ein neuer Tag!“ . . Als nach siebenwöchentlicher Seefahrt dieses neue Gestade, die Landzunge von New-York, aus den Wogen aufstieg, wurde auf Deck des Fahrzeuges wieder ein feierliches Schauspiel in Scene gesetzt: eine Art Huldigungsakt. Alle Jünger und Jüngerinnen schäarten sich um Prolli, welcher in reicher Gewandung, mit goldnen Ketten behangen, erschien, worauf Dr. Göntgen der gläubigen Herde verkündete, daß ihr Haupt und Führer, welcher seither in Niedrigkeit gelebt, von sehr hoher Abkunft sei, und vorerst den Namen Maximilian, Graf von Leon angenommen habe; — daß das an seiner Seite stehende Fräulein Heuser bereits seit sechs Jahren ihm angetraut, und nunmehr zur Gräfin Leon erhoben sei! . . Die neuen Hofschargen aber wurden derart vertheilt, daß Göntgen zum Minister, Zickwolf zum Geheimen Finanzrath, Heuser zum Dekonomierath, Nettelroth (ein ehemaliger Ladenbdiener) zum Oberhofmeister, ein gewisser Bonson zum Haushofmeister, Kahl (ein Bäckersohn von Darmstadt) zum Consul, Blankenstein, Prollis Gärtner, zum Domänenverwalter, dessen Sohn zum Sekretär, seine Tochter zum Hofräulein, und ein Mann Namens Erbs zum Leibkammerdiener befördert wurden etc. Es war am 3. September 1831, als das erste Morgenroth den Horizont des Atlantischen Oceans säumte, daß die „Isabelle“ im Hafen von New-York landete. Hier nun auch noch über die transatlantischen Schicksale Prollis und der Seinen eingehender zu berichten, würde außerhalb der Zwecke dieser Schrift liegen; Wer sich dafür interessirt, möge sie in dem Aufsätze der „Gartenlaube“ nachlesen. Nur in

den flüchtigsten Strichen sei daher hier noch verzeichnet, daß die Prolianer sich zunächst nach Economy hinwandten, wo sie von dem Patriarchen Rapp ehrend empfangen wurden, bald aber mit den Rappisten in argen Zwiespalt gerietten, da diese arbeitsame Leute, jene aber Genußmenschen waren, deren verführerische Grundsätze inbeß doch ein gutes Drittel der Harmonisten zu der neuen Gemeinschaft hinüberzogen, so daß Rapp sich entschließen mußte, die Prolianer gegen eine Zahlung von 105,000 Doll. wiederum zum Abzug zu bestimmen, womit diese sich mehrere Meilen abwärts bei Philippsburg am Ohio eine neue Niederlassung erwarben, daselbst mehr als Farmer lebten, Proli es auch versuchte, aus dortigen Erzen Gold herzustellen. Als er so eines Tages an seinem Schmelzofen stand, trat auch noch einmal wie ein Gespenst aus früheren Tagen jener Jesuit Martin in ziemlich herabgekommenem Aufzuge vor ihn, reichte ihm die Hand, erzählte unbefangene seine seitherigen Schicksale, ohne des Banknotendiebstahls auch nur mit einem Worte zu erwähnen, und ward wirklich auch wieder von dem im Grunde doch gutmüthigen Proli in Gnaden bei sich aufgenommen. Alle Versuche, sich durch Aufrufe an die Deutschen in Nordamerika zc. zc. weitere Geldquellen aufzuschließen, schlugen Proli fehl; in leere Luft zerprang die schillernde Seifenblase von einer beglückten Menschheit, einem Paradies aus Erden, immer mehr kam die Colonie und ihr Haupt herunter, und die Prolianer sanken allgemach zu Proletariern herab! Im Juli 1833 erklärte Proli, daß Alles zu Ende sei, Jeder nun für sich selbst sorgen müsse. Ein fürchtbarer Tumult entstand, man bedrohte den König von Zion mit dem Tode, das geträumte Neue Jerusalem fällt wie ein Kartenhaus in sich zusammen, um unter seinen Trümmern seinen Herrscher und Propheten zu begraben! Die Nachrichten über dessen schließliches Ende lauten verschieden und sind unsicher. Nach Einigen soll er noch i. J. 1833 an der Cholera gestorben, nach Anderen in den Staat Arkansas ausgewandert sein, und dort den Tod in den Wogen des Missouri gefunden, — vielleicht wohl auch gesucht haben. Das war das Ende des Propheten Proli und seines Reichs! Heuler hat noch vor einer Reihe von Jahren als Commis in Pittsburg gelebt (lebt vielleicht heute noch), und soll sich durchaus als „Bekehrter“ ausgesprochen, Proli als schändlichen Betrüger verdammt haben. Sidwolf lehrte nach Frankfurt zurück, woselbst auch noch zwei verwittwete Damen leben, die ebenfalls mit Proli in Amerika gewesen sein sollen. Dr. phil. Joh. Georg Göntgen findet sich noch im Frankfurter Adreßbuch v. J. 1867 mit dem Zusatz vermerkt: „in Amerika.“ Der Gärtner Blankenstein kam wieder nach Offenbach, wo ich das verrodnete alte Männchen auch einmal zu interviewen suchte; doch war nichts Rechtes aus ihm herauszubringen, so wenig, wie aus Hrn. v. Jaleski über die Polen (S. 105, N.), und das Wenige bei dem schlechten Deutsch Blankensteins (er war meines Wissens Holländer) noch obendrein kaum verständlich. Er ist inzwischen hier verstorben. — Nun aber zum Schluß noch eine interessante Mittheilung, wodurch die ganze Affaire Proli ein besonderes Hochrelief erhält! Gleich zu Eingang des mehrerwähnten Artikels in der „Gartenlaube“ bemerkt nämlich der ungenannte, aber jedenfalls gut unterrichtete Verfasser, daß er sich mit der Bitte um Einsicht der Proli'schen Ministeriallatten auch nach Darmstadt gewandt, von da aber abschlägig beschieden worden sei: — „da sich in denselben eine Menge vertraulicher Correspondenzen befinden, welche sich zur Mittheilung nicht eignen. Uebrigens geben diese Latten auch bezüglich Dessen, was für Ew. Wohlgeboren vorzugsweise von Interesse ist, nämlich über den Ursprung, das Wesen und Treiben der Proli'schen Sekte, nicht den mindesten Aufschluß. Hochachtungsvoll: — v. Dalwig!“.. Jetzt, wo in Darmstadt auch andere Lüfte wehen, dürfte ein erneutes Gesuch um Alteneinsicht in Sachen Proli wohl eher auf die Zustimmung des Ministeriums zu rechnen haben, zumal die Archiv-Geheimnißkränerei längst gerichtet, und eigentlich nur noch im Vatikan zu Hause ist! —

Seit einigen Jahren ist das ehemals Proli'sche, tief zurück im Garten stehende frühere Haus (S. 99, Note) mit seinem gekuppelten Wirthhülmchen durch den jetzigen Besitzer entfernt, welcher dafür eine reizende Villa im Renaissancestyl nächst der Straße durch die Frankfurter Architekten Nylus & Bluntschli errichten ließ, den der Besingung durch du Fay gegebenen Namen „Tulpenhof“ in dessen beibehielt.

Größer aber noch ist die Verwandlung, welche sich auf dem von dem seinigen nur durch einen Fahrweg geschiedenen Nachbar-Areal in der letzten der Offenbacher Alleen, der Platanenallee, neuerer Zeit vollzogen hat!

Hier stand noch vor mehreren Jahren ein kleines, unansehnliches, einfaches Gebäude mit zwei vorspringenden Flügeln, die Viebels- oder Bibliismühle; dicht daneben eine große, von Außen fast stattlicher als das Haus selbst anzusehende Scheune, und dahinter dehnte sich die Brugier'sche Bleiche. In jenem bescheidenen Häuschen hat aber einst der bereits öfter erwähnte, in seiner kleinen Sphäre früher allmächtige fürstlich Zsenburgische Minister von Goldner gewohnt, der Schwiegervater Wilhelm Speyerz. Mitte der sechziger Jahre hat dieses ganze Grundstück, und noch weiteres angrenzende von der Stadt dazu, der Inhaber der altberühmten Chaisensabrik von Dick & Kirschten, Herr Karl Theod. Becker erworben, um zunächst sein durch Hinzutreten einer Gußstahlwagenfedern- und Patentachsen-, sowie neuerlich auch einer Radfabrik nach amerikanischem System, ansehnlich vergrößertes Etablissement aus dessen alter Behausung in der Geleitsstraße hierher zu verlegen. Im März 1865 begann der Abbruch des alten Heubodens und Bleichhauses, und zugleich auch der Neubau der Fabrik auf dem hinteren Theil des Territoriums. Nach Vollendung der ersteren schritt der Besitzer dann auch zur Errichtung jenes großartigen, schloßähnlichen Wohngebäudes im französischen Barockstyl, welches mit seiner imposanten Terrasse und seinen Brunkbeeten, sowie mit den umgebenden reizenden Parkanlagen und dem wahrhaft fürstlichen Wintergarten heute die schönste Zierde des modernen Offenbach bildet; — ja man kann wohl sagen, daß dieses Gebäude durch seinen künstlich erhöhten Standort und seinen fernhin in den Main-gau hinausragenden Thurm ein Unicum der ganzen Umgegend, Frankfurt selbst nicht ausgeschlossen, ist, indem sich der Charakter eines Privat Schlosses kaum irgend sonstwo in weitem Rayon umher so entschieden ausgeprägt findet wie hier! Nachdem auch dieses Haus im Außen und seiner dem entsprechenden inneren Einrichtung gegen Ende 1876 vollendet und bezogen worden war, erfolgte alsbald die Niederlegung der bis dahin noch von dem Eigenthümer bewohnten Viebelsmühle. (Daß übrigens hier jemals auch wirklich

eine Mühle gewesen, dessen erinnert sich hier Niemand mehr; es muß also jedenfalls schon sehr lange her sein: vergl. S. 66, N. 1.) Die Architekten des neuen Hauses sind die gleichen, wie bei der benachbarten Villa Cosel; die Schöpfer der es umgebenden Parkanlagen aber die Gebrüder Siesmayer in Bockenheim. *)

Das schöne Besitztum gerade gegenüber Weder, an der nördlichen Seite der Platanenallee gelegen, war ehemals der Ruheitz des in englischen Diensten ergrauten Generals von Löw, von ihm die „Löwen-Ruhe“ geheißen, und so genannt bis auf diesen Tag. Nach seinem Tode bewohnte das stattliche Haus mit ausgedehntem Garten sein Nefse, Freiherr von Löw, ein liebenswürdiger, einfacher Herr, i. J. 1848 Commandant der Offenbacher Bürgerwehr, und nachmals in Darmstadt verstorben. Dann ging die Besizung durch Kauf an Prinz Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Varhsfeld, preussischem Capitain zur See a. D., über, welcher sie in den Jahren 1857—1860 mit seiner jungen, nunmehr vor ihm geschiedenen Gemahlin, Prinzessin Marie von Hanau, einer Tochter des lezten Kurfürsten von Hessen, bewohnte; — und nach Wegzug des prinzlichen Paares fand die „Löwenruhe“ einen neuen Besizer in Bankier Isaac Königswarter aus Frankfurt, nach dessen Ableben die Erben sie nun wiederum zu verkaufen geneigt sind: Wer sich in schönster Lage, dicht vor den Thoren Frankfurts, anzukaufen wünschte, der fände in diesem vornehmen Herrschaftssitz ein entzückendes Buen-Retiro. Auf den Namen desselben Bezug hatten die beiden colossalen Löwen aus Stein, die, bis zwei Gaskandelaber an ihre Stelle traten, auf den Wangen der großen Freitreppe gelagert waren, welche vor die gen Frankfurt gewendete Fagade gelegt ist, deren architektonischen Schmuck vier dorische Säulen bilden, die einen großen Balkon mit steinerner Balustrade tragen. **).

*) In dem neuen Weder'schen Wohngebäude nahm auch Generalfeldmarschall Graf Roltke sammt zwei Adjutanten sein Absteigequartier, als er mit einer Abtheilung des Großen Generalstabes auf einer Instruktionsreise am 3. und 4. October 1877 in unsrer Stadt weilte; — und ebenda die Kaiserlich Chinesische Gesandtschaft am 19. August des folgenden Jahres, an welchem Tage sie nach Offenbach gekommen war, hierselbst eine eigens für sie rasch arrangirte Ausstellung hiesiger Industrie-Erzeugnisse zu besichtigen. Diese improvisirte, gleichwohl aber überraschend gelungene Lokalausstellung gab Herrn Commerzienrath Weder auch den ersten Gedanken einer in Offenbach zu veranstaltenden Landes-Gewerbe-Ausstellung ein, der sich nunmehr unter seinem Präsidium, und dicht neben seiner eignen Besizung, so schön realisirt hat. — Schon längere Zeit Vorsizender der hiesigen Grosherz. Handelskammer, ist Weder neuerdings auch zum lebenslänglichen Mitglied der Ersten Kammer der Hessischen Landstände berufen worden.

**) Dicht außerhalb der Gartenmauer der „Löwenruhe“ erblickt man unter den Platanenbäumen der Allee ein kleines, verwittertes Steinkreuz, und ein ganz ähnliches, dieses jedoch bereits zur Hälfte in den Rain eingesunken, schräg gegenüber dem Eingang zur Collet & Engelhard'schen Maschinenfabrik in der

Wir sind mit unserer Wanderung durch das Offenbach zweier Jahrhunderte zu Ende! Doch, bevor wir diesen Gegenstand verlassen, möchte ich, gleichsam recapitulirend, noch auf Eines besonders hinweisen.

Es ist der bemerkenswerthe, aus dem Seitherigen sich als Facit ergebende Umstand, daß seit Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage höhere französische und deutsche Militärs, Diplomaten, Fürstlichkeiten, Gelehrte und Schriftsteller, künstlerische und literarische Notabilitäten, Frankfurter Bankiers u. s. w. immer gerne in unsrer freundlichen Mainstadt niederließen; — nicht minder auch romantische Abenteurer, mysteriöse Persönlichkeiten und problematische Existenzen, wie Baron Frank, Proll-Müller, Graf Croy &c. &c.

Aus der Zahl der in Offenbach ihren Wohnsitz nehmenden ehemaligen Militärs wäre auch noch der französische General von Hartmanis zu nennen, der, in den Ruhestand getreten, mit seiner Gattin längere Jahre hieselbst domicilirte, und seinen gesammten Nachlaß, darunter auch eine Anzahl Familienportraits und Dokumente, Herrn Theodor d'Orville vermachte, da dessen Familie ihm wesentliche Dienste erwiesen hatte, und das Hartmanis'sche Ehepaar kinderlos verstarb. Nach dem Tode Theodor d'Orville's gingen die Bilder, Urkunden &c. &c. an dessen Sohn, Herrn Georg d'Orville, über, darunter auch ein Delportrait des Ahnherrn der Hartmanis, Brustbild in Lebensgröße, einen Alten im Harnisch mit martialischem grauem Barte darstellend; und findet sich auf der Rückseite des Bildes ein Zettel aufgeklebt, welcher in vergilbten Schriftzügen vermeldet, daß dieses vorstelle: „*Hartman de Hartmanis, colonel d'un régiment de Grisons sous Henri III. et IV.*“ Oberst eines Regiments Graubündtner: — also wohl Schweizergarde?

Unter den mancherlei Berühmtheiten, welche in Offenbach vorübergehend Aufenthalt nahmen, ist endlich auch noch aufzuführen

Apffelallee, da wo sich von letzterer ein Feldweg in nördlicher Richtung abzweigt: der ganze hier herumliegende Theil der Offenbacher Feldmark heißt daher „Vor dem Steinernen Kreuz.“ Ueber jenes Kreuz an der Platanenallee aber und seine Bedeutung: ob hier einst ein Mord begangen worden, oder ob, und Wer, darunter liegt, hat sich wohl schon mancher Spaziergänger, der des Weges vorüberkam, seine eignen Gedanken gemacht. Feststellen konnte ich Nichts mehr darüber, da auch „die Aeltesten“ von Offenbach Nichts darüber mitzutheilen wußten; denn es hieß hier wieder ähnlich wie in Küdert's Schibder: „Der Stein steht ewig an diesem Ort!“ Nur einer unserer Oberalten, der Feldmesser Johannes Leonhardt in der Sandgasse, wollte in seiner Jugend gehört haben, daß in dieser Gegend einmal eine Plänkelei zwischen französischen Soldaten und Szeiler Husaren stattgefunden habe, und unter jenen beiden Steinkreuzen gefallene Franzosen, vielleicht Offiziere, bestattet seien; — wogegen mir Herr Consistorialrath Röbiger mittheilt, daß sein 1794 von Jsenburg hierhergezogener Vater das erstgedachte Kreuz bereits vorgefunden, und sich öfters, jedoch stets vergeblich, nach dessen Ursprung und Bedeutung erkundigt habe.

Graf Las Cases, der Freund und Vertraute Napoleon I., sein Begleiter nach St. Helena, welchem der an jenes oceanische Felsen-eiland geschmiedete Titan dort seine Memoiren diktirte. Im November 1816 von seinem angebeteten Kaiser getrennt und nach Europa zurückgeschickt, verbrachte er, an Seele und Körper leidend, von bohrendem Nervenkopfweh gequält, den Winter 1818 auf 1819 in Frankfurt a. M., wo er mit Gattin und Sohn im ehemalig Müller'schen Hause in der Schnurgasse, zur „Arche“ genannt, wohnte. Als nach einem langen und traurigen Winter dann der junge Frühling in aller Pracht erschien, sehnte sich Las Cases, dessen Kopf-leiden und hochgradige nervöse Reizbarkeit sich inzwischen etwas gemindert hatten, heraus aus der dunklen Schnurgasse und dem geräuschvollen Frankfurt in hellere und zugleich einsamere Räume. Dafür bot sich ihm nun der schönste Ort in dem ihm zur Verfügung gestellten Meßler'schen Gute in Offenbach, das im Seitherigen schon mehrfach (bes. S. 86) genannte Haus auf dem Linsenberg mit dem herrlichen Maingarten, und so verbrachte er denn einige Sommermonate des Jahres 1819 mit der Gräfin und seinem Sohne, der ihm schon nach St. Helena gefolgt war, hier in unsrer Stadt, wo sein kleiner Frankfurter Freundeskreis ihn in seinem Tusculum zuweilen aufsuchte. — —

Habe ich im Früheren von zwei Töchtern aus ersten Familien dieser Stadt berichtet, welche von hochgestellten ausländischen Officieren als Gattinnen heimgeführt wurden: von Fräulein Lili Fuchs, nachmalige Generalin Albert, und Fräulein Dorothea Graumann, verhehelichte Baronin Ertmann, so sei mir gestattet, obgleich es nicht so eigentlich hierher gehört, hier auch noch eines Offenbacher Bürgermädchens zu gedenken, welches sich ebenfalls in's Ausland, an einen Franzosen, doch keineswegs an einen Militär, sondern an einen Social-Politiker von der äußersten Linken verheirathet hat: Fräulein Christine Groh, Tochter des verstorbenen Metzgermeisters Simon Groh in der Schloßgasse, die im April 1876 in Paris verstorbene Gattin Louis Blancs, des radikalen Publicisten und Historikers, Mitglied der provisorischen Regierung Frankreichs nach der Februar-Revolution von 1848! Schon als Kind zeigte Christine viel Apartes, griff z. B. im Metzgerladen ihrer Eltern Geld nie mit der bloßen Hand an, — doch ein entschieden aristokratischer Zug! Bierzehnjährig kam sie zu einer Schwester ihrer Mutter (deren Vater, Ermold, ein französischer Emigrant, in der Großen Marktstraße einen Specereiladen hatte) nach London, woselbst sie Louis Blanc kennen lernte, als er später dort im Exil lebte, und bei ihrer Tante wohnte. Ihr Deutschthum hatte Christine Groh übrigens bereits in London ziemlich abgestreift; in den Kreisen ihres Mannes galt sie sogar stets für eine Engländerin. Unter dem Andrang

vieser Tausende wurde Frau Blanc, die seit Jahren gekränkelt hatte, Ende April 1876 auf dem Friedhofe von Père-Lachaise nach protestantischem Ritus bestattet, und am Grabe der Entschlafenen sprach Victor Hugo ergreifende Worte des Abschieds: „Ich rufe der treuen Lebensgefährtin, dem Schutzengel unsers Freundes, ein letztes Lebewohl zu! Erst jetzt wird er sich einsam fühlen, erst jetzt beginnt für ihn das Exil! Weinen Sie, Louis Blanc, aber erhalten Sie sich dem Vaterland und der Menschheit!“ . . Eine Schwester der Frau Louis Blanc lebt noch in Offenbach, und ist an den Fabrikanten Herrn Simon Steinhäuser verheiratet.

* * *

Es dürfte für meine hiesigen Leser wohl von Interesse sein, im Anschluß an unsere bisherige Wanderung auch noch einen Blick in das Thun und Treiben der Menschen zu werfen, welche sich auf der im Bisherigen geschilderten Bühne bewegten und deren Scene belebten. Ich ziehe daher, wie zu einem Nachspiele, noch einmal den Vorhang auf! Das gewählte Stück führt den Titel:

Ein Offenbacher Fest zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Beschreibung desselben durch einen ungenannten Augen- und Ohrenzeugen liegt uns vor in einem 1795 bei Weiß & Brede hier gedruckten, 70 Seiten starken Heftchen in kl. 8°, betitelt: „Beschreibung der Feierlichkeiten bei dem öffentlichen Einzuge des Durchlauchtigsten Herrn Erbprinzen von Pfenzburg und Höchst Dero Frau Gemahlin Durchlaucht, in Offenbach am 7^{ten} December 1795. Zum Besten der Armen gedruckt.“

Es ist dieses der nachmalige Fürst Karl von Pfenzburg, derselbe, welchen später der Wiener Congress seiner Souveränität verlustig erklärte, mit seiner jungen Gemahlin Charlotte, geb. Reichsgräfin von Erbach-Erbach (S. 96, Note), und ist der Bericht über jene Einzugsfeierlichkeiten in einem hyperloyalen, dem devoten Unterthanenstandpunkt jener Lage entsprechenden Style abgefaßt.

Schon gleich der Eingang schlägt die Tonart an, von der das ganze Schriftchen durchweht ist: „Der feyerliche Einzug des Neuvermählten Durchlauchtigen Erbprinzen von Pfenzburg mit seiner Gemahlin, war gewiß nicht blos für die Bewohner Offenbachs ein rührendes und denkwürdiges Fest. Jeder, dem es vergönnt war, ein Zeuge dieser schönen Feyer zu seyn, mußte das hohe Maaß der Freude mit denjenigen theilen, die sich allen Ausbrüchen derselben bei dem Gefühl des Glücks überließen, das erhabene Paar zum erstenmal in ihrer Mitte zu sehen. . . Einst wenn die Tugenden

Wolfgang Ernsts nicht bloß in dem (!) Herzen seiner Unterthanen fortleben, wenn sein Beispiel und der Saame, den Er reblich, im Bewußtseyn seiner Pflicht und seines hohen Berufs ausgestreut, und der unter der segnenden Hand der Vorsehung schon so herrliche Früchte getragen hat, auch unter Carl dem Fürstensohne und durch Jhn noch wuchert; wenn so die schöne Hoffnungen des beglückten Jsenburgers gekrönt werden; dann wird er seinen Kindern und Enkeln noch von diesem Tag' erzählen, und auf ihn wie auf ein hingeschwundenes Gestirn der glücklichsten Vorbedeutung mit Wonne zurücksehen. Wenn dieses Volksfest denen, die es unmittelbar angeht, unvergeßlich bleiben muß, so ist es auch für den denkenden Weltbürger nicht ohne großes Interesse."

Im Weiteren wird dann berichtet:

„An dem Tage vor dem feyerlichen Einzuge zeigte sich eine lebhaftere aber geräuschlose Geschäftigkeit, jener Vorbote eines nahen freudenvollen Auftritts unter den Einwohnern Offenbachs. Alle Unterhaltungen des Tages drehten sich um den einzigen Punkt dieser frohen Begebenheit. Der lange Winterabend flog schneller vorüber, indem man sich ihrem Vorgefühl überließ, bis das Lärmen der Trommeln und der Schall der durch die Straßen ziehenden türkischen Musik die stille Ruhe der einbrechenden Nacht unterbrach. Kaum war der folgende Tag angebrochen — es war der 7te December — als neues Leben und Munterkeit sich über Alles verbreitete, als der Zusammenlauf des Volks, das Geräusch der Wagen und Pferde, das Blasen der Postillione, und die mannichfaltigen Töne musicalischer Instrumente alle Theile der Stadt erfüllten. Um 8 Uhr versammelten sich die Glieder der zum Empfange sich bereitenden Gesellschaften an den verabredeten Plätzen, und die Sectionen der Bürgermiliz stellten sich unter ihre Fahnen. Der erste Posten wurde in Sachsenhausen von den Förstern des Landes besetzt; die Künstler der Graumannischen Fabrike fuhrten vor das äußere Frankfurter Thor; die Cavallerie, größtentheils Mitglieder des Schellmannischen Collegs, zog in das Dorf Oberrad; vor den Wald der Landstraße stellte sich ein Haufen Bauernsöhne, und das Schützencorps an die Grenze des Offenbacher Gebiets, um auf diesen verschiedenen Stationen die hohen Ankömmlinge zu erwarten. Unterdessen hatten sich die Bürgersoldaten auf dem neuen Marktplatz*) gelagert; mit klingendem Spiele zogen sie nach 10 Uhr wieder ab, um die Straße des Einzugs von beiden Seiten zu besetzen. Das Volk sammelte sich häufiger in der Nähe der fürstlichen Wohnung. Alle Fenster der Straße waren dicht mit erwartungsvollen Zuschauern besetzt, und wer die bunte Haufen und Reihen überfah, genoß

*) Der spätere Paradenplatz: cf. S. 90.

in vollem Maße das für ein wohlwollendes Herz so rührende Schauspiel froher Menschengesichter, denen die Sympathie der aus allen Zügen lachenden Freude sich wechselseitig mittheilte. Kurz nach der Mittagstunde kündigte der Schall der Trompeten und das noch fern tönende Jubelgeschrei des Volks die glückliche Ankunft des Durchlauchtigsten Paares an. Schon wurden Sie von den auf Ihrem Wege vertheilten Gesellschaften bewillkommt; und die am Walde harrenden Bauerne hatten bereits, trotz des ernstlichen Widerstandes, den der Prinz, der die Würde der Menschheit kennt und ehrt, ihrem gutgemeynten Vorhaben entgegensetzte, die Pferde des Wagens ausgespannt, um ihn mit Seiner Verehrten in die offene Arme der treuen Bürger selbst einzuführen. Welch ein Unterschied zwischen der Handlungsweise der Sklaven, die in dem Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit [!] vor ihren Gebietern sich in den Staub werfen, und diesem tadellosen Betragen guter Kinder [!], die im Laumel ihrer Freude sich blos den Eingebungen des Herzens unbesangen überlassen, die der Gegenstand ihrer Ehrfurcht und Liebe ihnen einflößt; zufrieden wenn sie so glücklich sind, ihre Ergebenheit auf eine starr in die Sinne fallende Weise ausdrücken zu können! Jetzt rückte der Zug unter unaufhörlichem Freudengeschrei in folgender Ordnung in die Stadt. 4 blasende Postillione ritten in einem Gliede voran. Die Graumännichen Fabrikarbeiter, in ihren festlichen Kleidern und Degen, besetzten eben so viele unmittelbar hintereinander fahrende Postkutschen. Sie stiegen vor der fürstlichen Wohnung aus, und bildeten eine schöne Linie neben dem Eingang desselben. In einiger Entfernung folgten die Förster Irenburgs zu Pferd in der Farbe ihres Standes, und die angenehme Töne ihrer Walbhörner mischten sich in das kunstlose vielstimmige Concert. An sie schloß sich die treffliche Schützengesellschaft an, mit ihrem stattlichen Anführer an der Spitze, der auf seinem reichgezierten stolzen Engländer eine eben so angenehme als imposante Figur machte. Die auserlesene Hoboisten, die vor ihnen herzogen, ergößten das Ohr mit munteren Märschen. Ein paar Jünglinge trugen die mit passenden Sinnbildern bemahlte Scheibe. Einige in weiße Hemden mit grünen Scherpen und Bändern geschmackvoll gekleidete junge Knaben trugen das geschmückte Schützenkästchen samt den übrigen Insignien; andere begleiteten sie mit kleinen Fahnen und Gewehren. Mit ihren hellblinkenden Büchsen folgten nun die Schützen selbst zu Fuße in neuer grüner Uniform mit gelber Weste und Weinkleidern; eine grüne Feder und eine weiße mit jener Farbe vermischte Kocarde schmückte ihre Hüte; jedes Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihnen.*) Wo die Freude ihren Thron aufgeschlagen hat, ist auch Bacchus keine fremde Erscheinung. Einige Kiefer trugen das geschnitzte Bild des verehrten

*) Vergl. S. 115.

Abgottes, in dessen Heiligthümern sie dienen, auf einem kleinen mit bunten Blumen und Bändern gezierten Fäßchen. Jetzt erschien die ansehnliche Gesellschaft der Reuter, in dunkelblauer Kleidung, von ihrem würdigen Offizier angeführt, und militärisch geordnet. Sie zogen mit entblößtem Degen vorüber, und formirten mit den andern Compagnien eine doppelte Reihe vor dem Fürstlichen Gebäude, an welches jetzt jener Theil des Volks unter allgemeinem Rivotgeschrei triumphirend den Wagen hinzog. Der Prinz und seine Gemahlin eilten in die Umarmungen ihrer guten Eltern und der verehrten Großmutter, und empfingen die Glückwünsche der anwesenden hohen Gäste und des in Galla versammelten Hofes, während dem das neugierige Volk mit unverwandten Augen nach dem Fenster sah, bis endlich auch hier Charlotte Wilhelmine mit den Zügen der Anmuth und Würde an der Seite ihres heitern wohlwollenden Gemahls erschien. Der Anblick Ihrer edlen Figur war jedesmal das Signal der lautesten Beifallsbezeugungen für die frohlockende Menge. Zuletzt schlossen die zurückkehrenden Bürgersoldaten mit ihren, in schmucker blauer Uniform paradirenden, wackeren Offizieren den feyerlichen Zug. Unter den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen marschirten sie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele an dem Fürstlichen Hause vorüber, und durchzogen in Reih' und Gliedern noch einmal die Straßen der Stadt. Nachmittags gegen 3 Uhr, als der Prinz und seine Gemahlin sich in ihre eigene Wohnung verfügt hatten, folgte ihnen die Liebe der Offenbacher in dieselbe, um jetzt in bestimmteren Aeußerungen sich auszudrücken, und den Zoll der Ehrfurcht und Ergebenheit zu entrichten. Das Schellmännische Colleg, ein Gesellschaftsccirkel biderer Bürger, die bei ihren täglichen Unterhaltungen über die Geschichte des Tages das ausgezeichnete Glück, unter einer so guten Regierung zu stehen, auf das lebhafteste empfinden, und für die ununterbrochene Dauer desselben gegründete Hoffnungen nähren, ließen den Herrschaften ihre Gefinnungen für das Hochfürstliche Haus und ihre Glückwünsche bei der jetzigen frohen Veranlassung durch Einige aus ihrer Mitte bezeugen.“ Diese Glückwünsche bestanden in einem langen und überschwänglichen Carmen. — Unser Berichterstatter erzählt nun von den verschiedenen Abordnungen, welche sonst noch aus der Bürgerschaft entsendet wurden, den hohen Neuvermählten ihre devoteste Gratulation darzubringen, deren *pièce de résistance* jedesmal in einem meist sehr langen und mehr oder weniger servilen, zuweilen geradezu auch dem Gebiete der höheren unfreiwilligen Komik entstiegenen Poema bestand. Die damaligen Offenbacher Lokaldichter hatten gute, oder, wenn man lieber will: schlimme Tage; denn sie mußten im Schweiße ihres Angesichts standiren, reimen und leimen! Die Rastalische Quelle sprudelte frisch und fröhlich aus allen Röhren, und setzte die ganze Stadt unter Wasser! — Doch weiter im Text:

„Eine Auswahl von fünf und zwanzig liebenswürdigen jungen Mädchen, in die Farbe der Unschuld mit rosenrothen Bändern gekleidet, nahten sich bescheiden und ehrfurchtsvoll der erhabenen Prinzessin, die einst, so wie jetzt die edle Fürstin Victorie, ihre Mutter seyn will.“ Folgt ein Gedicht.

„Die Bürger der Neugemeinde ließen durch ihre beiden würdigen Vorsteher ihre Opfer darbringen, und begleiteten es mit einem Herzen voll Ehrfurcht und Liebe durch nachstehende Reime.“

Folgen drei Seiten Verse! Die erste Strophe lautet:

„Seltne Freude schwebet heut in allen unsern Gassen,
Greise — Söhne — Enkel, jubiliren in den Straßen;
Selbst der Siedhe, und der Lahme an der hölz'nern Krücke
Fühlt sich im Glücke.“ . .

„Die löbliche Schützengilde, hocherfreut über ihren höchsten Scheibenpreis, wagte es, ein neues feingearbeitetes Schützenrohr den Lieb-lingen der Diana zu überreichen, und ebenfalls in einer gereimten Rede ihre aufrichtige Gefinnungen sprechen zu lassen.“

Nochmals drei Seiten Verse! *Vivant sequentes!* . . Es nahen:

„Die Künstler der Graumännischen Goldfabrike, größtentheils Ausländer, aber darum nicht minder voll Dank und Ehrfurcht gegen Hsenburgs milde Regierung, unter deren Schutze Künste und Handlung[!] so sichtbar emporblühen, und die Quellen des Wohlstands für den Fleiß — auch für sie — sich eröffnen, glaubten mit Recht sich unter die Reihen der Eingebornen mischen, und in ihre Freudenchöre mit einstimmen zu dürfen. Sie überreichten durch zwei ihrer geehrtesten Glieder folgendes Carmen“ u. „Die sämtlichen Offiziere der Bürger-Soldaten, die, zwar ungeübt in der Kunst, Menschen nach den Gesetzen der Tactik zu zerstören [!], doch mit Freuden Gut und Blut für ihren edlen Fürsten und die Seinigen hingäben, sagten bey der jetzigen frohen Veranlassung alles was ihr redliches Herz ihnen eingab, in folgenden Worten.“

Wieder ein langes Gedicht! Armes Fürstenpaar! . .

„Ein paar Mädchen jüdischer Religion, in der schönen Kunst der Stickerey erfahren, widmeten der liebenswürdigen Prinzessin einige geschmackvolle Kleinigkeiten ihrer Nadel, und legten sie Ihr jetzt bescheiden zu Füßen. Folgendes niedliche auf einem weissen Atlasbände gedruckte Gedichtchen gab der eleganten Arbeit eine sinnvolle Bedeutung.“

Die jüdischen Schönen waren bescheiden, und fühlten ein menschliches Nühren mit den beklagenswerthen Neuvermählten: sie überreichten nur zwölf Zeilen Verse!

„Auch die Familie eines Korbmachers erschien, um ihr Scherfchen zu opfern. Seine 6 Kinder hatten ihr nützlichcs Talent einem feinen Körbchen geweiht, das sie in dieser Stunde demuthsvoll überreichten. Die stumme Schüchternheit kindlicher Ehrfurcht löste sich in folgenden Ausdruck auf.“

Folgt nun abermals ein kleines Gedicht, in welchem die stumme Schüchternheit der kindlichen Ehrfurcht der Korbmachersfamilie die junge Erbprinzess feierlich apostrophirt mit „Fürstinn aus Thuis-
kons edelstem Geschlechte!“ Für eine Korbmachersfamilie gar nicht übel! —

„Des Abends wurde auf Veranstaltung des gnädigsten Fürsten das Theater eröffnet, nachdem eine Anzahl Freibillets unter eben so viele Einwohner vertheilt waren, als der Raum des Schauspielhauses ungefähr aufnahm. Wer weiß nicht, wie gerne Er, der in der Freude der Unterthanen seine eigene findet, sein ganzes Volk an dieser Belustigung hätte Theil nehmen lassen? Einige brave Bürgeroffiziere, stolz auf die Ehre, ihren theuern Fürsten bewachen zu dürfen, stellten sich vor den Eingang der neuerbauten Fürstlichen Loge, in welcher sich ausser den hiesigen Herrschaften die ganze glänzende Gesellschaft der hohen Gäste befand. Beide aufzuführende Stücke wurden von der Frankfurter Gesellschaft nicht ohne Beyfall gegeben. Das Publikum wurde sehr angenehm durch ein Vorspiel überrascht, das unter der Aufschrift „Dankgefühl, eine ländliche Gelegenheits-Scene in einem Aufzuge“, besonders auf diese Einzugsfeyer verfaßt, und von einer Gesellschaft veranstaltet war. Der schöne Epilog wurde in der Rolle des alten Pächters mit Würde declamirt. Wir liefern es am Schlusse dieses in seiner ganzen Ausdehnung, weil wir überzeugt sind, daß es jeder Iphenburger, auch da, wo sich der verlassene Pfad der Allegorie in die gemeine Heerstraße der Lobrede verliert [!], mit voller Zustimmung des Herzens lesen wird. Nun folgte das bekannte Singpiel: „Die Entführung aus dem Serail“; und — wer erinnert sich nicht mit Vergnügen an die immer willkommenne Erscheinung der heiteren Blonde, an ihre reizende Naivetät, an den süßen Ton ihrer Stimme? Wenn die Kunst des Belmonte und der Constanze das Ohr des Kenners befriedigten, so konnte der angenehme Gesang, und die komische Jovialität der Uebrigen das allgemeine Interesse um so weniger sinken lassen, da auch die Musik von den Meistern der Bernardischen Capelle vortrefflich ausgeführt wurde. Schon während der Vorstellung hatten sich die hiesigen Judenkinder mit brennenden Wachsackeln vor den Eingang des Schauspielhauses gestellt. Nach geendigtem Schauspiel begleiteten sie die hohe Herrschaft durch die Straßen der Stadt und zuerst in die artig erleuchtete Synagoge, worin ein auf das heutige Fest von einem jüdischen Gelehrten ver-

fafter Psalm, der für den Geschmack der Ebräer nicht ohne Vorzüge ist [!], in dieser Sprache feyerlich abgesungen wurde. Da aber die Producte der orientalischen Phantasie auf deutschem Boden verpflanzt, ihre eigenthümliche Kraft gewöhnlich verlieren, so wird man die Borenthaltung einer Uebersetzung desselben nicht mißbilligen [!]. Unterdessen hatte sich hie und da ein vertrauter Kreis von Freunden zum gemeinschaftlichen Schmause versammelt, um noch im Arme der Freude sich von dem schönen Tage zu lezen. Sie stimmten ihre frohen Gefänge und nachstehende auf dieses Fest verfaßte Dithyrambe an, und leerten manches Glas auf das Wohl ihres Fürstlichen Hauses.“

Dazu ist zu bemerken, daß sich die „Fürstliche Loge“ damals in der mittleren Galerie des Theaters befand; und daß die Oper offenbar von Mitgliedern der Frankfurter Bühne gegeben wurde.

In der „Dithyrambe“, welche unsere guten Vorväter damals in weinseliger Stimmung sangen, wird „das erste Glas“, wie billig, „dem Vater des Landes“ und dem erlauchten jungen Paare dargebracht; das zweite aber, und das muß anerkannt werden, weil es für den schon damals vorhandenen Patriotismus der Offenbacher spricht, den „Brüthern am Rhein“:

„Bedrängten Errettung und Muth in Gefahren,
Und Eintracht und Deutschnheit den kämpfenden Schaaren!“

Wer von den damals Singenden hätte wohl gedacht, daß der Gezeierte dieses Tages später in's französische Heerlager übergehen würde!? . . . Doch weiter:

„Mehrere Einwohner hatten auf diese Nacht eine Illumination veranstaltet, die nun von den sämmtlichen Herrschaften unter der Begleitung des jauchzenden Volks betrachtet wurde. Fast die ganze Judengasse war erleuchtet, in welcher sich die Façade des Breitenbachischen Hauses *) vorzüglich gut ausnahm. Unter den übrigen zeichnete sich das Schellmännische Kolleg, die Kraft und Geelvinf'sche, die Weiß und Brebeische, Mönchische und Kellermännische Wohnung, theils durch den darauf verwandten Fleiß, theils durch ihre Innschriften aus. Der beschränkte Raum dieser Blätter verbietet es; sie alle ausführlich zu beschreiben. Ich will daher unter den vielen nur folgende ausheben. Neben dem Colleg flammte ein großer Altar mit brennenden vereinten Herzen — ohne Zweifel dem Symbol der Verbindung dieser Gesellschaft; ein paar Genieen hatten sie mit ihrer Fackel entzündet! zwei allegorische Figuren stunden auf

*) Wenn hier das Haus des jüdischen Hofagenten (S. 97 u. 98 Note), dessen Name ich aber sonst überall mit „d“ geschrieben finde, gemeint ist, so hätte er um jene Zeit also noch in der Judengasse gewohnt.

beiden Seiten desselben. Weiter oben leuchteten die umkränzte hohe Namen, der Fürstenhut und das Wappen des Ifenburgischen und Erbachischen Hauses, mit Palmen und Lorbeerzweigen umgeben; mit der Inschrift: Seegen über das Bündniß der Edeln; über das Ganze strahlte eine Sonne. Unter dem Altar glänzten die Worte: Entflammt von Freude, Hoffnung, Ehrfurcht und Liebe. Ueber dem Bilde der Vorsicht: Beseelt von Vaterlandsliebe. Und über dem der Gerechtigkeit: Stets vereint mit Güte. An dem Weißfischen Hause zeigte sich folgende regelmäßig gezeichnete Composition. Der Altar des Vaterlandes, mit den Wappen des hohen Fürstenpaares, in einer lachenden, blumenreichen Gegend unter einem Fruchtbaume. Ifenburgs freundlicher Genius, dießmal ein Amor, schwebt über demselben und gießt seine Opferschale in das auf dem Altar lodernde Feuer. Zu beiden Seiten die Fenster Pyramidenförmig erleuchtet. Zur Rechten der Fürstenhut und der Fürstenmantel, mit dem aus Rosen verschlungenen Namen der Durchlauchtigen Erbprinzessin. Darunter, im Fenster des ersten Stocks — folgen 8 Zeilen Verse. „Zur Linken ebenfalls der über das ganze Fenster ausgebreitete Fürstenmantel, in dessen Hermelin das aus Rosen gewundene C. Im Fenster darunter“ — wiederum 8 Verszeilen. „Die übrigen Fenster des Hauses Pyramidenförmig beleuchtet. Ein Menschenfreund — überzeugt durch gute Handlungen sein Fürstenhaus am würdigsten zu ehren, überschickte das für die Illumination bestimmte Geld den Predigern des Orts, um es unter die Armen der 3 Gemeinden zu vertheilen. Ich will durch Nennung seines Namens ihm den schöneren Lohn des stillen Bewußtseyns einer edlen That nicht rauben; aber angenehm ist es mir hinzuzusetzen, daß es ein Jude ist! Wenn so die treue Gefährtin ächter Freude — die Sittlichkeit diesem Tage die Krone aufsetzt, wenn er den Werth der Volksliebe lehrt, und die heilige Flamme der Bürger-tugend in den Unterthanen Wolfgang Ernsts unauslöschbar bewahren hilft; dann wird er in Ifenburgs Annalen schöner glänzen, und in dem Strome der Zeit wird sein Seegen nicht untergehen.“ —

Es folgt nun als zweiter Theil der Festbroschüre das Festspiel: „Dankgefühl. Eine ländliche Gelegenheits-scene in einem Aufzuge. Von einer Gesellschaft veranstaltet.“ Der Verfasser hat sich auch hier nicht genannt; sein Opus ist in Prosa gehalten, bis auf die verhimmelnde Schlussrede des „Leopold Rübinger, Pächter eines Fürstlichen Gutes“, die in metrischer Form ausklingt. Dann heißt es im Festbericht schließlich noch:

„Unter der Rede müssen die Kränze aufgehängt werden: der alte Fürst und seine Gemahlin bekommen Rosen — und der Erbprinz und seine Gemahlin Wirthkränze. Nach der Rede ruft Alles einstimmig: „Es lebe unser Vater und Fürst Wolfgang

Ernst! Es lebe unsre Landesmutter! Es lebe unser Erbprinz Carl Friedrich und Seine Gemahlin!“

Es sei mir nun zum Schluß dieses übermäßig lang gerathenen, in seinem zweiten Theil, und namentlich in dessen Noten doch wohl aber hoffentlich nicht so ganz ausschließlich „nur für die Offenbacher“ (vergl. die Ueberschrift S. 61) beachtenswerthen Kapitels gestattet, noch einige Worte über:

Das Offenbacher Stadtwappen

zu sagen! Als solches galt unsern Vätern wie dem gegenwärtigen Geschlecht lange Zeit der Eichenbaum mit den frisch ausschlagenden beiden Trieben, wie er auf der Steintafel an der Vorderseite unsers alten Rathhauses auf dem Markte dargestellt war und bereits auf S. 72 geschildert ist.

Daß dieser Baum also das — bereits halbvergeffene — „Wappen von Offenbach“ sei, hatte ich selbst immer gehört und nie anders gewußt, und in diesem guten Glauben auch gehandelt, als ich mir davon vor 22 Jahren durch Freund Bode eine Skizze — diese jedoch mit den durch Tradition überkommenen zwei frisch ausschlagenden Stümpfen zu beiden Seiten der Eiche — entwerfen und selbige in Holz schneiden ließ, um sie als „Offenbacher Stadtwappen“ in Form einer Titelvignette der Schrift über die hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten vorzusetzen, welche ich in Folge erhaltener Anforderung für den im September 1857 in Frankfurt stattgehabten zweiten Internationalen Wohlthätigkeits-Congreß verfaßt hatte. Diese Vignette stellte sich so dar:



und von nun an erschien dieses „Offenbacher Stadtwappen“ auf dem Titel gar mancher lokalen Gelegenheits-Schriften und -Gebichte, wie nicht minder auch auf einer Anzahl der Offenbacher Adreßbücher; es wurde auf das prachtvolle Seidenbanner kunstvoll gestickt, welches Offenbachs Jungfrauen dem hiesigen Turnverein darbrachten, auf den — jetzt nicht mehr vorhandenen — Vorhang unsers Theaters

gemalt, und prangte auf auswärtigen Sängers-, Turner- und Schützenfesten in den Festhallen neben den Wappen anderer Städte officiell als das unsre; — ja der Eichbaum mit seinen beiden sich neu grünenden Stümpfen erschien zuletzt sogar, schön in rothem Sandstein ausgemeißelt, als Wappen von Offenbach an der neuen Obermainbrücke zu Frankfurt, deren Strompfeiler die Wappenschilder der mit Frankfurt in lebhaftem Schifffahrtsverkehr stehenden übrigen Mainstädte zieren.

Dieses Wappenschild hat also seinen Weg gemacht! Und es wäre gleichwohl nicht das richtige?

Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich nicht! Denn immer mehr wird zur Gewißheit, daß jener Eichbaum eigentlich das alte Amtssiegel der Schultheißen und Gerichtschöffen von Offenbach war!

Auf diese Vermuthung konnte man erst kommen, nachdem das alte Rathhaus niedergelegt, und es möglich geworden, die zu beiden Seiten des Baums befindliche Inschrift der herabgenommenen Steintafel zu lesen. Diese Inschrift lautet (wie schon S. 72 bemerkt):

Offen		Bacher
Gericht		Siegel.

Weitere Nachforschungen haben dann ergeben, daß sich auf hiesiger Bürgermeisterei noch ein rundes, in Messing gravirtes Offenbacher Schultheißen-Siegel aus dem Jahre 1639, also genau aus der Mitte des dreißigjährigen Krieges befindet, welches einen mageren, der Gestalt nach sich fast wie eine Tanne darstellenden Eichbaum (als solcher unzweifelhaft kenntlich an den Eicheln, die er trägt) zeigt, an dessen Fuße rechts und links wiederum die beiden neuen Schößlinge erscheinen.

Ich habe dieses Siegel getreu dem Original nun ebenfalls in Holz schneiden lassen; — hier ist es:



Die Inschrift aber ist wohl unzweifelhaft also zu lesen: „Schultheißen- (bzw. Schöffen-) Siegel Zu OffenBach.“

Ferner befinden sich auf der hiesigen Bürgermeisterei als älteste schriftliche Dokumente aus früherer städtischer Zeit noch zwei Kaufbriefe vom 30. September 1791, und darunter abgedruckt ein anderes, sehr schönes Schultheißens-Siegel, wozu der Stempel leider nicht mehr vorhanden ist.*) Dieses Siegel ist ziemlich groß, von länglichem Oval, vorzüglich gestochen, und stellt einen kräftigen Eichbaum mit voller Krone (die Eichelfrucht ebenfalls sehr deutlich herausgehoben) und freiliegenden, energisch ausgreifenden Wurzeln dar: aus dem Fuße des Stammes selber treten hier nun, gleichwie am Baum des alten Rathhauses (S. 72), rechts und links die Ansätze zu zwei neuen Stämmen hervor, aus welchen wieder je eine Eichel aufschießt, deren Stiel zwei gegenüberstehende kleine Blätter zeigt. Die umlaufende Inschrift lautet: „*Insigl: der Schulth: u: Ger: Schof: z: Offenbach.*“

Auf Grund aller dieser Data hat die hiesige Bürgermeisterei sich nun vor einiger Zeit ein neues Amtssiegel graviren lassen, welches wiederum den Eichbaum mit den beiden, neue Triebe entwickelnden Stümpfen zur Seite, und der Jahreszahl 16|39 zeigt. Die Umschrift lautet: „*Grossh. Hess. Bürgermeisterei Offenbach.*“**)

Es ist allerdings also kaum ein Zweifel mehr zulässig, daß der Eichbaum das alte Magistratsiegel von Offenbach, nicht aber das Wappen unsrer Stadt repräsentirt; merkwürdigerweise aber enthalten die früheren Bücher und Schriften über Offenbach auch nicht die kleinste Andeutung hierüber!

*) In diesen beiden Kaufbriefen wird der Verkauf zweier „in dahiesiger Schloßgasse am Eck der Glockengasse belegenen halben Altmärker Wohnhäuser ... von hiesigem Schöffengericht mittelst dessen Unterschrift und Insigel konfirmirt.“ Käufer ist der „hiesige Bürger und Rehlhändler Christian Bezold und Ehefrau Johanne Christiane, geb. Wiegelin“; der eine der beiden Verkäufer wird als „hiesiger Unterthan und Schuhmachermeister“, der andere als „hiesiger Bürger und Bäckermeister“ aufgeführt, in beiden Urkunden auch bemerkt, daß der Verkauf „nach erfolgtem drehsontäglichen Landesüblichem Ausruf vor der Kirche, mithin in bester und beständigster Form Rechtens“ geschehen. Unterzeichnet sind: Kopp, „*qua* Oberschultheiß“; Johann Peter Loh, Joh. Ludw. Blod, Joh. Caf. Rudorff, Georg Herman, Konrad Hermann, und: Joh. Peter Michel „als Gerichtschöffe.“

**) Ueber dem Thürbogen des ehemaligen Pfarrer Bröckle'schen, nachmals Oberlieutenant Kreß'schen Hauses in der Schloßgasse (S. 78), welches ebenfalls, wie alle älteren Steinbauten Offenbachs, massiv aus Kalksteinen erbaut ist, findet sich noch ein kleines, zierlich gemeißeltes Wappen eingelassen: zwei Putten halten einen ovalen, helmgekrönten Schild, auf welchem ein schlanker Baumstamm, fast wie ein Blumenstengel stylisirt, dargestellt ist, der an der oberen Spitze eine große Eichel trägt, insofern vom Stamme zur Rechten und Linken, symmetrisch gestellt, je ein Zweig in Bogenlinie ausgeht, deren jeder wiederum am äußersten Ende eine Eichel trägt: ob und in welchen Beziehungen auch dieses Steinrelief zum Offenbacher Eichbaume steht, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls aber ist an dieser Stelle davon Vormerkung zu nehmen.

Vielleicht war der Eichbaum auch das uralteste Gerichtssiegel der Bebraer Mark, welches von Offenbach als deren Haupt- und Borort geführt wurde, und nachmals demselben verblieb und von ihm zu eignem Gebrauch übernommen ward. Unter einer mächtigen Eiche oder Linde tagten ja die Gerichte unserer Vorväter.

Ober will die Eiche zwischen den beiden Eichstämpfen etwa eine dunkle Erinnerung an den uralten Kaiserlichen Reichsforst von Drei-Eich sein, in dessen Banne ja einstmals auch Offenbach gelegen?!

Und das wirkliche Wappen unsrer Stadt?

Auf Merian's Ansicht von Offenbach befindet sich in der oberen Ecke links ein Wappenschild dieser Form und Art dargestellt:



und da Merian bei vielen seiner Prospekte das Ortswappen an gleicher Stelle eingetragen hat, so dürfen wir dreist annehmen, daß jenes Schild das alte Wappen von Offenbach sei.

In weißem Felde zwei „gewässerte Querbalken“; denn die wag- oder wasserrechte Schraffirung derselben bezeichnet in der Heraldik die Farbe des Wassers: Blau.

Also: — zwei wagrechte blaue Balken in weißem Felde sind das Wappen von Offenbach!

Daß Blau-Weiß die Farben unsrer Stadt sind, war übrigens ja schon längst und allgemein bekannt.

Was aber beginnen wir jetzt mit dem ehrwürdigen Eichbaum? Soll er künftig ganz verschwinden?

Es erscheint nicht nur jedenfalls statthaft, sondern vielmehr geradezu geboten, diesen bereits durch vieljähriges Gewohnheitsrecht genügend legitimirten Baum auch fernerhin unangetastet, und das Sinnbild, welches unsere Schultheißen und Schöffen nachweislich schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges im Siegel führten, für alle Zukunft als „Wappen von Offenbach“ bestehen zu lassen.

Kann es denn auch ein schöneres Symbol für ein städtisches Gemeinwesen geben, als die kräftige, ächt germa-

nische Eiche, aus deren abgehauenen Stümpfen sogar noch in mächtigem Johannistrieb neues Leben keimt und sproßt?

Um aber auch das eigentliche ursprüngliche Wap-
pen Offenbachs, den blauweißen Schild, wieder aufzunehmen,
schlage ich vor, beide zu combiniren, und den Baum in
den Schild hereinzusetzen.

Solche Wappen-Combinationen kommen in der Heraldik ja
sehr vielfach vor; — um nur Ein großes, aber naheliegendes Bei-
spiel zu nennen: im Wappenschild des neuen deutschen Reichs! Auf
die Brust des Reichsadlers sehen wir da den preußischen Wappen-
schild, umhängt von der Kette des Ordens vom Schwarzen Adler,
gelegt, und die Brust des Preußen-Mars ist hinwiederum mit dem
schwarz-weißen Stammschild der Hohenzollern bedeckt. —

Ich schließe diesen Abschnitt mit dem Wunsche, daß auch von
dem Offenbach der Zukunft das gute Wort gelten möge,
welches der fromme Sinn unserer Vorfäter an die Stirne ihres
Rathhauses geschrieben:

— „So kann man hier in Fried' und Ruh,
Mit Rath und That auf das gemeine Beste schauen!“

VII.

D i e

Frankfurter Messe und das Messgeleite.

Im VI. Kapitel, Seite 63 dieses Buches, ist bei Erwähnung der Offenbacher Geleitstraße bemerkt, daß im folgenden Kapitel noch Weiteres darüber berichtet werden würde, was nunmehr zu geschehen hat. Um dies aber thun zu können, müssen wir noch einmal in's Mittelalter zurück!

Die Messen zu Frankfurt am Main sind noch immer von einer gewissen Bedeutung für die Offenbacher, und vor Allem: für die Offenbacher Kinder; — ja, ohne das hiesige Besucher-Contingent würden sich erstere heute kaum mehr viel über das Niveau von Jahrmärkten für die ländliche Umgegend erheben. Wir dürfen daher ohne Weiteres annehmen, daß die Frankfurter Messe auch vor Jahrhunderten schon für Offenbach und die Offenbacher eine Sache von großer Wichtigkeit war; — welche Weltbedeutung aber hatte sie damals überhaupt noch! . .

Die Frankfurter Messe, sagt Prof. Kriegl („Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter“), war einst der Angelpunkt, um welchen sich nicht nur der deutsche, sondern auch der europäische Handel drehte! Und zwar spielte sie diese gewaltige Rolle vom 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, im Ganzen also an fünfhundert Jahre lang! Und wenn sie heute an Marasmus zu Grabe ginge, sie könnte mit Stolz von sich sagen: „Ich höre auf zu leben, aber ich habe gelebt!“ . .

Im 14. Jahrhundert erschienen auf der Frankfurter Messe Kaufleute nicht nur aus dem ganzen damaligen Deutschland, Belgien eingerechnet, sondern auch die Burg und Centralstelle des mittelalterlichen Welthandels, Italien, entsandte die Mailändischen und Venetianischen Großkaufherren dahin, trotzdem Frankfurt in aller nächster Nähe an Mainz und Friedberg so gewichtige Rivalinnen hatte, daß besonders die Friedberger Messen sogar von Frank-

furt selbst, besonders von den dortigen Webern und Krämern, besucht wurden. Und noch i. J. 1788 ward die Zahl der in jeder Messe nach Frankfurt kommenden „Fremden“ auf 40,000 angegeben: und damals gab es noch keine Eisenbahnen, man reiste mit der Thurn- und Taris'schen Postschnecke oder zu Pferd! Doch eben die Eisenbahnen haben der Bedeutung der Frankfurter Messen ein Ende bereitet; ihre glänzendste Zeit aber war vom 16. bis 18., — ihr Höhepunkt fällt in das erstgenannte dieser drei Jahrhunderte.

Geradezu überschwänglich war denn auch das Lob, welches von Dichtern, Schriftstellern, Gelehrten und Monarchen der Frankfurter Messe zu Theil ward. Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.) preist z. B. Frankfurt als das Herz des Verkehrs von Ober- und Unter-Deutschland; Hans Sachs schildert das Messgewühl in einer Weise, als ob er den modernen Straßenverkehr von London vor sich hätte; Henricus Stephanus feiert die Frankfurter Messe als den Ort, wo man aus allen Ländern das Köstlichste finde, es seien dort soviel Waaren anzutreffen, als Sterne am Himmel stünden, Merkur selbst sei der Leiter dieser Messen, und eine gewisse Straße der Stadt könne man das „Frankfurter Athen“ nennen, maßen allda während der Messzeit alle Buchdrucker, Buchhändler und Bücher versammelt seien; — und Franz I., der Renaissance-König von Frankreich, nennt Frankfurt in einem officiellen lateinischen Schreiben „die berühmteste Handelsstadt fast der ganzen Welt!“ Dagegen zeigt sich Dr. Martin Luther von seinem in solchen Dingen etwas beschränkten und einigermaßen „Schutzöllnerischen“ Standpunkte aus über den Geldschacher der Frankfurter Messen so erbost, daß er Frankfurt „das Silber- und Goldloch“ nennt, „dadurch aus deutschen Landen fließt, was nur quillt, wächst, gemünzet und geschlagen wird.“

Die Messe wurde zu Frankfurt ursprünglich nur einmal im Jahre, nämlich zur Herbstzeit, gehalten; erst 1330 gewährte Frankfurts großer Begünstiger, Kaiser Ludwig der Baier (vergl. die Note S. 35 u. 36), der Stadt das Privileg, alljährlich noch eine zweite, die neue oder Fastenmesse, abhalten zu dürfen. Doch waren Anfangs- und Schlußzeit der beiden Messen öfteren Veränderungen unterworfen.

Die hauptsächlichsten Gegenstände des Handels auf der Frankfurter Messe waren im Mittelalter Lächer, Wolle, Leinwand und — Pferde! Lächer kamen vornehmlich aus den Niederlanden und Speyer; Leinwand aus Bamberg, Hessen und wiederum den Niederlanden; aus letzteren auch Papier, welches, ebenso wie Pergament, gleichfalls zu den Messartikeln gehörte, so daß der Rath der Stadt selbst zuweilen seinen Bedarf an Weidem, sowie auch an

Tuch und Barchent (der von Ulm und Mailand kam) zur Bekleidung seiner Diener und Söldner allda deckte.

Es ist außer aller Frage, daß auch der Offenbacher Bürgermann und seine Frau Eheliebste schon damals ihren Hausbedarf an Tuch und Leinwand auf der Messe zu Frankfurt eingethan haben! —

Das Leben und Treiben zur Messzeit war ein ungebundeneres und freieres, als es sonst zu sein pflegte, und manche Schranke, welche Sitte oder Vorschrift für die gewöhnliche Zeit des Jahres gezogen, fiel während der Messe. Es war z. B. im 14. u. 15. Jahrhundert Gesetz, daß Niemand über die Zeit der Weinglocke hinaus, welche im Winter allabendlich um 8, im Sommer um 9 Uhr eine halbe Stunde lang geläutet wurde, im Wirthshause sitzen bleiben durfte, und mußten die Schenken um dieselbe Zeit geschlossen werden; wogegen dem Wirthshausleben während der Messe keine nachzeitliche Grenze gezogen war. Sogar die Kirche milderte ihre strenge Disciplin für die Dauer der Messe, indem sie während derselben nicht nur den Fremden wie den Einwohnern gestattete, an den Fasttagen Fleisch zu essen, sondern sogar auch gegen im Banne befindliche Besucher der ersteren ein Auge zudrückte. Neben diesen und sonstigen für die Handelsgeschäfte sehr wichtigen „Messfreiheiten“ gab es aber deren noch weitere zu Gunsten Solcher, welche auf der Messe gaffen und sich erlustiren wollten: — die ja noch heute ihre Rolle spielenden Messvergünstungen und Messsehenswürdigkeiten.

Da waren zuerst die Messmusikanten, welche indeß im Mittelalter offenbar kunstgerechter geschult waren, als dies heut zu Tage der Fall zu sein pflegt; auch wurden sie aus der städtischen Kasse, und zwar mit großen Summen, bezahlt, sehr im Contrast zu unsrer Zeit, wo man im Gegentheil den Gewerbebetrieb der fahrenden Spielleute von Magistrats wegen so viel als nur immer möglich einzuschränken sucht. Und doch ginge der Frankfurter Messe ein hochcharakteristischer Zug und eigenartiger Reiz verloren, wenn sie keine Messmusiken mehr hätte!

Unter den neun Jahre nach Abschluß des dreißigjährigen Krieges auf der Messe zu Frankfurt bereits wieder zur Schau gebrachten 15 Sehenswürdigkeiten sind am Schluß des IV. Kapitels (S. 49) dieser Schrift bereits genannt: zwei spielende Komödianten-Truppen, eine reich ausgestattete Geldlotterie, eine Reit- und eine Fechtchule. Die Institute letzterer Art anlangend, so sind die Fechtgenossenschaften der sog. Marx-Brüder mehrfach auf den deutschen Messen des Mittelalters umhergezogen, und haben allda ihre Schule gehalten, und Jüngern ihres ritterlichen Handwerks die Würde eines „Meisters des langen Schwertes“ er-

theilt, und es mag dies wohl vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, wie Kirchner in seiner Geschichte von Frankfurt angiebt, in dieser Stadt Messen der Fall gewesen zu sein; — wogegen Krieger die Richtigkeit einer andern Angabe Kirchners überhaupt zu bezweifeln geneigt ist: daß nämlich außer den Musikern auch die Dichter „zur Messzeit umherzogen, einen Herold an der Spitze, von einer Trinktube zur andern, poetischen Wettstreit zu üben.“

Dagegen hat notorisch von 1379—1432 in Frankfurt zur Messzeit eine öffentliche Spielbank bestanden, welche vom Rathe Anfangs concessionirt und in Pacht gegeben war, nachher aber von Ersterem sogar selbst betrieben wurde, und dem Stadtsäckel schöne Revenuen abwarf. Von da an war die Bank bei besonderen Anlässen, wie Reichs- und Fürstentagen, auch außer der Messzeit für einen Tag, oder für eine bis drei Wochen geöffnet. Das Spiel war ein Würfelspiel, aber keines mit nur 2 bis 3 Würfeln, sondern es muß auf andre Art mit deren weit mehreren gespielt worden sein, indem der Rath jährlich oft bis zu 10,000, — ja, zwei Jahre vor Einstellung des Spieles, innerhalb Jahresfrist sogar 16,400 neue Würfel anschaffte! Die Ecke, welche jetzt der Gasthof „Zum Schwanen“ gegen den Steinweg und den Theaterplatz hin bildet, war vor 500 Jahren von drei nebeneinanderstehenden, nach dem Steinweg Facade machenden Häusern eingenommen, und diese hießen: Heißenstein, Windecken (ein Backhaus) und Weißer Schwan, und zwar soll der Heißenstein die Ecke gebildet haben, das Haus zum Schwan aber das dritte der Reihe gewesen sein, — wogegen andere Berichte dahin lauten, daß vielmehr der Schwan (ebenso wie der noch heute nach diesem Hause benannte Gasthof) auf der Ecke gestanden, das Nebenhaus Windecken aber zu jenem gehört, und der Heißenstein sich östlich angeschlossen habe. In letzterem Hause nun war, an welcher dieser beiden Stellen es auch gestanden habe, die Spielbank etablirt: „das Spiel uff dem Heißenstein“, wie sein officieller Name gelaute. Und diesen behielt es auch bei, als der Rath 1409 ein eignes Spielhaus — das bisherige hatte er nur ermiethet — dort errichten ließ, wo jetzt gegenüber der Hauptwache das ehemals Belli'sche, jetzt Heuer'sche, Haus (Rothmarkt No. 1*) steht, welches den Namen „der neue Heißenstein“ erhielt; — ja man nannte sogar das Spiel selber „den Heißenstein“. Es mögen freilich Manchem dabei auch die Würfel in der Hand, und der Kopf dazu, glühend heiß geworden sein! In diesem Hause ward noch 22 Jahre lang tüchtig weiter geknöchelt,

*) Doch nahm das Spielhaus nicht ganz das jetzt dort stehende große Gebäude ein; zwischen ihm und der Katharinenpforte standen vielmehr noch zwei Häuser, deren eines an einen Bierbrauer für jährlich fünf Gulden vermietet war!!

dann that der Rath, wie es in der betr. Urkunde heißt, „den Heiffenstein ab.“

Außer dem Spiel mit Würfeln war auf den Frankfurter Messen indeß noch ein anderes Spiel im Schwange, welches in Urkunden das Drenzelbrett, auch Schwarz-und-Weiß genannt wird, ein, wie es scheint, unserm Damenbrett verwandtes Spiel. Eine sehr dunkle Seite der Frankfurter Messbelustigungen war aber das üppig blühende Hetärenwesen, über welches wir am Besten stillschweigend hinweggehen, von so erheblichem culturhistorisch-pathologischem Interesse der Gegenstand auch sein mag. Gönner wir dafür lieber zum Schluß noch den eigentlichen Messsehenswürdigkeiten einen Blick! Die beiden frühesten, deren Erwähnung geschieht, waren ein Strauß (1450) und ein Elephant (1480; nach Lersner dagegen schon i. J. 1443). Der Elephant war in einem Garten an der Galgengasse zu sehen, und erregte, wie billig, ein derart sensationelles Aufsehen, daß er in Lebensgröße auf das im Garten stehende Haus gemalt wurde, und dieses darnach den Beinamen „Zum Elephanten“ erhielt. Weiter werden erwähnt: 1532 ein Pelikan; 1545 und 1588 ein Seiltänzer; 1556 eine durch ihre Kunstfertigkeit ausgezeichnete Frau ohne Hände. Der Seilgänger spazierte beide Male auf seiner Lustbrücke vom Nikolaithurm zum Römerberg hernieber, schoß bei seinem letzten Auftreten auf dem Seile einen Pfeil, brannte ein Feuerwerk ab, und fuhr einen Knathen im Schubkarren, welche Darstellungen ihm vom Rath 12 Reichsthaler und ein gesiegeltes Zeugniß eintrugen. Was Alles gleich nach Ende des dreißigjährigen Krieges in Frankfurt wiederum zu sehen war, ist oben bereits erwähnt. Am Schlusse des 16. Jahrhunderts lebte auch das 1432 eingestellte Glücksspiel auf's Neue auf, wie wohl in veränderter Gestalt. Während der Fastenmesse des Jahres 1594 wurde nämlich ein sog. Glückshafen zu Sachsenhausen im Deutschen Hause aufgestellt, dessen Insassen, die Deutschherren, also ein geistlicher Ritterorden, sich damit eine neue Goldquelle erschließen wollten. „*Non olet!*“ — mochten sie mit Kaiser Vespasian denken. Der Rath verbot jedoch männiglich die Theilnahme an diesem Spiel, und ließ den angestellten Spielhalter, einen Mann aus Gernsheim, in Haft nehmen.*)

*) Dieselben geistlichen Herren wiederholten den Versuch später noch öfter bis zu ihrem Abgang von Frankfurt, indem sie behaupteten, auf ihrem Grund und Boden souverän zu sein: so 1756, wo sie eine Lotterie im Deutschhause errichteten, sofort aber wiederum einstellen mußten, indem der Rath den Unternehmer und seine Genossen, welche Frankfurter waren, mit dem Verlust ihres Bürgerrechts bedrohte. Dann ließen die Deutschherren 1799 den ihnen gehörigen Sandhof, und, als das Spiel auch hier unterdrückt wurde, ein Haus in Niederrad zu einer Waaren-Lotterie her. Im Jahr 1802 endlich gestatteten die geistlichen Herren die Errichtung eines *Rouge-et-Noir*- und *Biribi*-Spieles (ein

Den ersten Stoß erhielt die Messe in Frankfurt am Main schon zu Ausgang des Mittelalters durch die neu begründeten Messen von Frankfurt an der Ober, Braunschweig und Leipzig. Dies be- kundet der Rath der Freien Reichsstadt selber in einer 1577 an das Reich gerichteten Schrift, indem er darin sagt: durch die Messen zu Leipzig und Frankfurt an der Ober erlitten die von Frankfurt am Main großen Abbruch, weil die Polen, Böhmen und Preußen, welche früher zahlreich die letztere Messe besucht hätten, jetzt fast gar nicht mehr anher kämen, sondern sich nach jenen ihnen näher gelegenen Messeplätzen gewandt hätten.

Des Mainischen Frankfurts Namensschwesterstadt an der Ober war im 13. Jahrh. gegründet worden, und hatte von ihren ersten An- siedlern, welche fränkische Kaufleute waren, die Laufe erhal- ten. Kurz zuvor hatten nämlich die Markgrafen von Brandenburg die von Wenden bewohnte Neumark erobert, und legten daselbst auch sofort deutsche Colonien an. Eine derselben war eben Frankfurt an der Ober. —

Eine alte Institution war das Messgeleite, eine den mit Handelsgut zur Messe reisenden fremden Kaufleuten beigegebene Schutzbedeckung, die in jenen mittelalterlichen Zeiten durchaus un- entbehrlich war; und auch als sie späterhin nicht mehr erforderlich, wurde sie gleichwohl noch immer beibehalten, weil sie sich als her- kömmlische Sitte in jahrhundertlangem Usus einmal eingelebt hatte, und die Menschen an solchen Gebräuchen kleben, besonders wo sich, wie hier, das Ding immer mehr aus dem Ernst in's Lustige ent- wickelte, wobei es auch etwas Tüchtiges zu essen, und vor Allem zu trinken gab! Dieses nur noch formelle „Messgeleite“ hat sich solcherweise bis zum Jahr 1802 conservirt, wo es zum letztenmale er- scheint.

In den Tagen des Mittelalters lag die Sache jedoch bedeu- tend kritischer, und ein bewaffneter Schutz gegen Raub- und Steg- reisritter, Schelme und fahrendes Gefindel war nur allzusehr von- nöthen. Ja sogar das zwischen Mainz und Frankfurt fahrende Marktschiff bedurfte einer Bedeckung gegen Wasserstrolche. Allein aus dem 14. Jahrhundert sind uns urkundliche Nachrichten über zwölff

Glücks spiel mit Kugeln, die aus einem Sacl gegriffen werden) im großen Saale des Sandhofs, welchem Unfug der ehrsame Rath jedoch abermals ein rasches Ende bereitete. Was aber sagen meine Offenbacher Leser dazu, daß sogar auf den 14 großen Maskenbällen, welche man zu Ende des vorigen Jahrhunderts allwintertlich im hiesigen Schauspielhause abhielt, ebenfalls, tragt Hcnburgischen Privilegiums, Noulette und Pharao gespielt wurden, wodurch sich die Reichen Frankfurts und der Umgegend derartig magnetisch angezogen fühlten, daß der kostspielige Umbau des Lokals (S. 77) bald durch die Einnahmen der Spiel- bank völlig gedeckt war?! . .

Angriffe erhalten, welche binnen 13 Jahren gegen Meßfremde verübt wurden, und zwar theilweise von recht erlauchten Herren und kleinen Dynasten, unter denen hier nur erwähnt seien: ein Herr von Solms, Graf Ruprecht von Nassau, der kölnische Domherr Graf Heinrich von Nassau (mit dem schönen Beinamen „Graf Schindleder“), ein Herr von Eppstein, ein Graf von Wied, ein Herr von Hsenburg &c. Im Herbst 1389 bemächtigte sich Engelhard von Frankenstein zu Seligenstadt des Meßgutes der Nürnberger, und 1395 wurde gar die zur Bedeckung der auf die Frankfurter Fastenmesse Reisenden ausziehende Frankfurter Geleitsmannschaft von Knechten des Mainzer Erzbischofs bei Aschaffenburg angefallen und ausgeplündert. Ja selbst der edle Ritter Franz von Sickingen hielt sich nicht für zu gut, 1517 sieben Wagen mit Meßwaaren vor den Thoren Frankfurts hinwegzunehmen; — und daß sein Freund Götz von Berlichingen den Nürnberger und Bamberger Kaufleuten auf fränkischen Heerstraßen des Besteren aufgelauert und übel mitgespielt, ist ja männiglich bekannt. Die ritterlichen Räuber und Wegelagerer waren gerade die schlimmsten von allen, theils weil sie die mächtigsten waren, theils auch weil (wie aus einem dies verbietenden Reichsbeschluß v. J. 1435 hervorgeht) die Ritter und Herren zuweilen selbst räubern, Mordern und Strauchdieben für gutes Geld gutes Geleite gaben! Am Meisten gefürchtet waren aber die ritterlichen Räuber der Umgegend der Stadt, die Dynasten des Taunus, welche nicht nur die Sicherheit vor den Thoren gefährdeten, sondern durch diese auch beständig in die Stadt einzudringen suchten. Vom 15. Jahrh. an wurde Nachts auch die Mainbrücke durch oberhalb derselben ausgespannte Ketten gesperrt.

Das Frankfurter Geleite bestand zumeist aus Schützen, welche dabei auf Karren fuhren, wenn die Reise zu Lande ging; andernfalls sich entweder auch auf einem Schiffe befanden, oder die Wasserfahrt der Meßfremden am Ufer her zu Pferd oder Wagen begleiteten. Die Zahl der Geleiter wechselt von fünfzehn bis nahezu hundert Mann, je nach der größeren oder geringeren Unsicherheit der Straße, oder dem Werth des Gutes, welches man mit sich führte. Außer den Geleiten durch Schützen kamen auch noch solche durch Stadtknechte, durch benachbarte Ritter gegen Bezahlung, auch wohl durch eine Zunft vor. Ein Geleite zur Frühjahrsmesse des Jahres 1464 zählte sogar bis zu 111 Pferden. Die besonderen Feierlichkeiten und Ceremonien, wie sie späterhin den Meßgeleiten hinzutraten, waren allem Anscheine nach dem Mittelalter noch fremd, außer daß zuweilen die Richter, Glieder des Raths, einer der Bürgermeister und der Stadthauptmann von Frankfurt daran Theil nahmen, ingleichen auch die Stadtpfeifer, die z. B. die Frankfurter Bürger auf den Friedberger Markt zu geleiten, auch mit in den

Krieg auszuziehen pflegten. Erst 1464 führt die Chronik als etwas Neues auf, daß die zur Einholung der Limburger und Montabauer Kaufleute ausgesandten 111 Reiter auf gleiche Weise gekleidet seien, nämlich mit schwarz-weißen Zwilchfitteln, und mit schwarz-weiß-rothen Troddeln auf dem linken Arm.

Die Mitglieder des Frankfurter Messegeleites erhielten im Mittelalter für ihre Dienstleistung eine Vergütung, und aus der Stadt Rechenbüchern geht hervor, daß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei den Ausgaben für das Messegeleit nachstehende Städte aufgeführt werden, die einen guten Ueberblick über die Provenienzen der Frankfurter Messe gewähren: Ulm, Augsburg, Straßburg, Schlettstadt, Kolmar, Speyer, Worms, Mainz, Kreuznach, Mayen, Köln, Aachen, Löwen, Brüssel, Mecheln, Nürnberg, Bamberg, Gelnhausen, Friedberg, Weglar, Bugbach, Marburg, Limburg, Montabaur, Siegen, Braunschweig, die Meißnischen Städte, Breslau, Prag, Venedig und Mailand! Schon im Jahre 1464 kamen die Geleits honorare in Wegfall, wogegen den Beteiligten eine Aetzung im Römer geboten wurde; außerdem pflag im Mittelalter die Geleitsmannschaft unterwegs auf städtische Kosten einen Schmauß mit Zechgelage abzuhalten. Der Gebrauch, unterwegs ein Gelage zu halten, wäre nach Lersner jedoch bereits 1692 abgekommen, was einigermaßen damit zu erklären sein mag, daß vom 16. Jahrhundert ab das Frankfurter Messegeleit sich niemals mehr über das Stadtgebiet hinaus erstreckte, der von den Frankfurtern zurückzulegende Weg mithin nur noch ein sehr kleiner gewesen. Es waren ganz bestimmte Stellen, an welchen das Geleit der Nachbarländer dem der Stadt Frankfurt die Messfremden übergab, oder sie von dieser übernahm. So war z. B. der Geleitswechsel für die auf der linken Seite des Mains aus Franken über Offenbach herankommenden oder dahin abgehenden Messreisenden, deren Geleit Mainz hatte, Anfangs der am östlichen Ende von Oberrad errichtete Schlag, und später der Schlagbaum an der Sachsenhäuser Warte, mit Ausnahme der Nürnberger Kaufleute, welche auch dann noch immer an der Schranke von Oberrad von den Frankfurtern empfangen wurden.

Wir sind damit nun an der Stelle dieser Darstellung angelangt, wo das Frankfurter Geleitswesen unser Offenbach unmittelbar berührt. Wir kennen aus Bad's Plan bereits die an der Südseite Offenbachs außerhalb seiner Mauer entlang ziehende „Straß von Frankfurt nach Nürnberg“ (vergl. S. 63 u. 64). Auf dieser Heerstraße nun kamen die zur Frankfurter Messe geleiteten Augsburger und Nürnberger Kaufleute hergezogen, und als später in Offenbach ein kleiner Abschnitt jener Straße mit Häusern bebaut wurde, erhielt der vom Galgenthor in westlicher Richtung

laufende Theil derselben den Namen der „Geleitstraße“: — der einzige historische Straßenname, den das neue Offenbach von dem alten überkam!

Die „Geleitstraße“ in ihrer geographisch-merkantilen Bedeutung, die alte große Handelsstraße von Nürnberg nach Frankfurt, führte bei Miltenberg über den Main, und von dort auf dessen rechtem Ufer bis Aschaffenburg, wo sie abermals den Strom überschritt, um *via* Seligenstadt und Offenbach gen Frankfurt hinzulaufen. Von Aschaffenburg bis zur Schranke in Oberrad scheinen Kur-Mainzische Leute die Bedeckung gebildet zu haben, und zwar in den letzten Zeiten des Bestandes dieser Institution blaue Husaren; — wogegen in Oberrad die berühmten „Frankfurter Geleitsreuter“ die Führung bis hinein in ihre Stadt übernahmen.

Diese Frankfurter Geleitsreiter, ehemals ein aus Stadtknechten, Kunstmännern u. s. w. zusammengesetztes reisiges Corps, sollen seit Ende des 17. Jahrhunderts (1692) eine eigene, aus Frankfurter Bürgern formirte berittene Compagnie gebildet haben, mit einem Rittmeister, Lieutenant und Cornet (Jähnrich) an der Spitze. Zu den besonderen Obliegenheiten und Vorrechten dieser Reiterei gehörte es, die zur Kaiserwahl in Frankfurt eintreffenden Kurfürsten, und nach hochdenselben die zur Krönung dahin kommende allerhöchste Kaiserliche Majestät in feierlichem Aufzuge einzuholen. Den über diese großen Haupt- und Staatsaktionen erschienenen, sie bis in's kleinste Detail mit trockenster Gewissenhaftigkeit registrirenden Folianten sind große Kupferstich tafeln beigegeben, worauf jene Einzüge in die alte Kaiser- u. Krönungsstadt bildlich dargestellt sind; so die feierliche Einholung Kaiser Karl VII. und der Kurfürsten Anno Domini 1742, welchen Zug die Geleitsreiter im Costume ihrer Zeit mit blanken Degen, einen Paukenschläger und ein Trompetercorps voraus, eröffnen; — so der Einzug Kaiser Franz I. am 25. September 1745, dessen bildliche Darstellung im Treppenhaus der Frankfurter Stadtbibliothek aufgehängt ist: an der Spitze des sehr langen und pompösen Zuges wiederum drei Jähnrlein Geleitsreiter mit ihren Standarten, Trompetern und dem Paukenisten. Im Frankfurter Städtischen Museum sind die beiden Paukendenken der Geleitsreiter, mit Gold und Silber reich auf rothe Seide gestickt, in der Mitte den Frankfurter Adler, aufbewahrt, und ebenso die drei Standarten der drei Jähnrlein, deren zwei 1702 angefertigt wurden; die dritte kam später hinzu. Diese letztere ist von weißem, die andern beiden sind von rothem Damast, und ebenfalls mit reichen und schweren Gold- und Silberstickereien geschmückt; zwischen Fahnen und Kriegstrophäen erscheint hier wiederum der Frankfurter Adler, und über ihm ein Spruchband, in welches die Devise eingestickt ist: „17 — Quid hac absente juvant — 02“, dessen Bedeutung nicht vollkommen klar ist. Aus späterer Zeit besitzt das Museum dann noch ein kleines Aquarellportrait, Brustbild des 1819 verstorbenen Frankfurter Geleitsreiters Bierbrauer Schmidt in Uniform: rothe lange Weste mit breitem weißem (silbernem?) Besatz; Hemdkrause, offner auseinandergehender Uniformsrad (dessen zurückgelegte Flügel umgeschlagen und zugelnöpft werden konnten) von anscheinend dunkelgrüner Farbe; weiße Ferrücke mit Haarbeutel, quer darüber ein dreieckiges Hüthen, und darunter ein philisterhaftes Vorjerkapitains-Angesicht. Es befinden sich dann in den Sammlungen des Frankfurter Städtischen Museums noch weitere Darstellungen von Geleitsreitern; so eine colorirte Handzeichnung aus neuerer Zeit, doch vielleicht Copie eines älteren Blattes. Als Unterschrift lesen wir: „*Equites Francofurtenses, vulgo Geleitsreiter, aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.*“ Die Abbildung zeigt zwei Reiter, abgesehen, einen Offi-

cler und einen Mann, jeder — bezeichnend! — ein Römerglas in der Hand; Costume: dunkelblauer Frack, der Chargirte mit goldnen, der Gemeine mit silbernen Brust- und Aermelauffschlägen; hoher gestricter Kragen, Achselshnüre, rothe lange Weste mit Jabot, rothes Vandelier; hirschlederne Hosen und Stulpenhandschuhe, Kanonenstiefel, langer und breiter Reiterdeggen mit Korbgefäß und schwarzer Lederscheide; — ein mittelhoher, dreieckiger Hut, schräg gefesht, mit Kolarbe in den Stadtfarben, vollendet den Aufzug. Endlich noch ein colorirtes lithographisches Blatt, ebenfalls neueren Datums, aber wohl auch Copie eines älteren Originals, betitelt: „Geleitsreuter (Bürger-Militärs) aus 1813,“ gleichermaßen einen Officier und Gemeinen, beide diesmal zu Pferd, darstellend; — Uniform: Beinkleider, Stiefel und Pallasch wie in voriger Darstellung; dunkelblauer zugetnöpfter Frack mit Epaulettes und langen Schößen, unter dem die rothe Vattenweste hervorgeht, mit goldnen, bezw. silbernen Ligen und Bordnen an Knöpfen und Kragen; gelbe Handschuhe, doch ohne Stulpen; sehr hoher dreieckiger gold- (bzw. silber-) borbirter Hut mit roth-weißer Kolarbe. Diese „Geleitsreuter“ aus 1813 haben jedoch sicher keinen Bezug mehr auf das ehemalige Messgeleit, sondern bildeten nur eine Abtheilung der Frankfurter Bürgerwehr, in welcher der alte Name noch fortlebte, indest die alte Bedeutung geschwunden war. —

Das Geleit zur Frankfurter Messe ging, wie bereits erwähnt wurde, im Jahre 1802 zu Ende. Der aus Franken den Main herabkommende Zug nahm seinen Weg, wie ebenfalls schon mitgetheilt, über Seligenstadt und Offenbach. In Seligenstadt war seit alten Zeiten des Geleitzuges Hauptkneipstation, indem allda in den Gasthöfen „Zum Riesen“ am Marktplatz und „Zur Krone“ am Freihof nach guter Altväter-Weise ein scharf Trinken angerichtet wurde, so zwar, daß sich mancher der Reiter auf dem weiteren Zuge manchesmalen nicht mehr ganz sattel- und bügelfest fühlen mochte!

Es verlohnt sich auch auf diese mit dem Geleitswesen in so enger Verbindung stehenden Seligenstädter Trink- und Saufgelage einen Blick zu werfen! Die vorgenannten Gasthöfe, „Riese“ und „Krone“, stammen beide erst aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts; weit ältere Herbergen Seligenstadts waren die zum „Wolf“ (der an Stelle des jetzigen Frankfurter Hofes stand), zum „Stern“ und zum „Löwen“ (letztere beiden jetzt Privathäuser). Im „Riesen“ pflegten aber seit 1721 die Geleitsreiter einzustellen, welche vordem in der Abtei ihr Absteigequartier nahmen; und der „Riese“ sowohl wie die „Krone“ waren denn von jener Zeit an auch die eigentlichen klassischen Stätten der Geleits-Bacchanalien, wovon die noch vorhandenen berühmten Trinklöffel und Löffelbücher sprechendes Zeugniß ablegen. Die Heerstraße über Seligenstadt war ja überhaupt in früheren Zeiten, auch außer der Frankfurter Messe, eine vielbereifte, und daher immer ein lebhaftes Wirthshausleben in jener alten Stadt, wie sich denn Gasthöfe ja noch heute viele daselbst befinden. Eine culturhistorische Merkwürdigkeit, ja vielleicht sogar wahre Unica, sind aber jene Seligenstädter Trinklöffel. Es sind deren heute noch zwei vorhanden, deren einer ursprünglich Eigenthum des „Wolfs“ war, dann durch Erbschaft in den „Löwen“, den „Döfen“, endlich in die „Krone“, und von da i. J. 1852 in Privatbesitz übergang; — der zweite Löffel befindet sich im „Riesen.“ Beide Löffel, mit ihren Schalen und geschweiften Stielen fast wie colossale Punschlöffel geformt, liegen an einer Kette, und sind mit dieser kunstvoll aus Einem Stücke Holz geschnitten, dabei von respectabler Größe: der Kronen-Löffel mißt 76 Ctm. Länge, seine Trinkschale ist 20 Ctm. breit, 6 1/2 tief, die angehängte

Kette, nicht mehr vollständig erhalten, zählt 14 fast viereckige Glieder von je 10 Ctm. Länge; — der Riesen-Löffel ist 73 Ctm. lang, die Schale 21 breit, 10 tief, die Kette mit Haken etwa 1 Meter lang. Diese Kette wurde dem Trinker gleich einem Ehrengeschmeide umgehängt, und es mußte Einer schon eine gute Klinge schlagen, wenn er den Inhalt einer dieser Löffeltrinkschalen ohne abzufetzen leeren wollte! Wie der Gebrauch des Löffeltrinkens eigentlich entstand, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen; doch sprechen mehrfache Anzeigen dafür, daß er den Messereisenden seine Entstehung verdankt, deren manche ja weit in der Welt herumgekommen waren, Gleiches oder Aehnliches möglicherweise in fernen Landen gesehen hatten und hier nachahmten. Item — Wer in den Zeiten, da dieses Löffeltrinkerthum in Seligenstadt blühte, zum Erstenmale des Begeh gezogen kam, Solcher mußte den Löffel erst füllen lassen, sodann aber auch wiederum leeren, wenn anders er es fertig brachte, und dann sothanes Faktum in einem Schweinslebernen Folianten, den berühmten „Löffelbüchern“, für die Nachwelt registriren!

Die Löffel selbst sind in ihrer Art kleine Kunstwerke, und verdienen wohl eine nähere Beschreibung. Der früher in der „Krone“ befindliche ist aus hartem Holze geschnitten und glänzend polirt. Er soll aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrühren, — der Löffel im „Riesen“ dagegen etwa hundert Jahre jünger sein, ohne daß sich für eine solche Annahme jedoch unüberlegliche Gründe geltend machen ließen. Das obere Griffende des Kronen-Löffels zielt auf seiner unteren Seite ein verbgeschnittener männlicher Maskenkopf, dessen Haupt- und Barthaar in kräftige Arabesken verläuft, in dessen der entsprechenden Vorderseite des Stielenbes eine vergoldete Silberplatte aus späterer Zeit aufgelegt ist, deren oberes halbkreisförmiges Feld einen Merkurskopf mit Flügelhut und Stab, der untere Auslauf der Platte dagegen die Zirkelnuß (den Pinienzapfen) zeigt, das uralte Wappenbild von Augsburg, das in vergoldetem Erzguß noch heute auf dem mächtigen Vordergiebel des Rathhauses der Stadt der Fugger und Welser flammt, zugleich das Wapen, welches Rom unter Kaiser Augustus führte, der Augsburg (*Augusta Vindelicorum*) gegründet: hier ist also ein direkter Hinweis auf den Augsburger Handel und Augsburger Kaufleute gegeben, und somit der Löffel unzweifelhaft wohl von solchen gestiftet! Auf dem Mittelfeld der langgestreckten Silberplatte aber ist ein sechszehnzeiliger Reimspruch eingegraben, vermeldend: daß Wer an diesen Ort komme und seinen Namen noch nicht im Löffelbuche lesen könne, also noch niemals allda gewesen, —

„Soll eh' Er reisset fort
Der werthen Compagnie
Einn guthen Trunkh spendiren,
Gleich wie sich's will gebühren

drauff wird man glücklich reissen
Vnd künstlig frey passirt“

mithin eine Art Trinkerorden, eine Sausbrüderschaft, welche von Jedem, der zum Erstenmal hier hereinfiel, eine hergebrachte Abgabe erhob! . . Ueber die untere Ausbauchung der Löffelschale legen sich in flachem Relief zwei Akanthusranken leicht und gefällig um ein Blattornament, und das Innere der Schale ist mit vergoldetem Silber belegt, welcher Beschlag nach dem Stiele zu in eine elegante Palmette ausgeht, auf der die Chiffre C. P. eingegraben ist: das einzige Zeichen, welches auf einen Personennamen — wohl des Stifters? — hindeutet.

Der Löffel im „Riesen“, welcher von Nürnberger Kaufleuten herrühren soll, zeugt ebenfalls von künstlerischer Auffassung und guter Technik. Auf dem eingerollten Stielende sitzt ein Adler mit halbgeöffneten Flügeln, um den Körper einen als Kranz behandelten Ring tragend, in den er sich mit dem Schnabel einbeißt, welcher Ring zugleich das erste Glied der zugehörigen Kette

bildet, an das sich die übrigen, runden, anschließen, inbeß das Kettenende durch einen Haken zum Einhängen der Kette für den damit decorirten Trinker gebildet wird. Der Stiel weist auf seiner Oberseite ein ausgestoßenes Lorbeer-Ornament, inbeß ein solches von Alanthus sich auf die Unterseite legt und bis zur Schale hinzieht, welche schmucklos und glatt ist.

Die zu den Löffeln gehörigen „Löffelbücher“ enthielten gewissermaßen die über das Zechen geführten Protokolle, waren also eigentlich Trink- und Saufannalen, dienten gleichzeitig aber auch für die betr. Gasthöfe als eine Art von Fremdenbüchern. Das älteste, früher (wie auch der zugehörige Löffel) im „Wolf“, zuletzt in der „Krone“ befindliche Löffelbuch ist leider abhanden gekommen, und seine Spur nicht mehr aufzufinden*); das folgende beginnt mit dem Jahre 1691, und endet 1704: die letzte Einzeichnung rührt von drei nach Frankfurt Reisenden her. In dieses Buch hatte sich auch Peter der Große geschrieben, der am 23. April 1698 im „Wolf“ logirte, wie sich denn auch Kaiser Ferdinand und noch manche andere hohe und berühmte Namen in den Seligenstädter Löffelbüchern eingezeichnet finden; doch hat das Original des Namenszuges Peter des Großen Hofrath Steiner, Verfasser einer ansehnlichen Zahl von Werken über Hessische Geschichte, herausgenommen und durch eine Copie ersetzt, wie er selbst in einem Eintrag an Ort und Stelle bemerkte. — Das älteste Fremdenbuch im „Riesen“ beginnt mit dem Jahre 1724, und ein seit 1872 ebenda aufgelegtes neues Buch weist schon zahlreiche Namen, gute und schlechte Wisse und Verse auf; wie denn zu Seligenstadt von Durchreisenden wohl immer noch ab und zu der alte lustige Brauch geübt, und im „Riesen“ der Löffel geleert, jener aus der „Krone“ aber in der Familie des jetzigen Eigenthümers, des Malers Heinr. Kettinger, als originelles Schaustück verwahrt wird.**)

Der Geleitsaufzug im letzten Abschnitt des Bestehens dieser Institution, wo es gegen hohe und niedere Straßenräuber und Buschflepper absolut Nichts mehr zu beschützen gab, scheint nach den uns darüber noch zugekommenen Ueberlieferungen, mindestens soweit er die bürgerlichen Herren „Geleitsreuter“ anging, mehr so als eine Art Fastnachtsjur behandelt worden zu sein, zu welchem eine wohlthätige Vorjerschafft sich als „Reiter“ so gleichsam nur maskirte. In Offenbach ging der Zug, von der Vieberer StraÙe herankommend, durch die Geleitstraße, welche damals noch bei der Kanalstraße endete, und von hier weiter über den sog. Alten Fahrweg, der über das Gelände, auf welchem später die verlängerte Ge-

*) In Seligenstadt verwies man mich auf die Hofbibliothek in Darmstadt, in deren Besitz das älteste Löffelbuch aus der „Krone“ gelangt sei: ich erhielt von Darmstadt die Antwort zurück, daß ein solches Buch dort nicht vorhanden, und ich mich dieserhalb einmal an das Großh. Haus- und Staatsarchiv wenden möge. Es geschah; — als ich aber auch von dieser Stelle aus negative Antwort empfang, gab ich weitere Nachforschungen nach dem interessantesten Verschollenen auf. Es wird dies Buch wohl auf gleiche Weise „in Verstoß gerathen“ sein, wie das älteste Mitglieder-Verzeichniß des Großen Collegs in Offenbach: S. 94, Note.

**) Dem Seligenstädter Löffeltrinken aber fehlt annoch ein Victor Schefel, der es in einem „Lied aus dem Engern“, würdig der Lieder vom Ritter Kobenstein, verewigte: der Stoff ist wie für eine solche Behandlung geschaffen, und hat obendrein den großen Vorzug, historisch zu sein!

leitstraße erbaut wurde, um die südwestliche Ecke von Offenbach herumführte, und etwa in der Gegend des heutigen Aug. Martenstein'schen Hauses an der Kastanienallee in die Straße nach Frankfurt einmündete. In Oberrad ward dann vor dem gegenüber dem Gasthaus „Zum Einhorn“ befindlichen Schlagbaume Halt gemacht, und der Zug von der Frankfurter Geleitsreiterschaft übernommen, wobei es — in Oberrad übrigens ganz selbstverständlich! — auch nicht so ganz trocken abließ, bis so der Zug endlich in der alten Reichsstadt anlangte, woselbst die Bäcker am gleichen Tage ihre ja noch heute beliebten, nun längst das ganze Jahr hindurch feilgebotenen „Geleitsbretzeln“ hinausgaben, wie denn diese ganze Einholungswoche von Alters her den officiellen Beinamen der „Geleitswoche“ führte.*)

Als unterm 14. Februar 1828 zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt jene Zollvereinigung zu Stande kam, wonach zwischen beiden Staaten fernerhin die Theilung der Zollrevenue nach Maßgabe der gegenseitigen Bevölkerungszahl stattfinden sollte — ein Vertrag, welcher bekanntlich grundlegend für den späteren Deutschen Zollverein wurde — da brach auch für Offenbach eine neue Periode an, welche für die Frankfurter Messe aber verhängnißvoll werden sollte!

Unterm 15. August gedachten Jahres erschien eine Bekanntmachung Großh. Staatsministeriums, wonach:

*) In Daniels berühmtem „Handbuch der Geographie“ (Stuttgart 1863) findet sich in Bb. III S. 1080 über Offenbach, außer daß es „eine freundlich gebaute Fabrik- und Handelsstadt mit vielen schönen Häusern und einem alten Schloß Isenburg“ sei, fast gar nichts Weiteres gesagt als das Folgende: „Nirgendes finden wir sonst erwähnt, was der englische Reisende Russell (1820—1822) erzählt: Hier in Offenbach war es, wo sich in älteren Zeiten die Kaufleute, welche aus Ost, Nord und Süd zur Messe strömten, zu versammeln pflegten. Hier waren sie gewohnt, starke Gesundheitsauf die Reise zu trinken, welche sie glücklich überstanden hatten, so wie gute Wünsche für die bevorstehende Messe, und von hier aus wurden sie von den Frankfurter Stadtsoldaten im Triumph in die Stadt Frankfurt gebracht. Sie hatten sich mit einem ungeheuren Kochlöffel versehen, dessen Henkel von einer hölzernen Kette herabhäng, welche ungefähr drei Fuß lang war; Löffel und Kette sind aus einem und demselben Stück Holz gearbeitet, noch ein Andenken von Nürnberger Kunstfertigkeit früherer Zeiten. Jeder Reisende, der zum Erstenmal die Grenze passirt, muß den Löffel, welcher bis oben an mit Wein gefüllt ist (es geht eine Flasche hinein), auf einen Zug ausleeren. Dies ist eigentlich strenge Regel; indessen kann er davon loskommen, daß er nicht trunken wird, wenn er den anwesenden Zuschauern das Uebrige der Flasche preisgibt. Sein Name wird dann in ein Buch eingetragen, welches bereits bis zu dem dritten Folioband angewachsen ist, und auch die Namen der meisten getrönten Häupter der zwei letzten Jahrhunderte enthält.“ — In dieser Erzählung ist, wie man sieht, Wahres mit Irrigem sonderbar gemischt; vor Allem aber die ganze Seligenstädter Löffelneiperei fälschlicherweise auf Offenbach übertragen!

„— zur Beförderung des inländischen Handelsverkehrs des Großherzogs Königl. Hoheit zu verordnen geruhen, daß während der Dauer der Frankfurter Messen sowohl Inländern als Ausländern gestattet sei, zu Offenbach Waaren niederzulegen und daselbst an Inländer und Ausländer zu verkaufen, ohne daß für den während dieser Zeit zu Offenbach stattfindenden Handelsverkehr eine Gewerbesteuer entrichtet werde, oder eine aus den Zunft- und Gewerbsverhältnissen abgeleitete Beschränkung eintreten soll.“

Es wurde nun in Offenbach ein Hauptzollamt mit zugehörigem Lagerhaus und Nebenzollämtern zu Steinheim, Seligenstadt, Hainstadt, Schafheim, sowie an der 1819 dem Verkehr übergebenen Mainbrücke zu Offenbach errichtet. Es war dazu beim hiesigen Hauptzollamt ein zahlreiches höheres und niederes Beamtenpersonal angestellt; — an Grenzaufsehern, als der Verkehr immer mehr zunahm, allein über fünfzig Mann.

Diese Offenbacher Messzeit dauerte von der Frankfurter Herbstmesse i. J. 1828 an bis zu der vom Jahr 1835, mithin genau sieben Jahre, und nahm die hiesige Messe von Jahr zu Jahr größeren Aufschwung, indeß die Frankfurter im selben Verhältniß in rückläufige Bewegung gerieth. Denn die großen Vortheile, welche sich dem Handel für vereinsländische Fabrikate in Offenbach darboten, sprangen immer mehr in's Auge, je mehr Staaten nach und nach dem neuen Zollverbande beitraten. Schon während der ersten Offenbacher Messe im Herbst 1828 wurden 6118 Ctr. Waaren hier niedergelegt, welcher Güterverkehr sich in der letzten, im Herbst 1835 hier abgehaltenen Messe bis zur Höhe von 55,997 Ctrn. erhob, in der Herbstmesse vom Jahre zuvor sogar 57,846 Ctr. betrug, wobei die sehr viel bedeutenderen Expeditionsgüter gar nicht einmal mitgerechnet sind! Da die Güter nicht über Frankfurt gehen konnten, sondern *via* Offenbach verladen werden mußten, so blühte hier das Expeditionswesen in den sieben fetten Offenbacher Messjahren außerordentlich, und Böhmen und Markand (vergl. Note S. 90), sowie Bankier Mumm aus Frankfurt (S. 97) und Wilhelm Speyer (Note S. 103), welche hier Expeditionsgeschäfte errichteten, machten vortreffliche Geschäfte.

Die Hauptgegenstände des Offenbacher Messverkehrs waren Leder, Leinwand, Baumwoll-, Woll- und Seidenwaaren, Eisen- und Kurzwaaren, Steingut, rohe Häute und Schafwolle. Die Messbuden standen in den Alleen vom Fleischmann'schen Hause bis zur Domstraße; auch waren in vielen Häusern der Hauptverkehrsstraßen Läden und Waarenniederlagen errichtet. Heber in seiner „Geschichte der Stadt Offenbach“ berichtet hierüber einigermaßen naiv: „Wer in Offenbach zur Messzeit durch die Straßen ging, der wußte sich,

wenigstens in der Frankfurter-, der Kanalstraße und der Schloßgasse, kaum durch die wogende Menge hindurchzubringen, und kamen gar die größeren Transporte zum Spediren an, so blieb keine andere Wahl, als durch Manöver und Wendungen, Pausiren und Vorwärtsdrängen sich an das erwünschte Ziel zu arbeiten. Hätte man nicht in den Zeiten, welche zwischen die großen Messerverkehre fielen, die vielen beschriebenen und bemalten farbigen Schilde die Vorderseite der Häuser bedecken sehn, man würde geglaubt haben, man habe geträumt! . . .

Dort, wo noch jetzt das Zollamtsgebäude steht, befand sich damals die Mauth, und noch jetzt sehe ich die daselbst, und weiterhin nach Frankfurt zu, und so auch in der Messelallee postirten Grenzzäger in ihrem grauen Habit mit grünem Kragen, in Szako oder Käppi, den Säbel an der Seite, Karabiner umgehängt, deutlich vor mir: — von den damaligen Offenbachern sehr gefürchtete Persönlichkeiten, indem sich zu jener Zeit die feinsten Leute, „Honoratioren“ und selbst Beamte, ja sogar Damen nicht ausgenommen, keineswegs ein Gewissen daraus machten, ein Pfund Kaffee oder Zucker, oder ein Stück Zeug, oder eine Anzahl Flaschen Wein, unter ihrer Kleidung oder in ihrem Wagen verborgen, von Frankfurt nach Offenbach hereinzuschmuggeln, besagtes Gewissen dann meist aber bei Anichtigungwerden des ersten Douanier-Postens bedeutend zu schlagen begann, maßen man fürchtete, sich die Befolgung des „Ersten Gebotes“ am Ende doch unmöglich gemacht zu sehen, wobei man immer das stille Gelübde ablegte, sich diesmal doch gewiß „zum Allerletztenmal“ dem Schmuggel hinzugeben! Es kamen dabei die ergöglichsten Geschichten vor, die noch heute die Heiterkeit aller Derer erregen, welche sich ihrer erinnern. Der hier allgemein betriebene Privat-Schmuggel erklärt sich aber zur Genüge damit, daß man außer der Messzeit hier kaum etwas Rechtes haben konnte, und Wer Dessen bedurfte, sich gebieterisch auf Frankfurt angewiesen sah. War das eigentlich das einzige Schnittwaaren-geschäft des damaligen Offenbach doch das Justus Heinrich! Eine Dame aus der Offenbacher Gesellschaft hat sich so mit Kühnheit und List fast die ganze Ausstattung für ihre Tochter von Frankfurt über die Grenze herübergepackt! . . .

In Frankfurt hatte man Anfangs über die „Offenbacher Messe“ gelächelt; bald aber lächelte man nicht mehr, sondern machte saure Gesichter, zumal die Frankfurter Messe ersichtlich den Krebsgang ging, Offenbachs Verkehr und Wohlstand dagegen mit jedem Jahre wuchs, und sich auch das ganze Expeditions-geschäft mehr und mehr nach hier herüberzog. Und als sich dem Preußisch-Heßischen Zollverband 1833 der Bairisch-Württembergische, gleich darauf das Königreich Sachsen, im selben Jahre auch noch der Handelsverein

Minne der messen
In Offenbach
Jeder mannt
schreibend
ein
sind
den
Frankfurt

der Thüringischen Lande angeschlossen, und am 1. Januar 1834 zwischen allen diesen Vereinsstaaten der Zollverein begründet wurde, 1835 diesem auch noch Baden, Nassau und Hamburg beitraten, so daß Frankfurt zuletzt, wie eine Insel von allen Seiten mit Wasser, so rings von Zollvereinsgebiet umgeben und eingeschlossen war: — da war diese separatistische Position nicht länger mehr zu halten, und auch für unsere Freie Nachbarstadt am Main die Stunde gekommen zu kapituliren, was 1836 geschah, so daß in diesem Jahre bereits eine Messe in Offenbach nicht mehr stattfand.

Ueber das Aufhören der Offenbacher Messen klagt Heber (1838) a. a. D.:

„Jetzt aber, nachdem der große Verkehr verschwunden ist, scheint das öde Lagerhaus*) über den kurzen Glanz eine lange Trauer angelegt zu haben, und es würde uns wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht dünken, daß wir vor unsern Augen haben auführen sehen, gäben uns nicht die Communal-schulden [sic!], die größtentheils im Interesse des Meßverkehrs gemacht worden und nun zu bezahlen sind, den fühlbaren Beweis der unerfreulichen Wirklichkeit“. Und moralisirend fügt der Pfarrer hinzu: „Aber wenn auch unsere Stadt durch den Verlust des Handels an materiellen Vortheilen viel entging, einen Vortheil hat sie wenigstens erlangt: daß sie der Zügellosigkeit der Sitten mit Nachdruck begegnen kann!“ — Demnach sollte man fast meinen, die Herren Meßfremden hätten sich allhier nicht zum Besten betragen, und durch ihr böses Exempel unsere guten Sitten auf's Schlimmste corruptirt! . .

Der Beitritt Frankfurts zum Deutschen Zollverein, wie er die Offenbacher Messe nach kurzem Bestand wiederum zu den Todten

*) Ja dieses Lagerhaus mit seinem Einen Flügel! . . Es bietet heute, wo es alt und gichtbrüchig wird, einen noch traurigeren Anblick dar, als zur Zeit des Aufhörens der Offenbacher Messe, und auf dem weiten Platz davor geißelt das Gras so üppig, daß es kaum mehr Scherz zu nennen ist, wenn schon der Vorschlag gemacht wurde: den Grasschnitt daselbst zu Ruß und Frommen des Gemeindefädels zu versteigern, oder durch den Gemeindefstier abweiden zu lassen! . . Sogar zur Landesgewerbe-Ausstellung hat der Platz nicht die Spur von „Festtoilette“ gemacht, und die hier vorüberkommende Besucher-Karawane von auswärts muß wahrhaftig denken, der ganze Offenbacher Handelsverkehr sei verkracht und in völlige Stagnation gerathen, wenn sie den Zustand dieses Platzes als Maßstab ihrer Beurtheilung zu Grunde legt. Denn es steht dem Hause ja nicht an der Stirne geschrieben, daß es derzeit nur als Zolldepot, namentlich als Lagerstätte für Kohltabak dient! Es ist in der That für den gewöhnlichen Menschenverstand schwer begreiflich, warum dies herrliche Areal in schönster Lage der Stadt nicht anderweit nutzbar gemacht, und die nöthigen Waarenspeicher und Lagerräume nicht auf minderwerthigem Terrain errichtet werden! Die drei Bäume vor dem Ißenburger Schloß (S. 23, Note) sind nunmehr wirklich gefallen; — möge ihnen das Städtische Lagerhaus bald in das Reich der Schatten nachfolgen!

legte, erweckte die Frankfurter dafür von den Todten zu neuem Leben! Aber es war auch nur noch eine kurze Blüthe, eine Art Nachsommer, zu der sie sich in Frankfurt noch einmal aufschwang, und bald schon blickten die Meßfremden mit Sehnsucht zurück auf die sieben fetten Jahre in Offenbach, wo das Geschäft doch ganz anders florirt habe, als nachmals in Frankfurt! Die dortige Messe aber sank infolge des gewaltigen Umschwunges, welchen das gesammte Handelsleben durch die Eisenbahnen und die durch diese erzeugte und großgezogene Myriade von Geschäftsreisenden erhielt, ebenso wie auch die Braunschweiger und Frankfurt a/D.-Messe immer mehr von ihrer ehemaligen Bedeutung herab, während den Rang einer Weltmesse nur Leipzig noch fortwährend behauptete; — und ohne den Offenbacher Verkehr, welcher dem Kleingeschäft der Frankfurter Messe noch jetzt Tausende von Käufern zuführt, wäre sie längst, wie dies bereits zu Eingang dieses Abschnittes bemerkt wurde, fast zur Stellung eines Jahrmarktes für die ländliche Umgebung der Stadt herabgestiegen!

Nikolaus Bernard, der Mitgründer unsers ältesten, noch heute blühenden Hauses (in Firma: „Gebrüder Bernard“), gab am letzten Tage jeder Frankfurter Messe jedem seiner Arbeiter einen Brabanter Thaler (nach anderer Version: einen Gulden) als Meßgeschenk, und den Tag selbst zum Besuch der Messe frei. So entstand der berühmte „Offenbacher Nickelhestag“, an welchem noch heute des Nachmittags alle Fabriken unserer Stadt geschlossen sind, und die halbe Bevölkerung, besonders des Arbeiterstandes, nach Frankfurt hinüberströmt. Aber dieser Brauch hat längst die ganze nähere und weitere Umgebung der Meßstadt in seine gewaltige Strömung hineingerissen, und überall heißt dieser letzte Meß-Montag, für das Detailgeschäft der weitaus wichtigste der ganzen Messe, mit seinem officiellen Namen:

„Der Offenbacher Meßtag“.

VIII.

Die

Entstehung der Offenbacher Industrie.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß!

Fr. Schiller.

In dem nachfolgenden Abschnitt beabsichtige ich keineswegs, eine Geschichte der Offenbacher Industrie zu schreiben, vielmehr nur einige Beiträge zur Geschichte ihres Entstehens zu liefern.

Die Mutter der Offenbacher Industrie war die Reformation, — und Graf Johann Philipp von Hessen-Isenburg gewissermaßen der Vater derselben!

Graf Johannes von Isenburg, der Stifter der jüngeren Birsteiner Linie und Erbauer des neuen Schlosses in Birstein, ernannte vor seinem 1533 erfolgten Tode für seine unmündigen Kinder Vormünder, und übernahm auf seine Bitte Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen die Obervormundschaft. Aus seiner Ehe mit Anna von Schwarzburg hatte Graf Johannes sechs Kinder, von welchen Landgraf Philipp den ältesten Sohn, Graf Reinhard (den bereits öfters erwähnten nachherigen Erbauer des Offenbacher Schlosses), welcher beim Tode seines Vaters 15 Jahre zählte, zu sich kommen, und unter seiner speciellen Obhut erziehen ließ, was insofern von Bedeutung für die Einführung der Reformation im Isenburgischen war, als der junge Graf Reinhard ihren Lehren dauernd gewonnen wurde, indeß sein Vater sich wenigstens noch nicht öffentlich zu ihnen bekannt hatte.*) Ferner war es

*) Schon im Jahre seines Todes (1533) entsandte das Petersstift in Mainz einen Chorherrn, um von Mülheim aus dem Eindringen der Reformation entgegen zu arbeiten.

für die Sache der Reformation wichtig, daß der Landgraf-Oberwurmünder 1538 den Erasmus Alberus, einen Schüler Luthers, als Pfarrer nach Sprendlingen setzte, welcher in seiner 1550 erschienenen Beschreibung der Wetterau sich dahin äußert: er habe das „feine Ländlein Drei-Eiche erstlich zur Erkenntniß des Evangelii gebracht, denn er sei 11 Jahre Pastor zu Sprendlingen und Gözshain gewesen.“ (Letzterer Ort war bis 1711 Filialgemeinde von Sprendlingen.)

Graf Reinhard, mündig geworden und 1542 zur Regierung gelangt, zeigte alsbald das ernstliche Bestreben, die Reformation in seinem Lande einzuführen und lutherische Geistliche einzusetzen. In Offenbach soll er allsogleich den Johannes Müller, einen vom Papstthum zur neuen Lehre übergetretenen Prediger, mit deren Verkündigung betraut haben, was indeß von anderer Seite wieder bestritten und dagegen behauptet wird, Müller sei vielmehr der letzte katholische Geistliche Offenbachs gewesen. Am Cultus ward noch wenig geändert; die Messe blieb bis nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) bestehen.

Im Jahre darauf, 1556, wählte Reinhard Offenbach zu seiner Residenz, und überließ Schloß Birstein seinem Bruder Philipp.

Um die Zeit der Vollendung des ersten Reinhard'schen Schloßbaues in Offenbach (S. 17), also um das Jahr 1559, erscheint dann auch der Name des ersten unzweifelhaft lutherischen Geistlichen daselbst, des Hofpredigers Nhätius, der aber schon 1562 starb und zum Nachfolger David Bistorius erhielt, unter dessen neunjähriger Amtsführung das Schloß (1564) abbrannte: ob mit diesem gleichzeitig auch die Schloßkapelle zerstört wurde, und dann ebenfalls erst wieder in der aus Merians Ansicht bekannten Gestalt neu aufgebaut werden mußte, ist fraglich; — gewiß aber, daß in dem Zeitraum von 37 Jahren, 1559—96, allhier nicht weniger als acht lutherische Schloßprediger im Amte gewesen; denn es waren bewegte, von den Mitlebenden „geschwinde“ genannte Zeiten, die Gemüther der Menschen unstät, nicht selten schlimm, die Besoldung kärglich.

Wie dann 1596 Graf Wolfgang Ernst an Stelle des lutherischen den reformirten Ritus setzte und den ersteren gewaltjam unterdrückte, bis etwa 140 Jahre später auch dieser bei uns wiederum tolerirt wurde, das ist S. 82 dieses Buches bereits von mir erzählt worden.

Dieser gleiche Geist religiöser Toleranz, welcher so manchen Erlauchten des Hauses Hessenburg schmückte, war es nun auch, welcher Offenbachs Entwicklung und Blüthe durch die Begründung seiner Industrie hervorrief; — in allerletzter

Instanz haben wir sie aber ganz im Gegentheil dem fanatischen Geiste der Unduldsamkeit und religiösen Verfolgungswuth König Ludwig XIV. von Frankreich zu danken, welcher die fleißigen, gewerbtüchtigen, kunstfertigen Hugenotten über den Rhein zu uns hinüberdragonisirte!

Als i. J. 1685 der alt und fromm gewordene Jupiter von Versailles durch den Einfluß der bigotten Madame de Maintenon und seines Beichtvaters La Chaise zur Aufhebung des i. J. 1598 durch Heinrich IV. gegebenen Toleranzedikts von Nantes getrieben wurde, vertrieb er damit über eine halbe Million Hugenotten — die sog. „Réfugiés“ — nach der Schweiz, Deutschland, den Niederlanden und England. Doch manche Fürsten, auch deutsche, welche es mit dem allerchristlichsten Könige nicht verderben wollten, verschlossen den Flüchtlingen ihre Grenzen; denn Ludwig wollte nicht die Austreibung der Hugenotten, sondern „daß sich der Sünder bekehre!“ Andere Fürsten, welche sie Anfangs aufgenommen hatten, wiesen sie, auf Pession von Frankreich, nachher wieder aus; so der Herzog von Savoyen, welcher sich dabei leider auf den Nyswider Frieden berufen konnte, in welchem eben erst (1697) sogar der deutsche Kaiser die Protestanten als eine „Sekte“ preisgegeben hatte. Und so erließ denn der Savoyer unterm 1. Juli 1698 ein Dekret, worin er den französischen Réfugiés anbefahl, binnen zwei Monaten ihre Habe zu verkaufen und das Land zu verlassen, und zugleich ihren Geistlichen verkündete, daß sie im Falle ihrer Rückkehr in die alte Heimath dorten zehn Jahre auf die Galeere gesandt würden!

Der Despotismus hatte so spekulirt: die Auswanderer werden, von Liebe zum Vaterland getrieben, in dieses und zum Katholicismus zurückkehren, und ihren Geistlichen entsagen. Allein der Despotismus hatte falsch spekulirt! Denn nicht ein einziger der Braven opferte dem Vaterland seine religiöse Ueberzeugung; — sie Alle gaben jenes auf, um sich diese zu retten, und wandten sich, ihrer fünfundzwanzighundert, nach der Stadt Calvin's, nach Genf, wo sie den Winter über gastlich aufgenommen, und dann in der protestantischen Schweiz vertheilt wurden. Zürich allein nahm sechshundert auf.

Noch im gleichen Jahre war deren eine Anzahl auch nach Deutschland hinübergewandert, wofelbst ihnen der Landgraf von Hessen-Kassel Zuflucht gewährte, sie mit Privilegien ausstattete, so daß sie bereits im Jahre darauf in Hanau zum Bau einer Kirche Wand an Wand mit jener der Niederländischen Gemeinde schreiten konnten, deren Glieder bereits um hundert Jahre früher, und zwar ebenfalls als Flüchtlinge um der Religion willen, von den Grafen von Hanau gastlich aufgenommen worden; und die

Hanauer „Neustadt“ erbaut hatten. Auch diese niederländisch-französische Colonie ward fruchtbringend für die Entwicklung der Hanauer Industrie.

Der Landgraf von Homburg, die Stadt Frankfurt und Johann Philipp, Graf zu Hessenburg und Büdingen, öffneten sonder Furcht noch Tadel den wadern Emigranten ebenfalls ihre Länder und ihre Thore, nahmen sie in weiser Einsicht mit offenen Armen bei sich auf. Und somit ward denn Johann Philipp, der Stifter der Lateinischen Schule in Offenbach (S. 78), zugleich auch der eigentliche Begründer seiner Industrie!*)

Sein Wunsch, Offenbach von einer Landbau treibenden zu einer Fabrikstadt zu erheben, ließ ihn den französischen Einwanderern auf's Wohlwollendste entgegenkommen, welche ihrerseits die günstige Lage an einem schiffbaren Flusse und in nächster Nähe Frankfurts wohl erkannten, und sich gerne in einer Anzahl von Familien unter Führung des Capitain David de Calmelz hier niederließen. Es wurde ihnen diese Niederlassung durch mancherlei Vergünstigungen und Privilegien erleichtert, welche, einschließlich der ihnen zufallenden Pflichten, in einem Vertrag von 14 Artikeln zusammengefaßt, ihnen auch die Schloßkirche zum Mitgebrauch eröffnet wurde. Als das erste Kind der neuen Colonie getauft ward, standen der Graf und seine Gemahlin selbst zu Gevatter; der Prediger der Gemeinde, Isaac Vermond, ein siebenzigjähriger Greis, vollzog die Taufe (s. die Notizen S. 75 u. 81). Nach seinem Tode (1704), bemühte sich Graf Hessenburg persönlich bei den Niederländischen Generalstaaten um einen Nachfolger, der von diesen auch in der Person

*) In Hanau kommen übrigens französische Réfugiés, wahrscheinlich infolge der längst vorausgegangenen Glaubensbedrückungen in Frankreich, schon um 1600, in Frankfurt sogar seit 1554 vor, und zwar bereits zu eignen, vermuthlich aber erst noch kleinen Gemeinden vereinigt. Die aus religiösen Gründen aus den Niederlanden Emigrierten bekannnten sich ebenfalls zur französisch-reformirten Kirche, welche dort aber „Wallonische Kirche“ (Waal'sche Kerk) hieß, daher die ausgewanderten Niederländer auch „Wallonen“, ihre Gemeinden „Wallonische Gemeinden“ genannt wurden. Die durch die religiöse Emigration nach Hanau gekommenen Gewerbezweige waren: Bandwirtheien, Passementerie, Seidenfärberei; dann Tuchweberei, Gerberei, Bijouterie, auch Raffaweberei („Raffa“: eine Art Blüsch, an Utrecht erinnernd). Die Bijouterie, nunmehr Hanau's Haupt-Industrie, war gleich sehr glänzend durch eine reiche holländische Familie vertreten. Vor dem Kanalthor wurden auf Maulbeerbäumen auch Seidenraupen gezüchtet. Von allen streitbaren Männern der Neustadt lieferte die Zunft der Bandwirker und Posamentierer das größte Contingent, über 20 Proc. Etwas Porzellanmalerei aus Delft scheint auch nach Hanau gekommen zu sein, da die alten dort gearbeiteten Sachen große artistische Verwandtschaft mit den Delfter Arbeiten zeigen. Die meiste Aehnlichkeit mit irgend einer andern Stadt hat Hanau mit Leyden: letzteres ist zwar in großartigerem Style angelegt, aber die Giebelarchitektur beider Städte außerordentlich verwandt.

des Joseph Le Fevre, welcher zugleich Doktor der Medicin war, anhergesandt und besoldet wurde.

Denjenigen Emigrirten, welche es vorzogen, eine eigene Colonie anzulegen, räumte Johann Philipp unter gleich günstigen Bedingungen an der Straße von Frankfurt nach Sprendlingen, mitten im Walde, etwas nördlich vom sog. Hirschsprung, eine Stelle ein, auf der sie den Wald ausroden, den Boden urbar machen, mit dem gefälltten Holze sich anbauen, und ihr Gewerbe betreiben sollten. So entstand i. J. 1700 das Dorf Neu-Zsenburg, welches bald mehrere hundert Bewohner zählte, da sich Viele hinzogen, welche gern eignen Grund und Boden besitzen wollten.*) Der Ort ist regelmäßig erbaut, und seine Mitte bildete ein von dem Grafen 1702 errichteter, später der Gemeinde für 600 fl. überlassener, und nachmals von ihr als Rathhaus benutzter zwölfeckiger Thurm, von dem aus man die vier alten Hauptstraßen: die Kronen-, Löwen-, Pfarr- und Hirtenstraße über sah. Dieser Thurm wurde vor einigen Jahren abgetragen, und an seinen schön gelegenen Standort ein Kriegerdenkmal gesetzt.

In dem rein französischen Neu-Zsenburg haben sich französische Namen und Firmen heute natürlich noch in größerer Anzahl erhalten, als z. B. in Hanau oder gar Offenbach, wo verhältnißmäßig nur noch wenige französische Namen oder gar Firmen vorkommen, wie z. B. André (welcher Name zu den frühesten der hier eingewanderten Emigrés gehört), d'Orville, de Vary, Joffeau, Berrelet, Ermold (im hiesigen franz.-reform. Kirchenregister „Ermol“ geschrieben; vergl. S. 128) und Vieux, welcher Familienname später hier in „Alt“ übertragen wurde, und schrieb sich unser ehemaliger Bäckermeister und Stadtverordneter noch längere Zeit nach der Umtaufe: „Konrad Alt, dit Vieux.“ Zur hiesigen franz.-ref. Gemeinde zählte auch ein Schneider Jean Jacques Manchot, der Großvater unseres späteren evang. Defans. Bekannte, nunmehr aber hier nicht mehr existirende Namen der ehemaligen französischen Colonie sind noch: Johannot**), Pellicier (ein Pellicier war Cantor der

*) Das Stammschloß der Zsenburger, jetzt Ruine, liegt auf einem Berge nächst der Sayner Hütte bei Neuwied, war bis zum Erlöschen der Nieder-Zsenburgischen Linie (1664) Residenz derselben, und ist jetzt Eigenthum des Fürsten Wied. Am Fuße des Bergschlosses liegt der Flecken Zsenburg, und zur Unterscheidung von diesem nannte man die französische Ansiedlung bei Offenbach: „Neu-Zsenburg“.

**) Der Name Johannot nimmt in der Kunstgeschichte eine ehrenvolle Stelle ein, indem der Lithograph François Johannot drei Söhne hatte, die sich als Maler, Zeichner, Kupferstecher und Illustratoren einen angesehenen Namen machten: Charles, Alfred und Tony Johannot. Diese vier Johannot nun verknüpft jede Kunstgeschichte und jedes Verikon mit Offen-

Gemeinde, und giebt es „Pelissiers“ noch jetzt in Hanau), Mauryc. Auch die Hammarb (auf ihrem hiesigen Familienbegräbniß „Hammar“ geschrieben) stammten aus Frankreich, und

bach, ohne daß die Richtigkeit der betreffenden Angaben aber nur irgendwie mit Sicherheit festzustellen wäre! Nach denselben soll nämlich sowohl der Vater François, als seine beiden berühmtesten Söhne Alfred und Tony Johannot in Offenbach geboren sein, und zwar Alfred am 21. März 1800, Tony 9. Novbr. 1803, indest der älteste Bruder Charles 1783 oder 1793 (die Angaben schwanken) in Frankfurt geboren wäre. Nun finden sich aber merkwürdigerweise weder in den Registern der hiesigen, noch in denen der Frankfurter franz.-ref. Gemeinde (in welchen ich ebenfalls nachforschte) ein Charles, Alfred oder Tony Johannot, wohl aber unter den fünf Johannots der Frankfurter Gemeineregister ein François Johannot als 1760 confirmirt, später nach Frankreich zurückgekehrt und bereits 1792 verstorben, der es also nicht sein kann; — und dann noch ein Matthieu François Johannot als 1775 confirmirt, später mit einer Fr. Seyß verheirathet und nach Offenbach gezogen. Die hiesigen franz.-ref. Gemeinelisten aber haben unter ihren sechs männlichen Johannot keinen einzigen, welcher nur einen der vorgenannten Taufnamen trägt; es ist daher vollkommen unklar, auf was hin man den Vater François und die Söhne Alfred und Tony in Offenbach geboren sein läßt! Der von Frankfurt nach Offenbach übergezogene Matthieu François könnte der Zeit nach am Ende ja wohl der Vater gewesen sein; — aber warum findet sich weder hier noch in Frankfurt nur die leiseste Andeutung über die drei Söhne? Irgend ein Zusammenhang mit Offenbach muß indessen wohl schon bestehen! Der Vater Johannot soll hier mit Senefelder lithographische Versuche gemacht haben, später nach Paris übergesiedelt und dort die erste Lithographie errichtet haben, ohne aber damit zu reüssiren. Sein Meistert, Charles, war Kupferstecher, lieferte Umrisse zum Leben der Heil. Genoveva (12 Bl., Paris 1813), Bignetten für die Werke von Bouilly zc. und starb 1825 in Paris. Alfred († ebenda 1837), Maler und Kupferstecher, schuf die Kupfer und Bignetten zu den hübschen französischen Ausgaben von Walter Scott, Cooper und Byron, und übertrug später auf die Malerei die leichte, gefällige, mehr geistreiche als tiefe Weise, die seinen Stichen eine so günstige Aufnahme verschafft hatte. Tony, der jüngste der drei Brüder († 1852 in Paris), theilte sich zuerst bei den Arbeiten seines Bruders Alfred, und machte sich dann besonders einen Namen durch die von ihm hergestellten Illustrationen zu Molière, Don Quixote und Goethe's Werther. Auch trat er als Maler romantischer Genrebilder in der Manier seines Bruders auf, malte 1834 für den Herzog von Orleans ein großes Bild: „Der Tod des Connetable von Guesclin“, und im Auftrage Louis Philipps für das Versailler Museum große Darstellungen der Schlachten von Rosbecque und Fontenay, die Erstürmung des Engpasses Méandre, sowie den Besuch der Königin von England in Eu u. s. w. Tony Johannot war, sowie auch Alfred, in Paris ein berühmter und gefeierter Künstler geworden; aber mehr noch als durch seine elegante, gefällige, indessen etwas oberflächliche Malerei hat er sich durch seine in Kupfer- und Holzstich hergestellten, sehr zahlreichen Illustrationen zu Prachtausgaben klassischer Schriftsteller den Beifall der Kenner erworben. — Unter den im Offenbacher franz.-ref. Gemeineregister verzeichneten sieben Johannots findet sich auch eine Dame: Anne Marie Johannot, welche mit Jean Jacques d'Orville verheirathet war, dem Erbauer des S. 105 genannten Hauses auf dem Linsenberg. Weiter kommt ein Archille André Johannot vor, welcher mit einer Jeanne Madelaine d'Orville verheirathet war. Noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts lebte hier ein Seidenfabrikant Johannot. Ein Fräulein dieses Namens war auch Hofdame der S. 91 genannten Fürstin von Zsenburg.

betrieb der erste Einwanderer dieses Namens hier eine Plüschfabrik (S. 71). Kewel aus Amsterdam, Walther Bisdom (Sohn des protest. Domherrn Bisdom in Utrecht), Gutsbesitzer du Fay zählten auch zur franz.-ref. Gemeinde, und die Alewyn, ebenfalls Holland entstammend, aber zunächst von Hanau hierherkommend, traten später zu ihr über. Auch Brugier ist ein hier vor nicht langer Zeit noch vorgekommener französischer Name, der sich indes in dem Register der Gemeinde nicht findet.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts suchten dreißig weitere französische Familien bei dem Grafen Hsenburg die Erlaubniß nach, sich hier niederlassen zu dürfen, wünschten jedoch in manchen Punkten eine Aenderung des mit Capitain Calmelz, welcher Offenbach inzwischen wieder verlassen hatte, abgeschlossenen Vertrages. Auch hierauf ging der wohlwollende Graf ein, und ertheilte den Réfugiés neue Privilegien, welche 1710 in der gräflichen Hofbuchdruckerei von Bonaventure de Launoy dahier in 24 Artikeln und in französischer Sprache gedruckt wurden.

Durch diese Franzosen kam also das erste Manufakturwesen nach Offenbach! Das älteste Verzeichniß der Mitglieder der hiesigen franz.-ref. Gemeinde trägt das Datum vom 27. Juli 1699, und umfaßt mit den Kindern 117 Personen. Darunter finden sich folgende Berufsarten vertreten: 8 Weber (Strumpf-, Lein- und Seidenweber), 6 Kaufleute („*marchands*“), 4 Hutmacher, 2 Parfumeure, 2 Ackerleute („*laboueurs*“), und je ein Knopfmacher, Goldschmied, Schreiner, Gerber, Sieher, Perruquier, Wagner, Uhrmacher und „*maitre de languette* (?)“; — dann noch ein Tuchhändler, 3 Schuhmacher, 2 Bäcker zc. Beim Wachsen der Gemeinde traten noch weitere Seiden-, Kassa- und Strumpfweber, Juweliere und Goldarbeiter, Graveure, Posamentierer, Färber, Uhrmacher, Schwertfeger zc. hinzu; doch zog sich das Bijouteriegeschäft später ganz nach Hanau hinüber, und das Kleingewerbe hörte nach Entstehung des Fabrikwesens größtentheils ganz auf. Gerade einige der frühesten durch die Emigrés hier eingebürgerten Berufszweige haben also heute nahezu völlig bei uns abgeblüht. Die Mehrzahl der Eingewanderten ist ohne Angabe ihrer Heimath in den hiesigen Kirchenbüchern eingetragen: einige kamen aus dem Languedoc und der Dauphiné; andere aus Holland und der Schweiz, welche beiden Länder die Durchgangsstationen für viele Réfugiés französischer Herkunft waren. Von Städten, welche uns deren sandten, werden genannt: Nantes, Nîmes, Genf, Neuchâtel, Valengin zc. — Auch in Hsenburg bildeten die Strumpfweber weitaus die Mehrzahl der aus dem Dauphiné, Lothringen und der Gegend von Sedan dorthin gekommenen Emigranten.

Aber bald traten weitere Industrien mit ausgedehnterem, fabrikmäßigem Betriebe hinzu; — zunächst und vor Allem die große, noch heute zu den ersten ihrer Art zählende Schnupftabakfabrik der aus dem Elsaß zu uns eingewanderten Brüder Joh. Heinr. und Joh. Nik. Bernard.

In der Vorrede zum Offenbacher Adreßbuch vom Jahr 1856 habe ich versucht, ein Tableau der damals noch bestehenden ältesten Handlungshäuser und Fabriken unsers Platzes nach Angaben ihrer Inhaber selbst aufzustellen, welches ich mit einigen Zusätzen und Verbesserungen, soweit mir letztere bekannt wurden, an dieser Stelle wiederum folgen lassen will. Das jeder Firma beigefugte Jahr ist das ihrer Gründung, soweit es überhaupt noch festzustellen, und wo dies nicht mehr der Fall war, bezeichnet die Jahreszahl doch immerhin so annähernd die Zeit der Gründung. Hier die Ahnentafel unsrer Industrie, ihrer gerade ein Viertelhundert Firmen zählend:

- x* *hier sollte in 3. u. 4. u. 5. u. 6. u. 7. u. 8. u. 9. u. 10. u. 11. u. 12. u. 13. u. 14. u. 15. u. 16. u. 17. u. 18. u. 19. u. 20. u. 21. u. 22. u. 23. u. 24. u. 25. u. 26. u. 27. u. 28. u. 29. u. 30. u. 31. u. 32. u. 33. u. 34. u. 35. u. 36. u. 37. u. 38. u. 39. u. 40. u. 41. u. 42. u. 43. u. 44. u. 45. u. 46. u. 47. u. 48. u. 49. u. 50. u. 51. u. 52. u. 53. u. 54. u. 55. u. 56. u. 57. u. 58. u. 59. u. 60. u. 61. u. 62. u. 63. u. 64. u. 65. u. 66. u. 67. u. 68. u. 69. u. 70. u. 71. u. 72. u. 73. u. 74. u. 75. u. 76. u. 77. u. 78. u. 79. u. 80. u. 81. u. 82. u. 83. u. 84. u. 85. u. 86. u. 87. u. 88. u. 89. u. 90. u. 91. u. 92. u. 93. u. 94. u. 95. u. 96. u. 97. u. 98. u. 99. u. 100. u. 101. u. 102. u. 103. u. 104. u. 105. u. 106. u. 107. u. 108. u. 109. u. 110. u. 111. u. 112. u. 113. u. 114. u. 115. u. 116. u. 117. u. 118. u. 119. u. 120. u. 121. u. 122. u. 123. u. 124. u. 125. u. 126. u. 127. u. 128. u. 129. u. 130. u. 131. u. 132. u. 133. u. 134. u. 135. u. 136. u. 137. u. 138. u. 139. u. 140. u. 141. u. 142. u. 143. u. 144. u. 145. u. 146. u. 147. u. 148. u. 149. u. 150. u. 151. u. 152. u. 153. u. 154. u. 155. u. 156. u. 157. u. 158. u. 159. u. 160. u. 161. u. 162. u. 163. u. 164. u. 165. u. 166. u. 167. u. 168. u. 169. u. 170. u. 171. u. 172. u. 173. u. 174. u. 175. u. 176. u. 177. u. 178. u. 179. u. 180. u. 181. u. 182. u. 183. u. 184. u. 185. u. 186. u. 187. u. 188. u. 189. u. 190. u. 191. u. 192. u. 193. u. 194. u. 195. u. 196. u. 197. u. 198. u. 199. u. 200. u. 201. u. 202. u. 203. u. 204. u. 205. u. 206. u. 207. u. 208. u. 209. u. 210. u. 211. u. 212. u. 213. u. 214. u. 215. u. 216. u. 217. u. 218. u. 219. u. 220. u. 221. u. 222. u. 223. u. 224. u. 225. u. 226. u. 227. u. 228. u. 229. u. 230. u. 231. u. 232. u. 233. u. 234. u. 235. u. 236. u. 237. u. 238. u. 239. u. 240. u. 241. u. 242. u. 243. u. 244. u. 245. u. 246. u. 247. u. 248. u. 249. u. 250. u. 251. u. 252. u. 253. u. 254. u. 255. u. 256. u. 257. u. 258. u. 259. u. 260. u. 261. u. 262. u. 263. u. 264. u. 265. u. 266. u. 267. u. 268. u. 269. u. 270. u. 271. u. 272. u. 273. u. 274. u. 275. u. 276. u. 277. u. 278. u. 279. u. 280. u. 281. u. 282. u. 283. u. 284. u. 285. u. 286. u. 287. u. 288. u. 289. u. 290. u. 291. u. 292. u. 293. u. 294. u. 295. u. 296. u. 297. u. 298. u. 299. u. 300. u. 301. u. 302. u. 303. u. 304. u. 305. u. 306. u. 307. u. 308. u. 309. u. 310. u. 311. u. 312. u. 313. u. 314. u. 315. u. 316. u. 317. u. 318. u. 319. u. 320. u. 321. u. 322. u. 323. u. 324. u. 325. u. 326. u. 327. u. 328. u. 329. u. 330. u. 331. u. 332. u. 333. u. 334. u. 335. u. 336. u. 337. u. 338. u. 339. u. 340. u. 341. u. 342. u. 343. u. 344. u. 345. u. 346. u. 347. u. 348. u. 349. u. 350. u. 351. u. 352. u. 353. u. 354. u. 355. u. 356. u. 357. u. 358. u. 359. u. 360. u. 361. u. 362. u. 363. u. 364. u. 365. u. 366. u. 367. u. 368. u. 369. u. 370. u. 371. u. 372. u. 373. u. 374. u. 375. u. 376. u. 377. u. 378. u. 379. u. 380. u. 381. u. 382. u. 383. u. 384. u. 385. u. 386. u. 387. u. 388. u. 389. u. 390. u. 391. u. 392. u. 393. u. 394. u. 395. u. 396. u. 397. u. 398. u. 399. u. 400. u. 401. u. 402. u. 403. u. 404. u. 405. u. 406. u. 407. u. 408. u. 409. u. 410. u. 411. u. 412. u. 413. u. 414. u. 415. u. 416. u. 417. u. 418. u. 419. u. 420. u. 421. u. 422. u. 423. u. 424. u. 425. u. 426. u. 427. u. 428. u. 429. u. 430. u. 431. u. 432. u. 433. u. 434. u. 435. u. 436. u. 437. u. 438. u. 439. u. 440. u. 441. u. 442. u. 443. u. 444. u. 445. u. 446. u. 447. u. 448. u. 449. u. 450. u. 451. u. 452. u. 453. u. 454. u. 455. u. 456. u. 457. u. 458. u. 459. u. 460. u. 461. u. 462. u. 463. u. 464. u. 465. u. 466. u. 467. u. 468. u. 469. u. 470. u. 471. u. 472. u. 473. u. 474. u. 475. u. 476. u. 477. u. 478. u. 479. u. 480. u. 481. u. 482. u. 483. u. 484. u. 485. u. 486. u. 487. u. 488. u. 489. u. 490. u. 491. u. 492. u. 493. u. 494. u. 495. u. 496. u. 497. u. 498. u. 499. u. 500. u. 501. u. 502. u. 503. u. 504. u. 505. u. 506. u. 507. u. 508. u. 509. u. 510. u. 511. u. 512. u. 513. u. 514. u. 515. u. 516. u. 517. u. 518. u. 519. u. 520. u. 521. u. 522. u. 523. u. 524. u. 525. u. 526. u. 527. u. 528. u. 529. u. 530. u. 531. u. 532. u. 533. u. 534. u. 535. u. 536. u. 537. u. 538. u. 539. u. 540. u. 541. u. 542. u. 543. u. 544. u. 545. u. 546. u. 547. u. 548. u. 549. u. 550. u. 551. u. 552. u. 553. u. 554. u. 555. u. 556. u. 557. u. 558. u. 559. u. 560. u. 561. u. 562. u. 563. u. 564. u. 565. u. 566. u. 567. u. 568. u. 569. u. 570. u. 571. u. 572. u. 573. u. 574. u. 575. u. 576. u. 577. u. 578. u. 579. u. 580. u. 581. u. 582. u. 583. u. 584. u. 585. u. 586. u. 587. u. 588. u. 589. u. 590. u. 591. u. 592. u. 593. u. 594. u. 595. u. 596. u. 597. u. 598. u. 599. u. 600. u. 601. u. 602. u. 603. u. 604. u. 605. u. 606. u. 607. u. 608. u. 609. u. 610. u. 611. u. 612. u. 613. u. 614. u. 615. u. 616. u. 617. u. 618. u. 619. u. 620. u. 621. u. 622. u. 623. u. 624. u. 625. u. 626. u. 627. u. 628. u. 629. u. 630. u. 631. u. 632. u. 633. u. 634. u. 635. u. 636. u. 637. u. 638. u. 639. u. 640. u. 641. u. 642. u. 643. u. 644. u. 645. u. 646. u. 647. u. 648. u. 649. u. 650. u. 651. u. 652. u. 653. u. 654. u. 655. u. 656. u. 657. u. 658. u. 659. u. 660. u. 661. u. 662. u. 663. u. 664. u. 665. u. 666. u. 667. u. 668. u. 669. u. 670. u. 671. u. 672. u. 673. u. 674. u. 675. u. 676. u. 677. u. 678. u. 679. u. 680. u. 681. u. 682. u. 683. u. 684. u. 685. u. 686. u. 687. u. 688. u. 689. u. 690. u. 691. u. 692. u. 693. u. 694. u. 695. u. 696. u. 697. u. 698. u. 699. u. 700. u. 701. u. 702. u. 703. u. 704. u. 705. u. 706. u. 707. u. 708. u. 709. u. 710. u. 711. u. 712. u. 713. u. 714. u. 715. u. 716. u. 717. u. 718. u. 719. u. 720. u. 721. u. 722. u. 723. u. 724. u. 725. u. 726. u. 727. u. 728. u. 729. u. 730. u. 731. u. 732. u. 733. u. 734. u. 735. u. 736. u. 737. u. 738. u. 739. u. 740. u. 741. u. 742. u. 743. u. 744. u. 745. u. 746. u. 747. u. 748. u. 749. u. 750. u. 751. u. 752. u. 753. u. 754. u. 755. u. 756. u. 757. u. 758. u. 759. u. 760. u. 761. u. 762. u. 763. u. 764. u. 765. u. 766. u. 767. u. 768. u. 769. u. 770. u. 771. u. 772. u. 773. u. 774. u. 775. u. 776. u. 777. u. 778. u. 779. u. 780. u. 781. u. 782. u. 783. u. 784. u. 785. u. 786. u. 787. u. 788. u. 789. u. 790. u. 791. u. 792. u. 793. u. 794. u. 795. u. 796. u. 797. u. 798. u. 799. u. 800. u. 801. u. 802. u. 803. u. 804. u. 805. u. 806. u. 807. u. 808. u. 809. u. 810. u. 811. u. 812. u. 813. u. 814. u. 815. u. 816. u. 817. u. 818. u. 819. u. 820. u. 821. u. 822. u. 823. u. 824. u. 825. u. 826. u. 827. u. 828. u. 829. u. 830. u. 831. u. 832. u. 833. u. 834. u. 835. u. 836. u. 837. u. 838. u. 839. u. 840. u. 841. u. 842. u. 843. u. 844. u. 845. u. 846. u. 847. u. 848. u. 849. u. 850. u. 851. u. 852. u. 853. u. 854. u. 855. u. 856. u. 857. u. 858. u. 859. u. 860. u. 861. u. 862. u. 863. u. 864. u. 865. u. 866. u. 867. u. 868. u. 869. u. 870. u. 871. u. 872. u. 873. u. 874. u. 875. u. 876. u. 877. u. 878. u. 879. u. 880. u. 881. u. 882. u. 883. u. 884. u. 885. u. 886. u. 887. u. 888. u. 889. u. 890. u. 891. u. 892. u. 893. u. 894. u. 895. u. 896. u. 897. u. 898. u. 899. u. 900. u. 901. u. 902. u. 903. u. 904. u. 905. u. 906. u. 907. u. 908. u. 909. u. 910. u. 911. u. 912. u. 913. u. 914. u. 915. u. 916. u. 917. u. 918. u. 919. u. 920. u. 921. u. 922. u. 923. u. 924. u. 925. u. 926. u. 927. u. 928. u. 929. u. 930. u. 931. u. 932. u. 933. u. 934. u. 935. u. 936. u. 937. u. 938. u. 939. u. 940. u. 941. u. 942. u. 943. u. 944. u. 945. u. 946. u. 947. u. 948. u. 949. u. 950. u. 951. u. 952. u. 953. u. 954. u. 955. u. 956. u. 957. u. 958. u. 959. u. 960. u. 961. u. 962. u. 963. u. 964. u. 965. u. 966. u. 967. u. 968. u. 969. u. 970. u. 971. u. 972. u. 973. u. 974. u. 975. u. 976. u. 977. u. 978. u. 979. u. 980. u. 981. u. 982. u. 983. u. 984. u. 985. u. 986. u. 987. u. 988. u. 989. u. 990. u. 991. u. 992. u. 993. u. 994. u. 995. u. 996. u. 997. u. 998. u. 999. u. 1000.*
- x* **Gebrüder Bernard** (zuerst Joh. Nik. Bernard, dann Joh. Nik. & Joh. Heinr. Bernard), Schnupftabakfabrik. 1733.
A. S. Wörndel & Cie. (früher Anton Seb. Wörndel; seit 1861: J. Thönen), Wachsstockfabrik. 1748.
Wilhelm Fleischmann (zuerst Joh. Fleischmann), Zuckerbäckerei, bes. Lebkuchen und Pfeffernüsse; Wachslichter-, später auch Stearinzerzen-Fabrik. 1753.
J. A. André Sohn (früher J. J. André), Seidenfärberei. 1767. (Jetzt nach Hirschhorn a. N. verlegt.)
Johann André, Musikverlag und Notendruckerei. 1774.
Dick & Kirschten, Wagenfabrik, neuerdings auch Achsen-, Federn- und Radfabrik. 1782.
Joh. Georg Frank, Schnupftabaksdosen-, nun Stockfabrik. 1785.
Jak. Wilh. Becker (nachmals Joh. Becker jun., seit 1856: Becker & Stüb), Seisensiederei, nunmehr Seisensfabrik. 1787.
Phil. Cas. Krafft & Co. (früher Grelbink, Krafft & Co.), Rauchtabakfabrik. 1789.
J. M. Gölzenleuchter & Sohn (früher Ewald & Gölzenleuchter), Weinhandlung. 1794. (Nunmehr erloschen.)
G. Pirazzi & Söhne (zuerst Giorgio Pirazzi), Fabrik und Import musikalischer Instrumentensaiten; neuerdings auch Orientalisches Rosenöl. 1798.
A. Pfaltz (früher J. F. W. Pfaltz), Färberei. 1800.
Phil. Jak. Spicharz (gegründet 1802 von Max Spicharz in Oberrad; 1828 von dessen Sohn Phil. Jak. Spicharz nach Offenbach verlegt: Firma Spicharz & Croon; später wieder Phil. Jak. Spicharz, von 1851—1856: Spicharz & Hollenberger), Lederfabrik. 1802.

Chr. Weintraud jun., Strumpfwirkerei, später Gelbbörzen-, nun Portefeilles-Fabrik. 1806.

Philipp Klein, Strumpf- und Börzen-, später Trikotweberei. 1810.

Sprenger, Eberle & Co. (früher Sprenger, Hippolt & Co.*), Bleiweißfabrik. 1811.

J. G. Klein sen. (jetzt Franz Klein), Portefeilles-Fabrik. 1812.

Friedrich Beer, Weinhandlung. 1814.

G. W. Martini & Sohn (ehemals G. W. Martiny & Maury), Gutfabrik. 1814. (Neuerdings eingegangen.)

Jak. Mönch & Co., Portefeillesfabrik. 1817.

J. J. Pfaltz jun., Eichorienfabrik. 1819.

Maury & Co. (früher J. C. Maury), Lackleder- und Filzfabrik. 1820.

Ferdinand Ihm (zuletzt Georg Martenlein), Wachsstuchfabrik. 1820. (Neuerdings erloschen.)

W. Kugler-Zinn, Hasenhaarschneiderei. 1820.

Gebrüder Heim (früher Johannes Heim), Maschinenfabrik. 1823.

(Neuerdings in zwei Firmen: Friedr. Heim & Co. und Wilh. Ferd. Heim auseinandergegangen.)

Diejenigen Artikel und Fabrikzeugnisse, welche unserer Stadt zuerst nach Außen hin Ruf verschafften, gleichsam die vier Elemente ihrer Industrie bildeten, waren in chronologischer Folge:

Offenbacher SchnupstabaK von Gebrüder Bernard;
Offenbacher Lebkuchen und Pfefferküsse von Fleischmann;

Offenbacher RauchtabaK von Geelvink, Krafft & Co.;
Offenbacher Wagen von Dick und Kirschten; —

denen sich erst Jahrzehnte später anschlossen die

Offenbacher Portefeilleswaaren von Möller & Dejonge, J. G. Klein sen. und Jak. Mönch & Co.

Ueber die Anfänge dieser letzteren Industrie, welche sich nachmals zu der Hauptbranche unsers Plazes entwickelte, und Offenbachs Weltruf als Industriestadt zumeist begründete, sei hier noch einiges Nähere berichtet.

*) Der hier genannte J. Hippolt ist derselbe, den ich Note S. 94 irrthümlich „Niebold“ schrieb, wie denn auch die Bleiweißfabrik bis zu Hippolts Austritt (Ende 1822) in dessen ebenda genannter Behausung in der Schloßgasse betrieben, und mit Anfang 1823 in ihr gegenwärtiges Domicil, die dem Bankier W. Fr. Jäger in Frankfurt, welcher mit Kapital an der Fabrik theilhaftig war, gehörige Glarusmühle (wohl identisch mit der auf Bad's Plan genannten „Quanken-Mühle“: S. 64) verlegt wurde.

Handwritten notes in the right margin: "1806-64", "Sept 65", "Weintraud jun. in my hands", and other illegible scribbles.

Die älteste, jetzt längst eingegangene Offenbacher Portefeillesfabrik war die von

Möller & Dejonge, zuletzt *Joh. Jak. Möller & Co.*

Wie Zeichnen die unumgängliche Grundlage der Malerei, so die der Portefeillesfabrikation die Buchbinderei; — und so waren auch die ersten Erzeugnisse jener Fabrikation eigentlich nur solche der Buchbinderwerkstatt, und in dieser stand die Wiege der gesammten späteren, so großartig entfalteten Leder- und Galanteriewaaren-Industrie.

Bei Möller & Dejonge lernte Crecelius die Buchbinderei und Lederarbeit, um später zusammen mit Wilhelm Kugler hier eine Portefeilles-Fabrik unter der Firma Crecelius & Kugler zu errichten,*) welche aber nach einigen Jahren wieder einging.

Bei Crecelius & Kugler hatte wieder Joh. Georg Klein gelernt, und begab sich dann zu seiner Ausbildung nach Wien, der Hochschule aller Buchbinderei, woselbst er sich bei dem k. k. Privil. Brieftaschen- und Galanterie-Lederwaaren-Fabrikant Joh. Frisch immatrikuliren ließ. Ihm folgte einige Zeit darauf Jakob Mönch dorthin nach, welcher hier zuerst bei Stroman die Buchbinderei erlernt hatte. Mönch veranlaßte seinen Landsmann Klein, mit ihm zusammen bei Daniel Kunkler einzutreten, woselbst die beiden jungen Offenbacher dann in Einer Werkstatt selbster schnitten, salzten und leimten, mitsammen wohnten, ja sogar auch — in Einem Bette schliefen! . . Früher als sein Mitgeselle Klein nach Offenbach zurückgekehrt, arbeitete dann Mönch noch eine Zeit lang bei Möller, bevor er sich selbstständig etablirte. Dieses beabsichtigte noch vor ihm auch Klein zu thun, als er später ebenfalls hierher zurückkam, in welchem Vorhaben sich ihm aber in jener gewerbzopfigen Zeit hier die größten Schwierigkeiten von Seiten der Jfenburgischen Behörden, und namentlich des Geheimerath v. Goldner und des Geheimen Cabinetssekretärs Römer entgegenstellten. Auf Kleins wiederholte Eingaben um eine Gewerbsconcession ließ Fürst Karl von Jfenburg denselben nach Birstein kommen, wo, sowie auch in Selbold, er dann zwei Monate lang am fürstlichen Hoflager, um seine Kenntniß des Gewerbes praktisch zu erweisen, kleistern und sich mit der Anfertigung von allerhand Lederwaaren, Portefeilles und Etuis beschäftigen mußte. Es war dies zu Ende des Jahres 1812, und als nun Weihnachten herankam, sagte der

*) Es muß dies bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts gewesen sein, denn i. J. 1807 verheirathete sich Kugler mit einem Fr. Zinn in Frankfurt, und trat zugleich in das dortige Geschäft von Zinn & Donner ein, gab vorher aber jedenfalls seine hiesige Association auf, um sich dann 1820 aufs Neue mit einer Haarfchneiderei unter der Firma Wilh. Kugler-Zinn in Offenbach zu etabliren.

liebenswürdige Fürst zu Klein: jetzt wolle Er die Herren v. Goldner und Römer einmal durch den Augenschein von seiner (Kleins) Geschäftstüchtigkeit überzeugen! Der Fürst arrangirte eine glänzende Weihnachtsbescherung für seine Familie, die Wächtersbacher Herrschaften 2c. 2c. und vertheilte überall auf die Tische die Klein'schen Papp- und Lederarbeiten, steckte zu jeder auch einen von Ad. Mathes, der damals in oder bei Birstein Lehrer (nachmals Präceptor in Offenbach) war, sauber in Kanzleischrift geschriebenen Zettel, so eine Art Adresskarte, worauf Er selbst sich als Theilhaber des Klein'schen Geschäftes nannte, dessen Errichtung die ebenfalls zur Bescherung geladenen Herren v. Goldner und Römer nun wohl Nichts mehr in den Weg legen würden! Und also geschah es. Fürst Karl entließ Klein reich beschenkt, das hochfürstliche Privileg zum Geschäftsbetrieb, und die Ernennung zum „Hof-Cartonier und Portefeuilles-Fabrikant“ in der Tasche, ließ ihn oben-drein noch in seinem gelben Wagen vierspännig nach Offenbach fahren, wo Klein dann sofort zur Gründung seiner Fabrik unter der Firma:

J. G. Klein sen.

schrift, und damit ebenfalls zu einem der Presbyter der hiesigen Portefeuillesmanufaktur wurde.

In meinen Offenbacher Collectaneen bewahre ich auch ein Exemplar jener originellen Birsteiner Weihnachtszettel, das ich, als eine der interessantesten Incunabeln des wichtigsten und berühmtesten Offenbacher Industriezweiges, gleichfalls in Holz facsimiliren ließ, um es auf dem Blatte nebenan meinen Lesern als eine besondere Caritas zu überreichen!

Ihren höchsten Aufschwung aber nahm die Offenbacher Portefeuillesindustrie in dem von Jakob Mönch begründeten Hause, welches am 1. Januar 1817 zum Erstenmal seine Firma herausging:

Jak. Mönch & Co.

Mönchs Compagnons waren sein Berufsgenosse Philipp Petri, und der Kaufmann Ludwig Spengler: — dieses Triumvirat hat der Offenbacher Portefeuillesindustrie die höchsten Triumphe bereitet, und ihr zuerst den Weltmarkt erobert!

Die frühesten Erzeugnisse der Offenbacher Lederwaarenfabrikation waren ureinfache Notizbücher und jene ungeheuren Brieftaschen von rothem Saffian, die man heute höchstens noch bei Feldwebeln und Viehhändlern sieht, weil ihre riesigen, antediluvianischen Formen nur noch für diese beiden ehrenwerthen und nützlichen Berufsarten verwendbar sind. Dann kamen nach und nach hinzu: Arbeitskörbchen für Damen, Tabaks-, Cigarren- und

Hochfürstlich Privilegierte
Porte-Feuille Absirique

von

Leinburg Klein & Comp^{te}.

Spielmarkenkästchen von weiß-, blau- oder orangefarben lackirtem Holz mit aufgelegten Verzierungen aus polirtem Stahl; Cigarren-*etuis*; Stammbücher und Albums zum Einschreiben von Poesien in gepresster Lederdecke und in Decken von farbigem Sammet; Schreibmappen; — der gewaltige Artikel der *Portemonnaies* und Geldtäschchen. Die Brieftaschen und Notizbücher wurden kleiner, zierlicher, und im selben Verhältniß eleganter; die Damennecessaires und Damentaschen kamen hinzu, es folgten ihnen die Reisetaschen und Reisenecessaires, und — *last, not least* — die *Photographie-Albums*!

Welch ein Schritt, Welch eine Fortentwicklung von solch einer Möller'schen rothen Saffianbrieftasche bis zu einem mit dem raffiniertesten Luxus ausgestatteten, mit allen erdenkbaren Utensilien und Requisites garnirten Reisenecessaire von Mönch, oder einem mit dem feinsten Geschmack und der unerhörtesten Pracht nach Entwürfen von Künstlerhand hergestellten Album von Knipp! . .

Und als der Tag erfüllet war, da das Haus Mönch & Co. ein halb' Jahrhundert lang in Ruhm und Ehren bestanden hatte, da rüstete man in dieser Stadt ein Fest, welches ein schönes Gegenstück bildet zu jenem am Schlusse des VI. Kapitels dieses Buches mitgetheilten Feste vom Ende des 18. Jahrhunderts, wo es galt, ein junges Fürstenpaar einzuholen und zu feiern; — ein Fest, welches ich in Nr. 4 des Jahrgangs 1867 der damals in Offenbach (im Verlag des Druckers dieses Buches) erscheinenden „Mainzeitung“ beschrieb unter dem Titel:

„Ein Fest der Arbeit.“

Von den drei Gründern des Hauses Jakob Mönch & Co. sollte nur der Eine, nach welchem es sich zunächst nannte, der inzwischen (2. August 1874) ebenfalls heimgegangene Herr Jakob Mönch, diese Halb-Centennial-Feier seiner Schöpfung noch sehen! Da der Gründungstag des Hauses der 1. Januar 1817 gewesen, so fiel der Jubeltag auf den 1. Januar 1867, an dessen Vorabend bereits, also am letzten Tage des scheidenden Jahres, sich unter Vorantritt von Musik ein stattlicher Fackel- und Laternenzug, gebildet aus dem Offenbacher Buchbinder- und Portefeulliers-Verein (dessen Mitglied von seiner Gründung an der Jubilar gewesen), den Mönch'schen Arbeitern, mehreren Gesangsvereinen *ic.* vor das Mönch'sche (jetzt Minus'sche) Haus, Frankfurter Straße Nr. 71, hinbegab, woselbst um den mehr als achtzigjährigen, aber körperlich und geistig noch jugendfrischen Jubelgreis alle die zahlreichen Seinen wie um einen Patriarchen zur Feier der Sylvesternacht versammelt waren, ja der Gefeierte in selbiger Nacht sogar mit seinen Enkelinnen noch manch' ein Tänzchen wagte! Der Präsident des Vereins feierte nun den würdigen Altmeister der Offenbacher Portefeulliers-Industrie in einer schwungvollen Ansprache von der Straße aus, und in das schließlich von ihm ausgebrachte Hoch auf den Jubilar fiel die versammelte große Menschenmenge begeistert ein. Vom Fenster aus dankte darauf Herr Julius Mönch (der sieben Wochen nach seinem Vater — am 21. Sept. 1874 — im besten Mannesalter ebenfalls aus einem thatenreichen Leben abgerufen ward) im Namen seines tiefergriffenen Va-

terö für die ihm dargebrachte Hulldigung, indem er nun die Verdienste der andern beiden Theilhaber hervorhob, um dann auszusprechen, daß die Hauptkraft ihrer Leistungsfähigkeit in ihren intelligenten Arbeitern ruhe, von denen viele schon über ein Menschenalter bei ihnen beschäftigt seien. — Dieser Vorfeier, welche sich gleichsam unter freiem Himmel abspielte, folgte am ersten Tage des neuen Jahres die eigentliche, die officielle Festfeier. In den Gesellschaftsräumen des Großen Collegs hatte das Haus Mönch hierfür selber seinen näheren Freunden, vor Allem aber seinen Arbeitern — deren 160 erschienen — ein Festmahl von über 200 Gedecken gerüstet, dem auch die Spitzen der hiesigen Behörden anwohnten, und das diese verschiedenen Elemente aus allen Schichten der hiesigen bürgerlichen Gesellschaft in harmonischer und wahrhaft erhebender Weise bis lange nach Mitternacht froh und schön vereinte. Eröffnet wurde die Feier noch vor Beginn des eigentlichen Mahles durch eine längere Ansprache des Kreisraths (gegenwärtigen Hessischen Ministerpräsidenten) Freiherrn von Starck, worin dieser in berebter Weise die Verdienste des Jubilars und seiner Genossen um die Industrie und das Aufblühen dieser Stadt, und damit gleichzeitig um den Staat, beleuchtete, und schließlich ihm, dem Väter anen, aber keineswegs einem Invaliden der Offenbacher Arbeit, auch die allerhöchste Anerkennung durch Ueberreichung eines Großherzoglichen Dekrets bekundete, worin ihm der Titel „Commerzienrath“ ertheilt ward, nachdem sein segensreiches Wirken schon früher durch Verleihung des Verdienstordens Philipps des Großmüthigen geehrt worden war, welche Dekoration nunmehr auch dem Sohne und Theilhaber des Jubilars, Herrn Julius Mönch, vieljährigem Präsidenten der Offenbacher Handelskammer, durch Herrn v. Starck auf die Brust geheset wurde.*) Dann aber wurden auch noch die drei am Längsten in der Fabrik des Hauses beschäftigt gewesenen Arbeiter: — Heinrich Kulmann, Jean Merz und Aug. Kopp (Lekterer aus Bürgel) durch die Ertheilung der Silbernen Verdienstmedaille ausgezeichnet, für welche Anerkennung Hr. Merz, der, wie auch sein Colleague Kulmann, seit seinem Austritt aus der Schule Arbeiter in der Mönch'schen Fabrik gewesen, für sich und seine Genossen dankte, indem er erklärte, die Medaille im Namen aller Arbeiter anzunehmen, da alle damit geehrt würden. — Es folgte nun das Festmahl, bei welchem den drei decorirten Arbeitern die Ehrenplätze gegenüber ihren Fabrikherren zugetheilt waren, und es auch an zahlreichen Reden, officiellen und Gelegenheits-Toasten keineswegs fehlte. Herr Anton Ottinger sen., auch ein Mönch'scher Arbeiter, überreichte dem Jubilar Namens seiner Arbeitergemeinde einen silbernen Pokal, und sprach dazu ein an den Geseierten gerichtetes Gedicht von Jos. Pirazzi, aus welchem wir nachstehende Strophe herausheben:

„Ein schön'res Denkmal hast Du Dir gegründet,
Ein dauernder's, als Marmor oder Erz;
Was, klein begonnen, seinen Abschluß findet,
Am heut'gen Tag erkennt man allerwärts.
Denn was Du schiffst auf regen Fortschens Wegen,
Es nützte Andern auch, nicht uns allein,
Der ganzen Stadt gereichte es zum Segen —
Und unvergessen wird Dein Name sein!“ . .

Mit den rednerischen wechselten Musik- und Gesangsvorträge in ununterbrochener Folge: Dr. Joh. Conr. Anlze, Arbeiter der Mönch'schen Fabrik, legte rühmlich Zeugniß ab für die stets humane Behandlung, welche das Haus seinen Arbeitern zu Theil werden lasse; — und hier war es denn auch, daß mein Vater in humoristischer Weise jener scherzhaften Societät gedachte, die

*) Auch Hrn. Julius Mönch wurde nachmals noch der Charakter eines Commerzienrathes verliehen.

ein Fürst von Isenburg mit einem der Aehnern und Altmeister des Offenbacher Portefeuillegewerbes eingegangen, welche Mittheilung begreiflicherweise um so größere Sensation und Heiterkeit erregte, als die Sache den meisten Anwesenden doch gänzlich unbekannt gewesen, mein Vater auch das später in meine Sammlung von Offenbachiana übergegangene Original-Exemplar einer Adresskarte der Firma „Isenburg, Klein & Co.“ vorwies, und als endlich Nestor Joh. Georg Klein ebenfalls zugegen war. Nun erhob sich denn auch der gefeierte Jubilar, Herr Jakob Mönch selbst, zu Worten innigsten Dankes für alle ihm an seinem Ehrentage dargebrachten Beweise von Liebe und Achtung, und warf den prüfenden Blick zurück auf die durchlaufene Bahn und deren frühesten Anfang: damals habe ihm und seinen Theilhabern noch gar Vieles gefehlt, — vor Allem die Arbeiter. Aus der Schule hätten sie die Jungen nehmen, und sich mühsam anlernen müssen, und Mancher, der so in blondiger Jugend bei ihnen in die Lehre getreten, sei heute hier mit grauen Haaren. Sie, seine Arbeiter, seien die Hauptstütze seines Werkes gewesen, — ohne sie wäre es auch heute noch ohne Fundament. Darum: „Hoch den Arbeitern!“ . . . Inzwischen hatten sich auch die Damen des Hauses Mönch eingefunden, und erhöhten durch ihre ungewungene Theilnahme den Glanz des seltenen Festes. Wie gemüthlich die Stimmung desselben bei aller darüber ausgegossenen Weihe war, geht schlagend aus der Aeußerung eines theilnehmenden Arbeiters hervor, der da meinte: „Ach — so muß es wohl im Himmel sein!“ . . . Was er damit sagen wollte, ist klar: die Unterschiede von Rang und Stand einmal verwischt und ausgeglichen, Alle in trauer, herzlicher Gemeinschaft! — Mein damaliger Festbericht in der „Mainzeitung“ schloß mit den Worten: „Und das muß man auch der Mönch'schen Arbeitergemeinde lassen: sie steht da seit Jahren — ein Muster und Vorbild für alle! Sie hält auf Ehre und Zucht, und kein besser Lob könnte man Einem geben, als dieses: „Er arbeitet seit zehn, — seit zwanzig Jahren bei Mönch!““

Damals war freilich noch nicht von demagogischen Volksverführern die niederträchtige Parole von „Ausbeutern“ und „Ausgebeuteten“ als Kriegsruf zum abscheulichen Klassenkampfe ausgegeben worden, und leider müssen wir uns fragen: wäre heute wohl noch ein solches Fest in Offenbach möglich, wo dunkle Mächte eine künstliche Schranke zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern aufzurichten in jahrelanger müster Agitation unablässig bemüht waren?! . . . Hierauf lautet meine Antwort: heute vielleicht noch nicht; — aber hoffentlich dereinst doch wieder! . . .

Im Hinblick auf jenes schöne Fest vom 1. Januar 1867 aber bleibt es gewiß doppelt zu bedauern, daß sich das Haus Jak. Mönch & Co. von unserer Landes-Gewerbe-Ausstellung so gänzlich ferngehalten hat! Denn siehe, es stehet geschrieben: „*Noblesse oblige*“ — Adel legt Pflicht auf!

*

Am 25. August 1846 wurde im Städtischen Lagerhaus dahier, das bei diesem festlichen Anlaß zum Ersten- und Letztenmal „Fest-toilette“ gemacht hatte, die Erste Offenbacher Industrie-Ausstellung eröffnet. Die eigentliche Festfeier mit Bankett,

Neben u. s. w. fand im Schloffer'schen Lokale statt, dessen Gartenparterre zum Schutz gegen jede Unbill der Witterung mit einem mächtigen Bretterdach überdeckt war. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß das Erste Offenbacher Adreßbuch erschien, herausgegeben von Reallehrer G. Walter.

Auf der Ersten Welt-Industrie-Ausstellung in London (1851) erschien Offenbach ebenfalls in den Schranken des friedlichen Völkerturniers im Krystallpalast zu Hyde Park, und trug einen hohen Procentsatz von Auszeichnungen an Medaillen und lobenden Erwähnungen davon.

Auch auf allen ferneren national-deutschen und internationalen Ausstellungen war Offenbach mehr oder weniger zahlreich vertreten: auf der zweiten Exposition in London, in München, Paris (1867), Wien, Neu-York, — wie nun in Sydney und über's Jahr in Melbourne. Bei der Wiener Ausstellung war Julius Mönch hessisches Mitglied des Preisrichter-Collegiums.

Die Erzeugnisse der Offenbacher Industrie haben sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vermännichfaltigt, und das Menu, mit dem wir aufwarten können, ist ein ungemein reichhaltiges. Es gliedert sich in seinen Hauptgängen in alphabetischer Ordnung wie folgt:

Asphalt und Dachfilz. Biere. Bildhauerarbeiten, besonders geschnitzte Möbel. Buntpapiere. Cement. Chemikalien (Anilin, Bleiweiß, Lackfirnisse und Farben, chemische Präparate für Photographie zc.). Cichorie. Cigarren. Eisen- und Bronze-gußwaaren. Elfenbeinschnitzereien. Etuis-, Portefeuilles- und Galanteriewaaren.*) Gold- und Silbergespinnste. Filzwaaren und Hüte. Kurzwaaren und Quincaillerien. Gerbereiprodukte und Lackleder. Geschnittene Haasenhaare. Hartgummiwaaren. Kupfer- und Messinggußwaaren. Leim. Lithographische Artikel. Maschinen (Dampf- und Werkzeugmaschinen, Buchdruckerpressen, Papierschnid-Maschinen, Vergold- und Satinirpressen, Maschinen für Bierbrauereieinrichtungen und Papierfabrikation, Nähmaschinen, Produkte mechanischer Werkstätten zc.). Metallkapfeln. Künstliche Mineralwasser. Saiten für musikalische Instrumente. Pfeffernüsse. Posamentierwaaren. Prägpplatten für Vergolderpressen, Lederdrucke zc. Ruff. Sattlerarbeiten (Reiseartikel, Pferdegeschirre zc.). Schirme. Schriftgieße-

*) Das soeben erschienene neueste Adreßbuch von Offenbach weist solcher Fabriken 69, und 196 selbstständige Etuis- und Portefeuillesarbeiter mit eigener Werkstatt auf!

reien. Schuhe und Schafte. Seifen*) und Parfümerien; Stearin- und Wachskerzen. Stahlwaaren, bes. für Porzellanfabriken (Bügel zc.). Stramin. Rauch- und Schnupftabake. Tapeten. Wachsstücke. Wagen, Wagenachsen, Federn und Räder.

Gewiß ein reiches Bild vielseitigen Gewerbleißes: und es sind nur Artikel für den Export, welche hier figuriren; die Fabrikate für den Lokalbedarf sind dabei so gut wie gar nicht in Betracht gezogen!

Die erste Dampfmaschine, welche in Offenbach aufgestellt wurde, war die zum Betrieb der J. C. Hauff'schen Baumwollweberei (vergl. Note S. 77 u. 78) i. J. 1832 errichtete, wofür dieser von der Großh. Regierung eine Prämie von 1500 fl. ausgezahlt wurde: heute arbeiten hier 130 Dampfkessel (oder beiläufig 115 Dampfmaschinen von zus. 1200 Pferdekraften) mit ca. 3000 \square Meter Heizfläche, während in Mainz nur 112, Darmstadt 104, Worms 60 Dampfkessel sieden. Den intensivsten gewerblichen Charakter unter allen Städten des Großherzogthums Hessen hat überhaupt Offenbach; nach ihm Worms, Gießen, Bingen; — nach diesen erst Mainz-Kastel und Darmstadt-Bessungen: in Offenbach gehört mehr als ein Drittel, in Worms nahezu ein Drittel aller Bewohner zu den Gewerbetreibenden. Und zu den großgewerblichen Betrieben rangiren in Offenbach nahezu 25, in Worms 18,6% der Bevölkerung (in Gießen 14,5, Mainz 10,8, Bingen 8,9, Darmstadt 8,5, Kastel 5,9, Bessungen 4,2%). —

*) Daß die in der Neuzeit auf unserm Plage zu so großer Bedeutung aufgestiegene Seifen-Industrie schon in sehr früher Zeit würdig hier vertreten war, lehrt ein Blick auf die Firmentabelle S. 166, woselbst bereits unterm Jahre 1787 ein, auf moderner Grundlage heute noch hier blühendes Etablissement für Seifenbereitung erscheint, in dessen jetziger Firma der Name des einstigen Stifters noch immer fortlebt. Wie dann durch die Initiative des 1843 hier begründeten Hauses C. Naumann zuerst das Beispiel eines neuen Verfahrens der Herstellung von Seife in großem, fabrikmäßigem Betrieb mit Dampfanlage zc. gegeben wurde und vielseitige Nachfolge fand, ist bereits in der Note zu S. 53 erwähnt. Genanntes Haus hat nun bei Gelegenheit der Hessischen Gewerbeausstellung in Offenbach ein äußerst systematisch und instruktiv componirtes Totalbild der verschiedenen Erzeugnisse der Seifenindustrie *ab ovo*, nämlich von der Palmfrucht und den zur Seifenbereitung erforderlichen Rohstoffen an aufwärts bis zum versandfertigen Produkt gegeben, und dazu Herr Jean Naumann eine kleine, durchaus objectiv gehaltene, auch seiner Konkurrenz völlig gerecht werdende Denkschrift: „Die technische Entwicklung der Seifen-Industrie in Offenbach“ verfaßt, aus welcher ich auch ersehe, daß sich der in der Note zu S. 53 als Erfinder des verbesserten Verfahrens zur Herstellung der Haushaltungsseife von mir genannte Engländer: — Henry Kendall, und nicht „Kendel“ schrieb, wie ich dort gesetzt hatte, wobei mich freilich keine Schuld trifft, indem mir von kompetenter Seite der Name in dieser irrigen Schreibweise mitgetheilt worden war.

Einer charakteristischen Erscheinung der hiesigen Industrie und ihrer Vertreter sei zum Schluß dieses Abschnittes noch gedacht, die zugleich auch charakteristisch für die Zusammensetzung unserer ganzen Bevölkerung ist: — Offenbach ist eine entschiedene Colonie-Stadt; denn seit der Niederlassung der französischen Emigration hier selbst sind bis auf diese gegenwärtigen Tage fortwährend nicht nur Arbeiter, sondern auch solche Personen von außerhalb hier eingewandert, welche beabsichtigten, hier eine Fabrik zu errichten. Der freisinnige, aufgeklärte Geist der hiesigen Bevölkerung, dazu auch der selbst in den trübsten Zeiten der politischen Reaktion im Großherzogthum Hessen waltonde Geist einer liberalen Gewerbegesetzgebung, zogen fort und fort neue Ansiedler hierher, und eine ganze Reihe unserer bedeutendsten Fabrikanlagen ist in neuerer Zeit durch solche in's Leben gerufen worden. Diese Zuzügler aber hat sich die hiesige Bevölkerung durch ihr entgegenkommendes Wesen rasch zu assimiliren gewußt, ihrer manche haben sich dann mit Töchtern der Stadt verheirathet, und fast alle sind rasch gute Offenbacher geworden. Diese fortwährende Zuführung fremden Blutes in die Adern der hiesigen Bevölkerung hat das Unrige aber nie stagniren lassen, es vielmehr allzeit frisch und rasch pulsirend erhalten, und somit ist dem Offenbacher, welcher auch seine Söhne weit in alle Welttheile hinausführt, durch den colonialen Geist der Bevölkerung seiner Stadt der Geist des Kleinstädters, Philisters und Pfahlbürgers weit gründlicher ausgetrieben worden, als sogar manchem autochthonen Bewohner einer Großstadt; — und die Nähe des prächtigen Frankfurt, von dem Offenbach gleichsam eine bedeutende Vorstadt bildet, und allwo „Alles Köstliche zu sehen“ ist, giebt ihm schon von Kindheit auf die Präge und den Pli des Großstädters und Weltbürgers, der, auch wenn er später auf seinen Wanderfahrten nach Paris, London, Neu-York oder San Francisco kommt, niemals der Landjunker in der Residenz sein wird, welcher die Herrlichkeiten jener Weltmetropolen mit offenem Munde verblüfft anstarrt.

Manchmal, wenn ich mich in Kreisen hiesiger Industriellen befand, machte ich mir das Vergnügen, mir im Stillen die einzelnen Persönlichkeiten einmal auf ihre Herkunft anzusehen; — und siehe da: die eingebornen Offenbacher waren fast immer in der Minderzahl!

Offenbachs Industrie aber — sie wachse und blühe in alle Zeit!

IX.

Der Musenstüb am Main.

Die André und Bernard-d'Orville. — Goethe und Kili. —
Sophie de la Roche und Bettina Brentano.

Hier ward Petrarca' bewirthe't, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier!
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
Und es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück!
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; — nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!
Goethe: „Tasso“, I. 1.

Dies ist unser! So laß' uns sagen, und so es behaupten!
Du bist mein! Und nun ist das Meine meiner als jemals!
Goethe: „Hermann und Dorothea“, IX. Ges.

Zwei Ereignisse sind es vornehmlich, welche in dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts für Offenbach epochemachend wurden: der Polenhof des dunklen Baron Jakob Frank, — und im Sommer 1775 die lichte Erscheinung Wolfgang Goethes, des in der Fülle jugendlicher Schöne erstrahenden sechsundzwanzigjährigen Apoll! . .

Von einer eingehenden Schilderung des erstgedachten Ereignisses mußte ich in diesem Buche absehen, denn eine solche würde bei dem darüber vorliegenden außerordentlich umfangreichen Material ein Buch für sich allein beanspruchen, welches zu dem gegenwärtigen noch hinzuzuschreiben um so mehr außerhalb des Planes dieses letzteren lag, als eine eigentliche Lösung des Geheimnisses doch nicht zu geben war; — ich habe jene merkwürdigen Vorgänge also auf den vorliegenden Blättern nur einigemal flüchtig gestreift. Desto mehr aber gehört Goethe und sein hiesiger Freund

des Kreis mit in den Rahmen dieser „Bilder aus Offenbachs Vergangenheit“ hinein, — ja, sie sind bestimmt, nicht nur deren Abschluß, sondern so recht eigentlich auch ihren höchsten Schmuck, ihr schönstes Blatt zu bilden!

Und merkwürdig! Während Goethes flüchtiges Erscheinen in Offenbach damals nur für jene um ihn sich sammelnde kleine und außerlesene Schaar liebenswürdiger, zum Theil genialer Menschen ihren Zauber ausstrahlte, für das übrige Offenbach aber, trotzdem der junge Mann schon den „Göz“, den „Werther“ und „Clavigo“ geschrieben hatte, und als glänzendes Gestirn am Himmel der deutschen Dichtung aufgegangen war, offenbar vollkommen spurlos vorüberging, — haben die abenteuerlichen Gestalten von Jakob und Eva Frank und ihr prunkvoller Hofstaat, ihr zahlreiches Gefolge von anfänglich mehreren hundert Personen die kleine Residenz Jahrzehnte lang im Innersten gefesselt und erregt: — doch freilich spielte sich dieser ganze Polenroman mit der rätthelhaften Schlußkatastrophe auch Decennien hindurch in Offenbach, und hier ausschließlich ab! Heute aber ist jene geheimnißvolle Geschichte fast bereits zu einer verklungenen Sage geworden — indeß Goethe und Lili in Offenbach so unsterblich, nur in rosigem Scheine, durch die Jahrhunderte fort und fort leuchten werden, wie Dante und Beatrice in Florenz, — wie Laura und Petrarca in Avignon! . .

Im XVII. Buche von „Wahrheit und Dichtung“ schildert Goethe die Bühne, auf welcher der letzte Akt seines Liebesidylls mit jener reizenden siebenzehnjährigen Blondine in Scene ging: ich habe die schöne Stelle bereits auf S. 84 dieser Schrift mitgetheilt. Im Vergleiche mit der großen, altehrbaren Reichsstadt fand sich der Frankfurter Patriziersohn hier zwanglos unter lieben, natürlichen Menschen wie auf dem Lande; die Bostets und Terrassen des Bernard'schen Maingartens, „das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes“, bildete die herrliche Scenerie, und — „der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden!“ . .

Und die mit ihm auf dieser Bühne gewandelt? Ihnen Allen widmet er Worte freundlicher Erinnerung in jenem Buche „Aus meinem Leben“!

Nachdem er im Früheren bereits seiner Frankfurter Beziehungen zu Lili gedacht, fährt er im XVII. Abschnitt von „Wahrheit und Dichtung“ im vornehm-behaglichen Styl seiner späteren Lebensjahre also fort:

„Doch sollte bei eintretendem Frühling eine anständige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse enger knüpfen. . . Schöne,

für die damalige Zeit prächtige Gebäude hatten sich [in Offenbach] schon hervorgethan. „Onkel Bernard“, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das größte; weitläufige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenüber. . . Ich wohnte bei Johann André, der sich nachher genugsam bekannt gemacht. . . Ich war bei ihm einquartiert, und will von diesem allzeit fertigen Dichter und Componisten nur soviel sagen, als hier gefordert wird. Er war ein Mann von angeborenem lebhaftem Talente, eigentlich als Techniker und Fabrikant in Offenbach ansässig; er schwebte zwischen dem Kapellmeister und dem Dilettanten. In Hoffnung, jenes Verdienst zu erreichen, bemühte er sich ernstlich, in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als Letzterer war er geneigt, seine Compositionen in's Unendliche zu wiederholen. — Unter den Personen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst thätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaliger Kreise als unentbehrlich, auffassend und erweiternd, mitgedacht werden. Lili's Pianospiele festelte unsern guten André vollkommen an unsere Gesellschaft; als unterrichtend, meisternd, ausführend, waren wenige Stunden des Tages und der Nacht, wo er nicht in das Familienwesen, in die gesellige Tagesreihe mit eingriff. Bürger's „Leonore“, damals ganz frisch bekannt, und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen, war von ihm componirt; er trug sie gern und wiederholt vor. Auch ich, der viel und lebhaft recitirend vortrug, war sie zu deklamiren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns Beiden sie hören wollte, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten. Dieses Alles aber, wie es auch sei, diente den Liebenden nur zur Verlängerung des Zusammenseins; sie wissen kein Ende zu finden, und der gute Johann André war durch wechselseitige Verführung der Beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu setzen, um bis nach Mitternacht seine Musik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden versicherten sich dadurch einer werthen, unentbehrlichen Gegenwart. . . Sollte jedoch einem ernstern Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtfertig erscheinen, so möge er bedenken, daß zwischen dasjenige, was hier wie im Zusammenhang geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Thätigkeiten, sogar unerträgliche Längeweile widerwärtig einstellten. Männer und Frauen waren in ihrem Pflichtkreise eifrig beschäftigt. Auch ich veräumte nicht, das mir Obliegende zu besorgen, und fand noch Zeit genug, dasjenige zu

vollbringen, wohin mich Talent und Leidenschaft unwiderstehlich hindrängten. Die frühesten Morgenstunden war ich der Dichtkunst schuldig; der wachsende Tag gehörte den weltlichen Geschäften.“ Und nun berichtet Goethe weiter, wie er seinen Vater in Führung von allerhand Rechtsgeschäften, und namentlich mit seiner rascheren Feder in Ausarbeitung von Schriften, wozu der Kaiserliche Herr Rath Entwürfe geliefert hatte, helfend zur Seite stand, und zwar wurde dies von dem jungen *Doctor juris* „mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm [dem alten Rath Goethe] zur höchsten Vaterfreude gedieh.“ Dabei bewies aber der Herr Rath soviel Einsicht für den höheren und wahren Beruf seines Sohnes Wolfgang, daß er, wie dieser von ihm rühmt: „mein Talent höher schätzte als meine Praxis, und deswegen Alles that, um mir Zeit genug zu meinen poetischen Studien und Arbeiten zu lassen.“ Der juristischen Praxis lag der junge Goethe im Sommer 1775 zu Frankfurt ob, — der poetischen ging er vorzugsweise bei seinen häufigen Besuchen in Offenbach nach, „wo Freundschaft und Liebe sich in ihrem schönsten Lichte zeigten. — Daß Geburtstage,“ fährt er in der Schilderung aus jener hochbeglückten Zeit fort, „sorgfältig, froh und mit mancher Abwechslung gefeiert wurden, liegt in der Natur solcher Verbindungen; dem Geburtstag des Pfarrers Ewald zu Gunsten ward das Lied gebichtet:

„In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht;
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefaßt.“

„Da dies Lied“, fährt Goethe fort, „sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und nicht leicht eine muntere Gesellschaft beim Gastmahl sich versammelt, ohne daß es freudig wieder aufgefrischt werde, so empfehlen wir es auch unsern Nachkommen, und wünschen Allen, die es aussprechen und singen, gleiche Lust und Behagen von Junen heraus, wie wir damals, ohne irgend einer weiteren Welt zu gedenken, uns im beschränkten Kreise zu einer Welt ausgedehnt empfanden.“

Dieses „schönste deutsche Gesellschaftslied“ (wie es Prof. Theob. Creizenach aus Frankfurt in einem am 26. November 1873 hier gehaltenen hochinteressanten Vortrag „Goethe's Beziehungen zu Offenbach“ nannte), verdankt also dem hiesigen Goethe'schen Freundeskreise seine Entstehung, wie denn gewiß auch einige der reizenden Gedichte Goethe's an Lili Eindrücken und Empfindungen erwachsen, welche der Dichter aus dem zwanglosen Verkehr mit der Geliebten

in Offenbach schöpft! Und obgleich sich die Composition jenes Liedes unter den Joh. André'schen nicht mehr vorfindet, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß sie ebenfalls von ihm herrührt.

Bevor wir nun in unserer Darstellung der Goethe'schen Tage in Offenbach fortfahren, wollen wir über seine hiesigen Freunde: André, Bernard, d'Orville und Ewald, zuvor noch Einiges berichten.

*

Der Stammvater des André'schen Hauses, soweit sich dessen Geschlechtsregister noch zurückverfolgen lassen, war Jean André in Nîmes in Südfrankreich, unweit von Avignon und dem Ausfluß der Rhone in das Mittelländische Meer gelegen. Ein Sohn dieses Mannes, Jean Gilles André, geb. 18. Juli 1673 in St. Gilles, einem durch seinen guten Nothwein und als Geburtsort des guelfischen Papstes Clemens IV. bekannten Städtchen südöstlich von Nîmes im Niederlanguedoc, erscheint bereits im ältesten Register der Offenbacher französisch-reformirten Gemeinde vom 27. Juli 1699 als „*fabricant en soie et ouvrier de bas*“, ist also derjenige seines Hauses, welcher emigrierte.*) Die André waren unzweifelhaft eifrige Hugonotten, und es geht sogar die Legende, daß eine André als Opfer der „*Chambre ardente*“ ihr Leben auf dem Scheiterhaufen geendet habe, was nicht unmöglich scheint, wenn man erwägt, daß sich gerade in Südfrankreich die Glaubensgerichte am Längsten erhalten haben, und zu Toulouse 1617, zu Carcassonne 1635 die letzten Kezerverbrennungen stattfanden. Jean Gilles André, vermählt mit Judic Gerain (Guérin?), starb am 21. August 1748 in Offenbach, und hinterließ sechs Kinder, von denen nachweislich die beiden jüngsten hier geboren sind. Das zweite Kind, Marc André (S. 81), vermählte sich mit einer Marie Juliane Pfalz aus Mannheim, welcher Ehe wiederum fünf Kinder entsprossen, deren zweitgebornes Johann André war, der am 28. März 1741 hier das Licht der Welt erblickte.**) Aus dessen Ehe mit Kath. Elisa-

*) Dieser Gilles André scheint indeß anfänglich, und noch bis 1709 in Frankfurt gewohnt zu haben, denn in das Vorblatt seiner Bibel finde ich eingeschrieben: „*le 23. Avril 1709 jay quite franfort apres avoir demeure 16 ans pour venir demeure a offenba.*“

**) Ein jüngerer Bruder Johanns hieß Johann Anton André, geb. 1743, war Seidenfärber und Kirchenältester der franz.-ref. Gemeinde hierselbst („*teinturier en soie et ancien*“), dessen zweites Kind, geb. 1773, ebenfalls Joh. Anton mit Vornamen hieß und ebenfalls Färber, der Vater des noch lebenden früheren Färbereibesizers und Stadtverordneten Ludwig André war. (Die Färberei wurde, wie bereits S. 166 bemerkt, neuerer Zeit nach Hirschhorn a. N. verlegt.)

beth Schmalz von Mannheim gingen abermals sechs Kinder hervor, von denen das fünfte Joh. Anton André war, geb. 6. October 1775, also im Jahr der Anwesenheit Goethe's in Offenbach!

Jener Johann André und dieser sein Sohn Anton André sind die berühmtesten ihres Geschlechts, und kommen hier ausschließlich in Betracht.*)

Johann André's Großvater Jean Gilles (Aegidius) war also als Seiden- und Strumpfwirker im Alter von etwa 25 Jahren aus dem südlichen Frankreich nach Offenbach**) gekommen, scheint später jedoch ausschließlich nur noch die Seidenmanufaktur betrieben zu haben, denn sein Sohn Marc André André tritt im Register der hiesigen franz.-ref. Gemeinde nur noch als „*fabricant de soie*“ auf. Auch dessen Sohn, unser Johann, war anfänglich dem Kaufmanns- und Gewerbebestande bestimmt, und Niemand dachte daran, ihn sich einer Kunst widmen zu lassen, bis er durch einen in Frankfurt Musikunterricht nehmenden Spielfkameraden auf die Tonkunst hingeführt wurde. Der Freund lehrte den Freund nach Kräften wieder, was er selbst von seinem Lehrer in Frankfurt gelernt, und weckte auf diese Art die Liebe zur heiligen Musica in dem kleinen Johann, der es so zuletzt denn auch bis zu einigen leichten Klavierstücken brachte, die er ohne allen Begriff von Fingersatz u. vorzutragen wußte. In seinem zwölften Jahre kam er zu einem Landpfarrer in Pension, wo ihm ein altes Klavier für seine autodidaktischen Musikstudien zur Verfügung stand, und brachte es dort durch Fleiß und Eifer doch so weit, daß, als er mit 16 Jahren nach Offenbach zurückkehrte, um dort in Vaters Geschäft „die Handlung zu erlernen“, wie der althergebrachte Ausdruck lautete, ein inzwischen daselbst eingetroffener Musiker von Fach viel Vergnügen daran fand, mit ihm Königs Choralbuch durchzugehen, und ihm gleichzeitig einigen theoretischen Unterricht in Generalbass und Finger-

*) Anton André erzielte in seiner Ehe mit Marie Julie Hegar von Darmstadt fünfzehn Kinder: 11 Knaben, 4 Mädchen, von welchen jedoch 5 in sehr frühem Alter starben. Heute sind nur noch vier Söhne am Leben. Carl Aug., Rentier (früher, seit 1829, Pianofortefabrikant) in Frankfurt; Julius, Musiker (bes. Orgelcomponist) und Kaufmann ebenda; August, Inhaber des Musikverlags von Johann André und Stadtverordneter in Offenbach; — und Jean Baptiste (das jüngste Kind), bisher Herzogl. Kapellmeister in Ballenstedt, der sich ebenfalls als tüchtiger Musiker, Componist zahlreicher Gesangs- und Klavierstücke und eleganter Pianist einen Namen machte. Anton André's ältestes Kind war eine Tochter, Auguste, die an Johann Baptist Streicher in Wien verheirathet war, dem Sohne des Musikers Andreas Streicher, Schillers treuem Freund und Fluchtgenossen aus der Karlschule nach Mannheim und Frankfurt, dem nachmaligen Gründer der so berühmt gewordenen, nach seinem Tode auf seinen Sohn, den Gatten Auguste André's, übergegangenen Klavierfabrik in Wien.

**) Beziehungsweise Frankfurt: siehe Note 1 der vor. Seite.

jaß zu ertheilen, — was Alles jedoch nur wenige Monate währte, da die Mutter nach dem um diese Zeit erfolgten Tod ihres Mannes es für angezeigt hielt, den Sohn in ein Haus nach Mannheim in die Lehre zu geben. Dort versäumte er nicht leicht eine Oper oder ein Concert; aber seine Schüchternheit hielt ihn entfernt von dem Umgang mit den Musikern selbst. Anders gestaltete sich dies in Frankfurt, wohin er mit seinem 20. Jahre kam, und woselbst um jene Zeit nicht nur ein französisches Schauspiel, sondern auch eine italienische *Opera buffa* Vorstellungen gab. Durch das Hören vieler und guter Musik, und inzwischen selbst bereits ein leidlich fertiger Klavierspieler geworden, kam Johann André hier zuerst der Gedanke, sich nun auch einmal in der Composition zu versuchen. So entstanden zuerst einige kleine Lieder, sodann eine Klavier-sonate, zuletzt sogar eine komische Oper: „Der Töpfer“.*) Sie wurde aufgeführt, gefiel, und entschied für Johanns fernere Laufbahn. Goethe, der um jene Zeit in Frankfurt als *Doctor juris* ohne Praxis privatisirte, von der originellen Laune der Oper angesprochen, deren er ja auch in seinen Erinnerungen gedenkt, machte Andrés Bekanntschaft, und übergab dem längst bereits in seine Fabrik nach Offenbach Zurückgekehrten sein Singspiel „Erwin und Elmire“ (1775) zur Composition, die ihm nicht lange darauf einen Ruf als Kapellmeister an die Döbbelin'sche Bühne in der Behrenstraße in Berlin eintrug, wohin er, nachdem er seine Seidenfabrik an der Mutter Bruder Pfalz übergeben hatte, 1777 mit Frau und Kindern überzog, um, wie er sagte, hier „erst die Musik zu lernen“. Und es läßt sich auch nicht verkennen, daß damit für ihn eine neue Epoche der Entwicklung begann, und seine Arbeiten von diesem Wendepunkt an den Stempel größerer Reife und Gediegenheit sowohl in Betreff der poetischen Erfindung als der geistigen Vertiefung und eines schulgerechten Satzes tragen.**) So sehr ihm der

*) Goethe bemerkt hierzu a. a. D.: „... Dagegen hatte sich ein realistischer Dämon des Operntheaters bemächtigt; Zustands- und Handwerks-Opern thaten sich hervor. „Die Jäger“, „Der Fashinder“, und ich weiß nicht was alles, waren vorausgegangen. André wählte sich den „Töpfer“. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben, und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet.“

**) Am 3. October 1778 ging auf dieser Bühne (zum Erstenmal in Berlin, und wahrscheinlich in Deutschland) Shakespeares „Macbeth“ in einer prosaischen und recht willkürlich zurechtgestuften Bearbeitung von Wernicke in Scene, nachdem Döbbelin bereits 1775 den „Othello“ hatte vorausgehen lassen, mit dem er indeß weniger Erfolg hatte, als mit „Macbeth“. Zu diesem hatte Joh. André eine Musik componirt, über welche damals die „Litteratur- u. Theaterzeitung“ sehr Günstiges berichtete: „Eine den tragischen Inhalt des Schauspiels ankündende Symphonie, welcher die hervortönenden Pässe und Paufen die größte Feierlichkeit gaben, eröffnete das Stück. Der Abänderer [?] hatte Herrn André auf die Idee geleitet, eine charakteristische Musik zu dem Chor der Fejen in der 1. Scene des I. Akts zu setzen. In der 1. Scene des IV. Akts,

Aufenthalt in Berlin in jeder Weise zusagte, so trieben geschäftliche Rücksichten unsern André doch 1784 wieder nach Offenbach zurück, woselbst er bereits 1774 eine Musikverlagshandlung sammt Notendruckeri errichtet hatte, und auch während seines Berliner Aufenthalts fortführen ließ, also eine doppelte Thätigkeit entwickelte, welche auf die Dauer nicht möglich war, zumal das Offenbacher Geschäft während seiner Abwesenheit nur mit Verlust arbeitete. Der Wunsch, es nach Berlin zu verlegen, scheiterte an einem bereits an die Hummel'sche Musikalienhandlung daselbst verliehenen ausschließlichen Privilegium, welchem es also Offenbach zu danken hat, daß ihm das Haus André erhalten blieb. So kehrte er denn 1784 anher zurück, nachdem ihn kurz zuvor noch der Markgraf von Brandenburg-Schwedt mit Titel und Rang eines Prinzlich Preussischen und Markgräflich Brandenburg-Schwedt'schen Kapellmeisters charakterisirt hatte. In Offenbach ließ sich André nun die Weiterentwicklung seines Etablissements besonders angelegen sein, wodurch er ebenso, wie durch die Erzeugnisse seiner Muse, der Kunst mit nie ermüdendem Eifer gedient hat. Für die schönsten und correctesten Ausgaben musikalisch hervorragender Werke war er unablässig thätig, und hat bis zu seinem Tode über tausend größere und kleinere Verlagsnummern drucken lassen,*) entfaltete daneben aber fortwährend eine erstaunliche eigne Produktionskraft, indem er, außer seinen Klavier- und sonstigen Instrumental-Compositionen, allein an dreißig Operetten („Herzog Michel“, „Peter und Hannchen“, „Laura Rosetti“, „Der Töpfer“, „Erwin und Elmire“, „Der Alchymist“, „Das Automat“, „Der Barbier von Bagdad“, „Belmont und Constanze“, „Der alte Freier“ etc.) verfaßte, welche sämmtlich sowohl durch gesangreiche, fließende Melodien, als durch prägnanten Witz und Kraft im Ausdrucke sich auszeichnen. Musikgeschichtlich inter-

wo Helate von ihrem Geiste gerufen wird, ließ sich ein liebliches expressives Andantino von Flöten hören. Im 2. Auftritt des nämlichen Aktes war der Chor der Hegen, bei dem sie um den Kessel tanzen, und der letzte Chor im 3. Auftritt dieses Aktes, wie auch der aufrufende Beschwörungschor bei Erscheinung der acht Könige von der seltensten Wirkung und überaus vortrefflich. Die Musik, bei der durch Vertheilung gewisser Instrumente unter und neben der Bühne, in stoßweiser Begleitung des Donners etwas ganz Fremdes empfunden wurde, gab den dämmerlichten grausenollen Hegenscenen eine große Feierlichkeit. Ebenso beziehend und dem Stücke angemessen war die Musik zwischen den Akten.“ — „Macbeth“ mit der André'schen Musik wurde mehrmals bei vollen Häusern wiederholt, zum Theil „auf hohen Befehl“ und „auf vieles Begehren.“

*) Jetzt zählt der Joh. André'sche Verlag über 12,000 Nummern. Auch Bürgers „Lenore“ in Joh. André's Composition ist f. B. in dessen Verlag erschienen, mit einem Titelkupfer von Chodowiecki geziert, den Moment darstellend, wo der gespenstische Wilhelm, seine Grabesbraut rittlings hinter sich im Sattel, auf feuerschnaubendem Ross, am Rabenstein vorüber, von Nachtgevägel und dem „lustigen Gefindel“ umschwirrt, zur offenen Kirchhofspforte hineinragt.

effant ist, daß Breßner den Text zu „Belmont und Constanze“ („Die Entführung aus dem Serail“) für Joh. André schrieb (1780): die Oper wurde am 25. März 1781 in Berlin gegeben, und siebenmal wiederholt.*) Außer zum „Macbeth“ schrieb André auch eine Musik zum „König Lear“. An diese Werke reiht sich dann noch eine große Anzahl von Liedern und Gesängen, wovon die Composition des Claudius'schen Rheinweinliedes „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“ wohl unter allen das populärste geworden ist, und durch ganz Deutschland gesungen wurde.**) Ein besonderes Verdienst erwarb sich Joh. André noch durch das geschmackvolle, kritische Urtheil bekundende Arrangement der Pleyel'schen Violin-Quartette, wie auch durch die Uebertragung vieler französischen Opern-terze in's Deutsche. Am 18. Juni 1799 endete ein Schlagfluß dieses ruhm- und thatenreiche Leben.

Des verdienstvollen Vaters würdiger Nachfolger war sein genialer dritter Sohn Joh. Anton André, geb. 6. October 1775 zu Offenbach, der nicht so eigentlich in den Rahmen dieser Bilder hereingeht, weil er mit seiner Hauptwirksamkeit in eine spätere Zeit fällt, dem aber an dieser Stelle doch auch ein Denkstein aufgerichtet werden soll.

Bei dem Söhnchen Johanns machte sich schon in frühesten Kindheit die Neigung und das Talent zur Musik energisch geltend. Kaum einige Jahre alt, hatte er schon sein Lieblingsliedchen, das ihm seine Wärterin immer vorsingen mußte, wozu er dann mit dem ersten besten Spielzeug, das er gerade zur Hand hatte, den Takt schlug. Als einst der Violinlehrer kam, um des vierjährigen Anton älterem Bruder Unterricht zu geben, dieser aber nicht zu Hause war, unterhielt sich Jener mit dem Kleinen, und war aufs Aeußerste erstaunt, daß dieser in Zeit einer Stunde die Noten spielend gelernt hatte. Nun erhielt er denn auch Klavier- und Violinunterricht, der sich aber nach dem Willen des Vaters vorerst nicht weit über das Kinderspiel erheben durfte. Doch alle Uebungsstücke spielte er alsbald auswendig, sang zu Hause auch die meisten Melodien nach, welche er im Theater zu Berlin hörte, so daß ihm sein Vater auch Gesangsunterricht erst ertheilen ließ, dann, nach Offenbach heimgekehrt, selbst ertheilte, wozu später noch Unterweisungen im Generalbass traten. Dabei übte er mit rastlosem Fleiße das Klavier, so daß er bereits mit elf Jahren eine ungemeine Fertigkeit im Partiturspiel besaß. Als erste Versuche in der Composition erschienen 1787 einige Klavier-sonaten mit obligater Violine, denen er bald mehrere Symphonien und Menuette für die Offenbacher Liebhaber-conzerte nachfolgen ließ. Im Herbst 1789 ward er zu seiner weiteren Ausbildung nach Mannheim, dem Geburtsort seiner Mutter, gesandt, woselbst er sich unter dem berühmten Ignaz Fränzl noch weiter in der Musik, und namentlich im Violinspiel ausbildete, auch im dortigen Theaterorchester als Amateur mitgeigte. Schon 1790 wieder in der Vaterstadt, übernahm er hier, um sich in der Dirigirkunst zu üben, eine Zeit lang die Leitung des Orchesters einer Schauspielergesellschaft. Im Jahr 1792 erneute Generalbassstudien unter Voll-

*) Die Mozart'sche Oper gleichen Namens erschien, mit Textzusätzen von Stephani, am 12. Juli 1782 zu Wien.

**) Da der Text dieses Liedes nach allgemeiner Annahme in dem Gasthaus „Zur Krone“ in Großgerau gedichtet worden sein soll, so ist dies Lied in Wort und Ton auf heffischem Boden entstanden!

weiler in Mannheim;*) im folgenden Jahr wieder in Offenbach, befaßte er sich hier nun auch mit dem Verlagsgeschäft und der Notendruckerei, um 1796 als Stubiosus der schönen Künste und Wissenschaften die Universität Jena zu beziehen. Nach einer von dort aus unternommenen größeren Studienreise mußte Anton 1798 infolge einer schweren Erkrankung seines Vaters hierher zurückkehren, nach dessen bald darauf erfolgtem Tode er das Geschäft ganz übernahm. Im Herbst 1799 machte er seine zweite Reise, von welcher er als Hauptbeutestück den größten Theil des handschriftlichen Nachlasses von Mozart nach Offenbach heimbrachte, den er von dessen Wittve in Wien erworben hatte.***) Im folgenden Jahre unternahm André eine dritte Reise, bei welcher Gelegenheit er einen dreimonatlichen Aufenthalt in England, nachdem aber seinen dauernden Wohnsitz in Offenbach nahm, um diese Zeit auch mit Hülfe des aus München von ihm hierherberufenen Erfinders Aloys Senefelder die Lithographie in seiner Notendruckerei hier einführte,***) und völlig und ganz der Kunst lebte. „Mit einer seltenen Liebe zur Geschichte und Literatur der Musik“, schreibt ein Zeitgenosse von ihm, †) „hat er sein Haus, in welchem früher schon, zu Lebzeiten seines unvergesslichen Vaters, alle Räume angefüllt waren mit musikalischen Kunstwerken, zu einem wahren Archive und Pantheon der Tonkunst umgestaltet. Er besitzt die reichste und kostbarste Sammlung von Bildnissen berühmter Tonkünstler vielleicht in der ganzen Welt, die seltensten Originalhandschriften, und daneben in seiner Handlung selbst einen Notenvorrath, so-

*) G. J. Bollweiler, einer der gründlichsten musikalischen Theoretiker und tüchtigsten Lehrer, u. A. von Aloys Schmitt. Sein Sohn, der Componist Karl Bollweiler, ist 1813 in Offenbach geboren.

**) Ueber diesen großartigen Erwerb gab Anton André zum Zweck des Verkaufs der Sammlung im Ganzen oder Einzelnen 1841 einen thematischen Katalog heraus, der 80 Seiten gr. 8° füllt! Das Register desselben weist folgende Hauptrubriken auf: Kirchnmusik; Opern-, überhaupt Theatermusik; Concert-Arien, Lieder und Solifeggien; Symphonien und Ouverturen; Serenaden, Märsche, Divertimenti; Harmoniemusik; Streichmusik (Conzerte, Quartette, Quintette u.); Musik für Orgel, Flöte, Oboe, Hörner, Harfe, Harmonika; Tanzmusik; — endlich authentische Abschriften Mozartscher Symphonien im Stimmen mit Correkturen von des Meisters Hand. Unter diesen Schätzen befanden sich auch eine Menge Anebida, deren einzelne später in Andrés Verlag erschienen. Von den Opern-Manuskripten nenne ich nur: „Jaide“, „Domeneo“, „Die Gans von Cairo“, „Don Juan“, „Der Schauspieldirektor“, „Cosi fan tutte“, „Die Zauberflöte“, „Titus“; — außerdem noch eine große Anzahl italienischer, zum Theil für Mailand componirter, in Deutschland gänzlich unbekannter, zum Theil auch unvollendeter Opern, Operneinlagen, Scenen, Arien und mehrstimmiger Gesänge, eine Balletmusik zu „Domeneo“, eine Pantomime, dramatische Cantate u. Die Mehrzahl dieses handschriftlichen Nachlasses von Mozart wurde von der königlichen Bibliothek in Berlin erworben; im Besiz des Hauses André befindet sich heute Nichts mehr von diesen Schätzen, wenn nicht etwa einer der vier Brüder noch ein Blatt oder eine Nummer in seinem geheimsten Privatbesiz verborgen hält! Die Partitur zum „Don Juan“ ist bei der Erbtheilung des Anton Andréschen Nachlasses in den Besiz seines Schwiegersohnes J. B. Streicher in Wien, und von diesem bekanntlich durch Verkauf an die große Viardot-Garcia übergegangen.

***) Bis dahin, und in neuerer Zeit wieder, wurde der Notendruck lediglich durch gestochene Zinkplatten hergestellt; nur die Titel werden noch immer auf lithographischem Wege angefertigt.

†) Im „Universal-Lexikon der Tonkunst“, herausgegeben von Dr. G. Schilling, Stuttgart 1834.

wohl eigenen als fremden Verlags, wie er ohne Zweifel in keiner ähnlichen angetroffen wird. Daher war er auch eine der ergiebigsten Quellen für Gerber bei Abfassung seines bekannten Tonkünstler-Lexikons, und konnte nur er der urtheilsfähigste Schiedsrichter sein in dem von Gottfried Weber geführten Streite über die Richtigkeit des Mozart'schen Requiems. Nicht weniger thätig ist er geblieben und hat sich der allgemeinsten Hochachtung würdig gezeigt als Componist. Von seinen überaus zahlreichen, mehr denn hundert Nummern zählenden Tonshipfungen heben wir zunächst sein 32. Werk hervor: „Sprichwörter für vier Singstimmen“ u. a., ein Werk, das dem schalkhaftesten Wize seine Entstehung, und der ersten, tiefsten harmonischen Kunst des Verfassers seine Ausführung verdankt; — dann die [jetzt vergessenen] Opern: „Die Weiber von Weinsberg“ und „Rinaldo und Alcina“; Flötenconcert op. 10; Hoboenconcert op. 8; die Cantate: „Der Friede Tuiscons“; ein Doppelconcert für Violine und Violoncell; mehrere Violinquartette, eine vierstimmige Fuge, eine vierhändige Sonate op. 12,“ — und vor Allen seine Symphonien, besonders die in *Es-dur*, sowie 6 Duette op. 51. — Außerordentlich beliebt und mit Recht gefeiert waren aber seine Lieder mit ihrem süßen, oft wehmuthsvollen Schmelz und ihrer ergreifenden Innigkeit; so seine Composition des Matthiäson'schen „Durch Fichten am Hügel, durch Erlen am Bach“, — so des Uelken'schen: „Im Arm der Liebe ruht sich's wohl, wohl auch im Schoß der Erde“; ferner Goethe's Lied „An die Entfernte“, „O selig, wer liebt“ von Friederike Brun u. s. w. — Als äußere Auszeichnung erhielt Anton André den Titel eines Großherzoglich Hessischen Hofkapellmeisters und Fürstlich Jsenburgischen Hofraths. Er starb am 6. April 1842.

Die persönliche Erscheinung dieses in mehr als Einer Hinsicht ausgezeichneten Mannes ist mir aus meiner Knabenzeit noch sehr wohl erinnerlich: der bedeutende Kopf mit den respekt einflößenden Zügen, die etwas vorgebeugte Haltung, der kräftig ausfahrende, ein wenig knieschüssige Gang, den diden Stock, Spitze nach vorn, unterm Arm getragen, — so sehe ich ihn noch aus der Kesselfallee von seinem Spaziergange heimkommen! Im Hause trug er meist ein schwarzsammetnes Pastorenkappchen.

Das jetzige André'sche Haus, Domstraße No. 21, ist nicht das früheste gewesen, welches die Familie in Offenbach bewohnte; denn in der Goethe'schen Zeit hatte sie das nachmals Dejonge'sche, jetzt Nagel'sche Haus, Herrustraße Nr. 54, unmittelbar neben der Bernard'schen Fabrik inne, was für das Verständniß und zur Feststellung der Vertlichkeit in diesem letzten Abschnitt unserer Darstellung von Wichtigkeit ist; denn wenn Goethe bei Joh. André abstieg, so befand er sich hier in nächster Nachbarschaft von Bernard=d'Orville! Das Haus in der Domstraße wurde erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut, und zwar anfänglich einstöckig, während der zweite Stock mit Belvedere, wie wir es jetzt sehen, erst später aufgesetzt wurden. (Vergl. hierzu auch das bereits S. 111 u. 112 Mitgetheilte.)

Was aber hier wenig oder gar nicht bekannt, das ist die beglaubigte Thatsache, daß der große Wolfgang Amadäus selber einmal hier in Offenbach bei André zu Gaste war: im Jahr 1790 — also nur ein Jahr vor seinem Tode! — wo er als Leiter der Kaiserlichen Privatkapelle im Gefolge des zur Krönung in Frankfurt erschienenen Kaiser Leopold II. ebenfalls dorthin ge-

kommen war. S. 400 des Schöffentraths-Protokolles *ad hoc* findet sich nachstehender Eintrag: „Mittwoch den 13. Oct. 1790. Als vorkame, daß der Kaiserl. Concert-Meister Mozart um die Erlaubniß nachsuche, morgen Vormittag im Schauspielhaus ein Concert geben zu dürfen: solle man ohne Consequenz auf andere Fälle hierunter willfahren“. Auf dem Titel der alten André'schen Ausgabe des Klavier-Concerts in *F* mit Begleitung von großem Orchester ist bemerkt: „*Ce Concerto a été exécuté par l'Auteur à Francfort s/M. à l'occasion du Couronnement de l'Empereur Leopold II.*“ Da sonst immer das Mozart'sche Concert *D-dur* als „Kronungs-Concert“ bezeichnet wird, so ist anzunehmen, daß Mozart beide Concerte damals in Frankfurt gespielt habe. — Der unsterbliche Länddichter mochte in jenen festlichen Frankfurter Tagen wohl des Oesteren hier bei André Vater und Sohn zu Besuch gewesen sein; das eine Mal aber, von welchem es konstatiert, und das hier gemeint ist, hatte es sich also gefügt, daß Mozart bei einem solchen Besuche allda eine heitere, ungezwungene Tanzgesellschaft antraf, und da an Tänzerinnen Mangel war, rasch entschlossen sich die schönste Kalzerin der André'schen Notendruckerei engagirte, und mit dieser seinen Tanz machte. Bekannt ist ja Mozarts heftige Passion für das Tanzen! Otto Jahn erwähnt in seiner berühmten Biographie des großen Meisters im Reich der Töne, daß ihm unter allen Vergnügungen Tanzen die liebste, — Kelly sagt, daß neben dem Billardspiel Tanzen seine größte Leidenschaft gewesen sei. Jene „schönste Kalzerin“ aber rühmte sich ihr Lebenslang, daß der große Mozart sie einmal zum Tanze geholt habe, und durch ihre Tochter, welche später mit dem Einnehmer Becker am Kanalthor zu Hanau verheirathet war, kam die Sache wieder an den Tag, wurde festgestellt, und tritt nun auf diesen Blättern mit manchem Anderen zum Erstenmal an's Licht! . Die Thatsache indeß, daß weiland Wolfgang Amadäus Mozart auch einmal mit seinem irdischen Theil in Offenbach zu Gaste gewesen, wäre Anlaß genug, in Verbindung mit der anderen: daß dann so lange hier auch sein unsterbliches Theil verwahrt lag, eine künftige StraÙe unserer Stadt „Mozart-StraÙe“ zu benennen! — —

Die Brüder Johann Heinrich und Johann Nikolaus Bernard kamen, soweit sich dies noch feststellen läßt (Stamm-bäume und Geschlechtsregister fehlen hier gänzlich), zunächst aus dem Elsaß, wahrscheinlich von Straßburg hierher, sind aber muthmaßlich Schweizer Herkunft. Nikolaus Bernard ist der Gründer der hiesigen Schnupftabaksfabrik, der älteste AInherr unserer Industrie; später trat sein Bruder Heinrich in das Haus ein, dessen Firma dann eine Zeit lang Joh. Nik. & Joh. Heinr. Ver-

nard hieß, um nachmals den noch heute bestehenden Namen „Gebrüder Bernard“ anzunehmen. (Vergl. die Firmentabelle S. 166.)*

Heinrich war mit einer geb. Rungius, — Nikolaus, der seinen Namen schon durch die Schaffung der heute noch, und mehr wie je, blühenden Institution des Offenbacher Westtages, *vulgo* „N i c k e l - c h e s t a g“, unsterblich gemacht (S. 158), mit einer geb. Lange ver- mählt. Heinrich starb bereits 1766, und hinterließ zwei unmündige Kinder: eine Tochter, Jeanne Rachel Bernard, nachmals ver- heirathet mit Jean George d'Orville („*négociant de Franc- fort*“, wie im hiesigen franz.-ref. Kirchenregister steht), — und einen Sohn: Peter Bernard. Nach Heinrich Bernards Tode war dessen Wittwe in zweiter Ehe mit einem Herrn von Buttler ver- mählt, der aber nicht als Theilhaber in das Haus eintrat, viel- mehr auf alle Erträgnisse von dieser Seite für seine Person ver- zichtete, wenn schon er eine Zeit lang im Geschäft thätig gewesen zu sein scheint.

*) Auch die Bernard'sche Fabrik und deren Inhaber wurden bei ihrer Gründung Seitens des Grafen (nachmals Fürsten) Wolfgang Ernst von Fsenburg mit sehr weitgehenden Privilegien ausgestattet, welche durch dessen Nachfolger oftmals erneut und erweitert wurden. Unter jenen Gerechtigkeiten und Vergünstigungen sind besonders hervorzuheben: freie Einfuhr aller Fabriks- materialien; freier Ausgang aller Fabrikserzeugnisse. Ausschließliches Privileg; dem Handelsmann Koch wird sein Gesuch um Erlaubniß zur Errichtung einer Schnupftabaksfabrik abgeschlagen. Die Führung des Fürstlich Fsenburgischen Wappens mit der Umschrift: „Fürstlich Fsenburgische privil. Schnupftabaksfabrik“ auf den Etiketten des Hauses. Befreiung des (S. 87, Note 2 genannten) Bau- platzes zur Erweiterung der Fabrik von Grundzins und Abgaben. Die Mit- glieder der Bernard-d'Orville'schen Familie sind frei von „Schutzgeld, Wachten, Jagden und übrigen Frohnden, auch Einquartierungen.“ Jährliche Abgabe an die Staatskasse von 1 Rthlr. (später sogar auf 1 fl. herabgesetzt). Befreiung von allen extraordinären Lasten. Den Mitgliedern der Bernard'schen Familie ist in allen Kanzleiausfertigungen das Prädikat „Herr“, resp. „Frau“ und „Jungfer“ zugestanden u. s. w. u. s. w. Nachdem Fsenburg Heffisch gewor- den, wurde von der Großherz. Regierung dem Hause Bernard ein Theil jener Vergünstigungen, soweit sie mit dem Geist der neuen Gesetzgebung verträglich, zwar bestätigt, ein größerer jedoch, bei dem dies nicht mehr der Fall, zurück- gezogen. In den über diese alten Gerechtigkeiten erlassenen Gunstbriefen finde ich in einer fürstlichen Urkunde v. J. 1764 gesagt: „Unser Flecken Offen- bach;“ — i. J. 1769: „Unser Ort Offenbach“. In einer bezügl. Urkunde v. J. 1744 erscheint Nikolaus Bernard als „Vergnüglich Sachsen-Gothaischer Hofrath.“ Im Jahr 1803 werden als „gegenwärtige Inhaber der Bernard's- chen Schnupftabaksfabrik“ genannt: Joh. Georg d'Orville, Peter Bernard, Joh. Jakob d'Orville und Philipp Jakob d'Orville, — letzterer Sohn des Vorhergehenden; Haus: Linfenberg. — Ward auch durch Vergünstigungen wie die aufgeführten der Grundstein zu dem nachmaligen Reichthum des Hauses gelegt, so war dies doch in keiner Weise zum Nachtheil unsers Platzes und unsers Gemeinwesens, da genanntes Haus in alter und neuer Zeit in Wahrheit die Devise „*Noblesse oblige*“ zu der seinigen gemacht, und niemals mit seinen Mitteln getarnt hat, wo es galt in dieser oder jener Form und Art das öffentliche Wohl fördern zu helfen.

Nikolaus Bernard nun ist der Freund Goethe's, der „Dnkcl“ Bernard gewesen; — sein Neffe Peter Bernard aber der leidenschaftliche Musik-Enthusiast und Inhaber der berühmten Kapelle!

Diese paar Zeilen schreiben sich ganz glatt hin, und lesen sich noch rascher, als sie sich schreiben; -- und doch sind sie das Resultat langer und gewissenhafter Nachforschungen, und das Facit einer verwickelten Rechnung voll der theilweise widersprechendsten Angaben und Factoren.

Denn ebenso, wie man in der Familie d'Orville selbst bis in die neueste Zeit über das Haus, in welchem hier Goethe wohnte, wenn er bei Bernard-d'Orville zu Gast, getheilte Meinung war (vergl. S. 105—107), und zuletzt gerade die von der Minorität der Stimmberechtigten vertretene Ansicht den Sieg davontrug, — so verhielt es sich ganz ähnlich mit der andern Streitfrage: welcher Bernard war der Goethe'sche „Dnkcl“ Bernard? — eine Frage, die fast immer zu Gunsten Peters entschieden wurde, indem man so ohne Weiteres annahm, der feurige Verehrer der musikalischen Muse müsse auch der Freund des größten Dichters gewesen sein, ohne zu wissen oder zu bedenken, daß er dies schon darum kaum gewesen sein konnte, weil er, 1755 geboren, i. J. 1775 erst ein junger Mann von zwanzig Jahren war, dem der von Goethe erwähnte „Familientitel Dnkcl“ doch kaum zukommen konnte, wohl aber Nikolaus Bernard, dem „Dnkcl“ der Kinder seines damals bereits verstorbenen Bruders Heinrich, und als solcher mithin der Senior der Familie Bernard, der an Peter und Nabel Vaterstelle vertretende Ohm! Der junge Peter befand sich zur Zeit der Anwesenheit Goethes in Offenbach allem Vermuthen nach gar nicht hier, sondern auf Reisen, da weder Goethe ihn in seinen Erinnerungen, noch Peters nachmalige Frau Elisabeth, geb. Thurneyssen, in ihren schon mehrfach angeführten, an 20 Bände zählenden Tagebüchern auch nur mit einer Silbe Goethes erwähnt! Die ganze Streitfrage wäre vermieden worden, wenn Goethe nur ein Einzigesmal den Vornamen des „Dnkcl Bernard“ genannt hätte: — vermuthlich hatte er ihn schon vergessen, als er Decennien später die Erinnerungen an seine Offenbacher Tage niederschrieb.

Erst durch vielfache, oft lange Zeit auseinander liegende mündliche Erörterungen dieser Controversfragen mit den verschiedenen Zweigen und Gliedern des Hauses d'Orville*), durch mir gewährte

*) Der Bernard'sche Stamm erlosch vor nicht allzulanger Zeit in einem in Frankfurt verstorbenen Manne dieses Namens. Frau Peter Bernard starb hier i. J. 1834.

Einsicht in Familienpapiere, sowie durch Mittheilungen meiner verstorbenen zweiten Mutter, deren Mutter hinwiederum eine Schwester der Fräulein Mimi und Lili Fuchs (späteren Frauen Georg d'Orville und Generalin Albert) und Nichte der Frau Peter Bernard gewesen, — sodann endlich durch Gegenüberstellen, Vergleichen und sorgfames Abwägen all' dieser sich oft unter einander vielfach widersprechenden Angaben und Daten, glaube ich, daß es mir gelungen ist, das einzig Richtige in beiden Fragen (der Orts- und der Personenfrage) zu eruiren, jedenfalls aber hier zum Erstenmal im Druck zu veröffentlichen, und damit in die Goethe-Literatur einzuführen.

An die Bernard reihen sich unmittelbar die d'Orville an. Die d'Orville stammen sämmtlich (auch die noch in Frankfurt, Michelstadt und weiterhin in Deutschland wohnenden), selbst wenn sich die verwandtschaftlichen Beziehungen unter den einzelnen Zweigen des alten Stammes in späterer Zeit völlig gelöst haben, von einem altfranzösischen Rittergeschlecht, das aller Wahrscheinlichkeit nach bereits allsogleich nach der Bluthochzeit (1572) Frankreich verlassen hat. Im Besitze des Seniors der Offenbacher Linie befindet sich noch der schön auf Pergament geschriebene alte *Stammbaum des Hauses*, welcher indeß mit dem vorigen Jahrhundert abbricht. Dieser Stammbaum beginnt:

„Famille des d'Orvilles“,

„originaire du Pays de Cambresis et de la Ville de Valenciennes“ —

(also vom äußersten Norden Frankreichs, unweit der Belgischen Grenze herstammend), und nennt als Ahnherrn:

„Arnold, qualifié fils de Gilles de Lesdaing de Wallincourt, Seigneur de Orville, village au Pays d'Artois, non loin de Pas, est compté entre les Nobles Chevaliers du Cambresis au Tournois d'Anchin 1096; — un autre Arnold, Seigneur d'Orville, a été Gouverneur de la Ville d'Arleux 1191“.

Also: auf dem Turnier von Anchin erscheint 1096 bereits ein Seigneur Arnold von Orville, einem Dorfe der Grafschaft Artois, unweit Pas (Calais?), der unter die Ritterbürtigen von Cambresis gezählt wird; — und hundert Jahre später wiederum ein Arnold d'Orville als Gouverneur von Arleux.*)

Im Weiteren führt das Geschlechtsregister auch noch mehrere d'Orville als Kanonikus der Abtei von St. Aubert auf.

*) Viele der hier genannten Orte, so auch die „*Village de Orville*“, sind topisch nicht mehr festzustellen; entweder haben sie also später ihre Namen geändert, oder sie sind ganz von der Karte verschwunden.

Der eigentliche Stammbaum beginnt nach dieser einleitenden Aufzählung indeß erst mit *Guillaume d'Orville*, vermählt mit *Isabelle de la Walle*, wobei aber leider die Jahreszahl fehlt: dieses edle Paar ist als das erste der zur Nobilitirung ehemals erforderlichen acht Ehepaare reinen Geblüts (den „berühmten sechs-zehn Ahnen“) aufgeführt, oder, wie der französisch-heraldische Ausdruck lautet: „*les premiers, qui entrent dans les huit quartiers.*“

Und nun wird weiter gezählt, bis wir auf den d'Orville treffen, welcher zuerst aus Frankreich ausgewandert: *Ferri d'Orville*, Stallmeister („*écuyer*“), geb. 1546 in Valenciennes, verheir. in Aachen 1572 mit Anne Godin, gest. 1599 in Frankenthal.*) Dieser Ehe entsprossen dreizehn Kinder, so daß zur Vermehrung und Ausbreitung des Geschlechts in Deutschland alsbald ein guter Grund gelegt war! Die Nachkommen eines der Söhne, *Samuel d'Orville*, vielleicht dieser noch selbst, lebten in Frankfurt, allwo nachmals auch ein d'Orville Bankier Friedrichs des Großen war: die Bestallungsurkunde befindet sich ebenfalls noch im Besitz des hiesigen Zweigs der Familie.

Von Frankfurt kamen die d'Orville dann später nach Offenbach, und habe ich bereits mitgetheilt, daß sich im hiesigen franz. Ref. Kirchenbuche ein *Jean George d'Orville*, „*négociant de Frankfurt*“, als mit *Jeanne Rahel Bernard* verheirathet eingetragen findet: Letztere die Schwester *Peter Bernards*, ihr Gatte der von *Goethe* erwähnte d'Orville. So entstand die Verwandtschaft zwischen den beiden Familien *Bernard* und d'Orville.

Ich füge dem gleich hinzu: daß *Joh. Georg d'Orville* der Vater von *Peter Georg d'Orville* ist, welcher sich mit *Frl. Nimi Fuchs* vermählte, und sich daher *Georg d'Orville-Fuchs* nannte; — derselbe bereits mehrgenannte d'Orville, welcher einst Oberschultheiß, dann Bürgermeister, eine Zeitlang auch Landtagsabgeordneter von Offenbach gewesen, und 1783 als erster Sproßling in dem großen neuerbauten, schloßartigen *Bernard-d'Orville'schen* Hause das Licht der Welt erblickte. Seine Gattin aber — Wer erinnert sich hier nicht ihrer noch, der imposanten Frau mit dem gewaltigen Auge, und sei es auch nur von ihrer Erscheinung auf öffentlicher Straße her, durch die sie noch in späteren Jahren mit so fester Hand die feurigen Rosse ihres Wagens am weißen Zügel dahinzulenken pflegte?**)

*) Da sich *Ferri d'Orville* noch im Jahr der Bluthochzeit vermählte, so hat es fast den Anschein, als sei er mit seiner Braut über die Grenze gezogen, und habe sich jenseits derselben alsbald trauen lassen.

**) Am 9. und 10. August 1857 beging das Haus d'Orville in wahrhaft glanzvoller Weise das Goldene Hochzeitsfest des *Georg d'Orville'schen* Ehepaars, woran gleichsam die ganze Stadtbevölkerung aktiven oder doch mindestens passiven Antheil nahm.

Die Erbauer dieses Hauses aber waren eben jener in das Geschäft der Gebrüder Bernard eingetretene Johann Georg d'Orville, und sein Schwager Peter Bernard, welche es nach seiner Vollendung auch gemeinschaftlich bewohnten, wie es denn bis zum heutigen Tage noch von zweien Familien d'Orville je zur Hälfte bewohnt wird: der in der Mitte des oberen Stockes gelegene Weiße Saal aber ist gemeinsamer Besitz der Bewohner beider Flügel.

Zu welsch' glanzvollen Festen hat sich in früherer Zeit, als der Tod noch nicht Schlag auf Schlag in der Familie d'Orville Einkehr gehalten, diese fürstliche Enfilade von Gemächern aufgethan! *Tempi passati!* . . *)

Nun die Ortsfrage: in welchem Hause war Goethe, wenn er bei „Onkel Bernard“ oder bei d'Orville in Offenbach war?

Daß Ersteres nicht in jenem offenbar erst nach 1775 erbauten oder zum Mindesten doch vollendeten Hause gewesen sein kann, habe ich vorgreifend bereits in der Note zu S. 87 u. 88 dargethan; — daß und warum Letzteres nicht im Jakob d'Orville'schen Hause Linsenberg No. 13, von welchem es am Meisten geglaubt wurde, — auf S. 106.**)

*) Im Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser, Jahrg. 1879, findet sich ein Zweig des d'Orville'schen Geschlechts eingetragen, welcher in neuerer Zeit den alten Adelstitel in aller Form wieder aufgenommen hat. Wir lesen dort: „Orville (d') von Löwenclau, evang., Preußen und Königreich Sachsen, Reichsritter mit dem Prädikat „von Löwenclau“, 12. April 1743. Die Berechtigung zur Führung des Freiherrntitels laut Rescript des königl. Preussischen Heroldsamts vom 30. April 1859 für sämtliche Familienglieder anerkannt. Beschreibung des Wappens [welches drei Löwenklauen im Schilde führt] und geschichtliche Uebersicht im Jahrgang 1877. I. Aeltere Linie. Ururgroßeltern: Isaak, Reichsritter d'Orville von Löwenclau, geb. 7. August 1699 zu Frankfurt a. M., † 17. Dec. 1763, Besitzer des adeligen Gutes Schönhof bei Frankfurt, verm. mit Maria Magdalena, geb. v. Cornet“. Außerdem wird noch „II. Jüngere Linie“ aufgeführt. In jenem früheren Jahrgang des Genealog. Taschenbuchs wird im Artikel über die d'Orville-Löwenclau auch des Offenbacher Zweiges des d'Orville'schen Hauses gedacht. Sämmtliche d'Orville führen die drei Löwenklauen im Wappen, was jenen beiden renobilitirten Linien den Beinamen „von Löwenclau“ verschaffte.

**) Bekräftigend füge ich dem dort Gesagten hier noch hinzu, daß sich im Register der hiesigen franzöf.-ref. Gemeinde der Tag der Geburt und Vermählung des ältesten der dort erscheinenden d'Orville, Johann Jakobs, des Erbauers des mehrerwähnten (jetzt Dr. Weber'schen) Hauses Linsenberg No. 13, zwar nicht eingetragen findet, wohl aber die Geburtstage seiner in rascher Folge zur Welt gekommenen fünf Kinder, von denen das erste, Jakob Peter, am 18 April 1785 geboren ist, mithin dessen Vater Johann Jakob und dessen Haus von Goethe gar nicht gemeint sein kann, indem Goethe im Späteren, wie wir noch sehen werden, von d'Orvilles Kindern

barnach fragenden Fremden zuweilen wohl das d'Orville'sche „Bosket“ als „Lilix Park“ zeigte, so ist dies an und für sich schon ein Phantasiestück, indem das Goethe'sche Gedicht mit jener Ueberschrift bekanntlich ja nur einen Thiergarten, und auch diesen nur symbolisch meint, in welchem Lilix Verehrer in Thiergestalt auftreten, — Goethe selbst als Bär!

Nein — das älteste Wohnhaus der Gebrüder Bernard in Offenbach, vielleicht auch von ihnen selbst erbaut, war, wie jetzt feststeht, das im V. Abschnitt dieser Blätter schon oft genannte nachmals Geheimrath Meßler'sche, nunmehr Oberlehrer Schulz'sche Haus!*)

Johann Georg d'Orville aber wohnte, bevor er das fertige Hauptgebäude bezog, also unzweifelhaft wohl auch noch 1775, in dem gegenüber demselben auf der östlichen Seite der Herrngasse belegenen, ebenfalls zur Fabrik gehörigen und gegenwärtig von Hrn. Friz Stroh, Prokurist der Firma Gebrüder Bernard, bewohnten Hause, welches längere Zeit auch der bereits genannte Herr v. Buttler und dessen Gattin (verwitwete Frau Heinrich Bernard, ihr Mann zweiter Ehe mithin Stiefvater von Peter und Nabel Bernard) inne hatten, daher es bis auf den heutigen Tag noch zuweilen der „Buttler'sche Bau“ genannt wird: Herrstraße Nr. 45. Zu ihm gehörte damals auch noch ein Stück des jetzigen Georg d'Orville'schen Maingartens.

Nun gruppirt sich die Sache ganz klar, so wie sie Goethe darstellt:

„Onkel Bernard bewohnte das größte Gebäude; weitläufige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer lebhafter Mann [also war der „Onkel Bernard“ älter, und kann schon darum nicht identisch mit dem i. J. 1775 erst zwanzig-

spricht, was nur auf Joh. Georg d'Orville gehen kann, der 1775 deren bereits vier hatte, wovon das älteste sechs, das jüngste zwei Jahre alt war. Wenn Joh. Jak. d'Orvilles erstes Kind aber 1785 geboren ist, so ist anzunehmen, daß er sich etwa 1784 verheirathete, und das große Wohnhaus auf dem Linsenberg erst 1789 erbaute, das Jahr, welches die Wetterfahne auf dem Dach meldet. — Bei dieser Gelegenheit berichtige ich noch einen kleinen Irrthum, welcher in der Note zu S. 189 mit unterließ: der dort als Theilhaber der Firma Gebr. Bernard genannte Philipp Jak. d'Orville war nicht der Sohn Joh. Jak. d'Orvilles, sondern ein anderes Glied der zahlreichen Familie; der Sohn Johann Jakobs trat erst nach des Vaters Tode in die Firma ein. Auch ist das in Note zu S. 190 Mitgetheilte dahin zu berichtigen, daß die Familie Bernard nicht in Frankfurt, sondern vor einer längeren Reihe von Jahren mit einem Herrn dieses Namens in Mannheim erlosch, dessen Frau allerdings erst viel später in Frankfurt verstarb.

*) Linsenberg No. 1, im lokalen Verkehr aber meist noch zur Herrstraße gerechnet.

jährigen Peter Bernard gewesen sein!] wohnte gegenüber . . . Ich wohnte bei Johann André.“

Das „größte Gebäude“ mit den „anschließenden weitläufigen Fabrikgebäuden“ scheint nun allerdings auf den ersten Blick das jetzige Bernard'sche Hauptgebäude zu meinen, welches damals wohl schon im Bau begriffen, theilweise bereits auch in seinem östlichen Theile, dem Hof mit den beiden Flügelgebäuden, vollendet, ja das eine der letzteren sogar von Georg d'Orville provisorisch bezogen sein konnte; — aber das von diesem und Peter Bernard gemeinschaftlich erbaute und dann gemeinschaftlich bewohnte Hauptgebäude im Hintergrund des Hofes war zu jener Zeit sicher noch nicht vollendet und bewohnt, der sich nach der Allee hin anschließende große, waldbartig angelegte Garten ebenfalls erst höchstens in seinen Grundzügen vorhanden. Auch werden wir später noch an einem eclatanten Beispiele erkennen, daß Goethe in seinen Erinnerungen bezüglich der örtlichen Angaben auch Gedächtniß-Irrthümern unterworfen war.

Was aber nunmehr unzweifelhaft feststeht, ist dieses:

André damals noch nicht in der Domstraße; Goethe nicht auf dem Linsenberg, sondern sie Alle: André, Bernard, d'Orville, Goethe, dicht beisammen am nördlichen Ende der Herrngasse.

Die Gärten aber, von denen Goethe spricht, sind die um jene Zeit bereits am Mainesufer entstandenen der Familien Bernard und d'Orville, vor Allem der jetzt im Besitze von Herrn Georg d'Orville, dem Enkel von Georg d'Orville-Fuchs befindliche, zwischen dem Ad. Krafft'schen und dem Wirthsgarten der Liegenschaft (ehemals Schlosser) mitten inne gelegene: denn hier war in der guten Jahreszeit der Schauplatz aller Feste beider Familien; und wenn das Wetter nicht gestattete, im Freien zu sein, so bot der heute noch vorhandene Gartenjaal das angenehmste Refugium.*)

*) Der bereits auf S. 127 erwähnte, mit d'Orvilles befreundete französische General Fortunatus von Hartmanis bewohnte Ende des vor. Jahrh. das in diesem Buche vielgenannte erste Bernard'sche, nachmals Meßler'sche Haus, so daß sein und Bernards Garten dicht aneinander grenzten, und zwar war jenes Gartenhaus, durch welches die Grenzlinie mitten hindurchging, im gemeinschaftlichen Besitze beider Familien, was manche Unzuträglichkeiten zur Folge haben mochte, denn vor mir liegt eine obrigkeitlich ausgefertigte Urkunde über eine zwischen beiden Parteien vorgenommene Grenzberichtigung, inhaltlich deren General Hartmanis und dessen Ehefrau Henriette Louise, geb. v. Welling, gegen Abtretung eines hinter ihrem Hause gelegenen Stückes des Bernard'schen Gartens und 1100 fl. baar ihr Mitbesitzungsrecht an dem Bernard'schen Gartenhause sammt allem darin befindlichen Mobilien und dem entsprechenden Streifen Land an die Geschwister Peter Bernard und Johanna

Es sind endlich jetzt noch ein paar Worte über den gleichfalls zum Goethe'schen Kreis in Offenbach gehörigen lutherischen Pfarrer Ewald zu sagen.

Dieser treffliche Mann ist unzweifelhaft identisch mit jenem Johann Ludwig Ewald, welcher, 1748 im Hain geboren, am 19. März 1822 als Großherzoglich Badischer Kirchen- und Ministerialrath in Karlsruhe starb, wäre demnach nur um ein Jahr älter als Goethe gewesen, der übrigens ja von ihm auch bemerkt, daß er sich „in der Folge innerhalb des theologischen Feldes ehrenvoll bekannt gemacht habe.“

Ewald bewohnte hier das Pfarrhaus neben der lutherischen Kirche; — sein Bruder war der Weinhändler Ewald, Associé von Ewald & Gölzenleuchter (S. 166), der ebenfalls ein ästhetisch gebildeter Mann, und vor Allem großer Verehrer der Tonkunst, dabei kontrakt war, daher er seinen musikalisch-ästhetischen Circle im eignen, dem nachmals Hagedorn'schen Hause (und alsdann zugleich auch Freimaurerloge: Obermainstraße No. 2) unterhielt, wobei namentlich der Muse des Gesangs gehuldigt wurde: „Ewald'sches Singekränzchen“ (Herren und Damen), welches Anfangs Anton André, später dessen Schüler Aloys Schmitt dirigirte.

In diesem Kreise verbrachte auch der damals so allgemein, und besonders von den Damen fast abgöttisch verehrte Jean Paul auf der Durchreise einst einen Abend, bei welcher Veranlassung es denn gewesen sein soll, daß er, dem es sonst von der Muse versagt war, sich in metrischer Form auszudrücken, auch einmal einen Vers, — den einzigen seines Lebens, gewagt haben soll. Bei seinem Eintreten habe nämlich eine Dame, die es für unschicklich gehalten, sich in Gegenwart eines so hochverehrten Mannes mit einer Handarbeit zu beschäftigen, die ihrige in ihr Arbeitskästchen gelegt, und da habe Jean Paul auf ein Blatt, das sich im Kästchen fand, das sinnige Distichon geschrieben:

„Scheue die Arbeit nicht; Wer weiß, ob nicht auch bei Mumen
Stille Arbeit allein Düste den Blättern entlockt!“*)

Nahel d'Orville, geb. Bernard, abtreten. Vergleicht man damit früher bereits über diese Maingärten Mitgetheiltes, so ergibt sich, daß dieselben im Laufe der Zeit ihre Eigentümer öfters gewechselt, und durch Kauf und Verkauf einzelner Terrainabschnitte auch mannichfache Grenzveränderungen unter sich zu erfahren hatten. Wie wenig Rücksicht man aber damals, selbst in amtlichen Dokumenten, auf correcte Schreibung der Eigennamen nahm, davon giebt das vorliegende Schriftstück einige recht augenfällige Belege. So wird der Name d'Orville zweimal „Dorville“, — Bernard, außer der richtigen Schreibart, noch „Bernhard“, „Bernhardt“ und „Bernardt“ geschrieben, und zweimal verschieden sogar dicht untereinander! In einer amtlichen Urkunde!! Auf dem beigegebenen geometrischen Situationsplan ist der Name des einen Contrahenten „Hardmanis“ geschrieben, und der Plan selbst durch Jos. Nicks „von Direction wegen attestirt“, — doch wohl derselben Person, die sich in einer andern (S. 87, Note 2 erwähnten) amtlichen Urkunde als „Ingenieur Nix“ genannt findet!

*) Einem ganz ähnlichen Gedanken begegne ich im III. Bande von Gottfried Kellers berühmtem Roman: „Der grüne Heinrich“, wo es heißt:

Solches waren die Männer, welche damals die Träger des geistigen Lebens in Offenbach gewesen, und den Aufenthalt daselbst anziehend und schön machten.

Und die wunderholde Lili? . .

Auf dem Großen Kornmarkt zu Frankfurt am Main steht ein ansehnliches altes Haus, es trägt die Nummer 15, und liegt dicht neben der deutsch-reformirten Kirche; seine südliche Seite aber wird durch ein kurzes, schmales, namenloses Gäßchen begrenzt, welches auf den nahen kleinen Nothkreuz-Platz führt und daselbst endet. Das Haus ist seit vielen Jahren Eigenthum des Rentier Daniel Bonn, der aber schon sehr lange nicht mehr darin, sondern auf seiner schönen Besitzung in Oberrad wohnt, sein Frankfurter Haus auf dem Großen Kornmarkt aber — vielleicht aus Pietät für dessen Vergangenheit — weder in modernem Styl umbauen, noch verkaufen, noch selbst vermietthen will. Doch, so oft er zur Stadt fährt — und das ist wohl täglich der Fall — sieht man ihn dort vorfahren und eintreten. Das Haus ist zweistöckig mit hohem, gewölbtem Thorbogen, zählt in seinen zwei Etagen vierzehn Fenster Front, fünf im Giebel, die unteren nach dem Geschmack unserer Vorfäter vergittert, die Scheiben in Blei gefaßt. Zwischen Erdgeschoß und erstem Stock zieht sich ein Fries im Geschmack einer vergangenen Epoche hin. Oeffnet man die Thorpforte, so tönt eine Glocke gell durch den Thorweg und den kleinen Hofraum, auf den die vielen und mächtigen Fenster der vier Innenseiten des Hauses wie aus erstorbenen Augen herabsehen. Links in dem breiten und tiefen Thorweg thut sich eine Thüre nach einer alten, ehemaligen Schreibstube, dem früheren Comptoir des Hauses auf, jetzt die Sprech- und Empfangsstube des Hausverwalters, der seit etwa fünfzehn Jahren mit seiner Familie die einzige Bewohnerchaft des großen Gebäudes bildet. Aus der Tiefe des Hofes führt eine altmodische hölzerne Treppe in die oberen Stockwerke, indeß sich zur Rechten die breite Herrschaftsstiege zeigt, wie wir sie ähnlich in manchen Alt-Frankfurtischen Patrizierhäusern finden, z. B. auch im nahen Geburtshause Goethes: — man braucht vom Hause Nr. 15 auf dem Großen Kornmarkt nur eine Luftlinie in direkt östlicher Richtung über die hochragenden Giebelbdächer zweier Gäßchen hinweg zum Großen Hirschgraben hinzuziehen, so trifft man genau in das Haus Goethe.

„Alles Schaffen aus dem Nothwendigen und Wirklichen heraus sind Leben und Mühen, die sich selbst verzehren, wie im Blühen das Vergehen schon herannaht; dies Erblühen ist die wahre Arbeit und der wahre Fleiß; sogar eine simple Rose muß vom Morgen bis zum Abend tapfer dabei sein mit ihrem ganzen Corpus, und hat zum Lohne das Welken. Dafür ist sie aber eine wahrhaftige Rose gewesen“. — Da find sich die schönen Geister doch richtig begegnet; denn ich möchte sehr bezweifeln, daß der Zürcher Dichter von jenem wenig bekannten Jean Paul'schen Distichon jemals erfahren habe!

Das Haus auf dem Kornmarkt aber bezeichnet die Stätte, woselbst der junge Goethe das nachmals von ihm in tausend Wonnen und Schmerzen so heißgeliebte Mädchen zuerst erblickte, denn dies Haus ist — Lilis Haus! . .

Reizvolles Spiel des Zufalles: Goethes Geburtshaus führte drei Leiern im Steinwappen über der Thür — und Lilis Haus trug den Beinamen: „Zum Liebeneck“! Wenn das ein Dichter so ausgedenkt hätte, man würde es ganz schön erdacht finden, aber — gemacht, in der realen Wirklichkeit unmöglich vorkommend! So übertrifft diese denn oft jeden Roman, jede Phantasie des Dichtergehirnes!*)

Und — wer war Lili?

Elisabeth — auch „Elisa“, im vertrauten Verkehr „Lise“ und „Lili“ genannt — Schönemann, geb. zu Frankfurt am Main den 23. Juni 1758 im von Fleischbein'schen Hause,**) war von fünf oder sechs Kindern die einzige Tochter ihrer Eltern. Ihr Vater war langjähriger Theilhaber des angesehenen Bankhauses Schönemann & Heyder; ihre Mutter, geb. d'Orville von Frankfurt, eine Frau, von der Goethe bemerkt, daß er die angenehmsten Stunden mit Lili in ihrer Gegenwart verbracht habe. Nach dem Tode ihres Gatten löste Frau Schönemann die Association mit Heyder (1772), und begründete mit ihrem ältesten Sohn unter Mitwirkung eines Hrn. Wegelin ein neues Bankgeschäft unter der Firma Schönemann & Wegelin. Im Anfang nahm das Geschäft raschen Aufschwung; doch mögen fehlgeschlagene Handelsoperationen sowie ein gewisser Glanz und Luxus des Schönemann'schen Hauses später dazu beigetragen haben, die pekuniären Verhältnisse zu alteriren, so daß über die junge Firma bereits 1784 — zwei Jahre nach dem Tode von Lilis Mutter — die Katastrophe hereinbrach, welcher sie erliegen mußte. Aus dem Datum dieser Letzteren ist aber unzweifelhaft zu ersehen, daß die Andeutung irrt, welche besagt: Goethes Verbindung mit Lili habe sich infolge der zerrütteten Vermögensumstände ihrer Mutter gelöst.

*) Ich war überrascht, bei meinem ersten Besuche des „Lili-Hauses“ mich von der Schwiegetochter des Verwalters sofort bei meinem Namen genannt zu hören; — die Sache klärte sich aber auf die einfachste Weise auf: die Frau ist von Offenbach! Und auch das war für mich ein gar anmutendes Spiel des Genius „Zufall“: Lilis Haus von einer Offenbacherin gehütet!

**) Herr v. Fleischbein besaß im damaligen Frankfurt mehrere Häuser, so z. B. das Große Gallusgasse Nr. 3 gelegene, jetzt Mahlau & Waldschmidt'sche, in dessen Hofe sich noch das Fleischbein'sche Wappen befindet. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber war Lilis Geburtshaus das an Stelle des jetzigen Hauses Nr. 4 „Am Salzhaus“ gestandene Fleischbein'sche Haus, das sich besonders durch Unregelmäßigkeit in Vertheilung seiner Fenster auszeichnete.

Schon i. J. 1770 hatte Frau Schöнемann das Haus zum Liebeneck auf dem Großen Kornmarkt erbaut, und nach damaligen Begriffen glänzend eingerichtet: die Kosten des Baues und der Ausmöblirung wurden auf 70—80,000 fl. angegeben!

Lili war also in großartigen Verhältnissen aufgewachsen, sie und ihre Geschwister jedoch, wie glaubhaft versichert wird, trotz allem äußern Glanz des Auftretens der Familie in Einfachheit erzogen und zu ernster Arbeit angehalten worden.

In jenem Haus Liebeneck nun war es, daß gegen Mitte der siebenziger Jahre des vor. Jahrh. (vermuthlich im Winter 1774 auf 1775) Goethe zum Erstenmale Lili gesehen, und von ihrer entzückenden Erscheinung allsogleich magisch berührt wurde. Es war in dem Zimmer gleicher Erde rechts des Eingangs.*) Goethe selbst berichtet uns über jene für zwei Herzen so bedeutsame erste Begegnung am Ende des XVI. Buches von „Wahrheit und Dichtung“. Der junge und durch seine Werke wie seine Liebshäften schon so berühmt und interessant gewordene Dichter wurde damals in Frankfurter Familien so wie eine Art Wunderthier und Schaustück herumgezeigt, und durch „gute Freunde“ eingeführt. So auch eines Abends zu einem kleinen Concert in einem, wie der pseudolutherische Goethe ausdrücklich bemerkt: „angesehenen reformirten

*) So berichtet der verstorbene Frankfurter Buchhändler Carl Jügel in seinem 1857 im eignen Verlage zum Besten der Schillerstiftung als Manuscript herausgegebenen umfangreichen Buche: „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebenzigers“, welches eine Fülle von Nachrichten über Menschen und Zustände des Frankfurts jener Tage enthält. Da sich der junge Schöнемann einige Zeit nach der Liquidation seines Frankfurter Hauses mit seinem Schwager, dem Straßburger Bankier v. Lürckheim, seiner Schwester Lili Gatte, associirte, und 1787 mit Marie Gontard von Frankfurt vermählte, Jügel aber in späterer Zeit eine Tochter aus dieser Ehe zur Frau nahm, so war er damit der angeheirathete Nefse Lilis geworden. Im Besitz der Familie war als kostbares Erbstück durch viele Geschlechter hindurch auch jenes berühmte „Puppenhaus“, welches den Titel zu Jügels Buch abgab. Die Familientradition läßt dieses kostbare Miniaturhaus aus Holland gekommen, und seine erste Besitzerin in Frankfurt um 1748 die vierzehnjährige Susanna Marie d'Orville, nachmals Frau Daniel Andreas Gontard, eine glänzende Schönheit, gewesen sein, die spätere Großmutter von Jügels Frau. Von ihr ging das seltne Familienstück dann weiter an ihre Tochter Johanna Helene, spätere Frau Jakob Wilh. Manskopf über; dann an deren Schwester Marie Gontard, nachmaligen Frau Schöнемann, Lilis Schwägerin und Mutter von Jügels Frau, und gelangte so in allmäliger Wanderung in den Besitz des Letzteren selbst, dessen Söhne das Puppenhaus kürzlich dem Frankfurter Städtischen Museum überwiesen, in welchem es nunmehr zur bewundernden Schau für alle Welt, jeden Tag zugänglich, aufgestellt ist. — Hierzu bemerke ich noch, daß mit Gontard in Frankfurt alle hiesigen d'Orvilles verwandt sind; mit Manskopf und Meßler dann auch noch die Familie d'Orville-Fuchs, indem sich die Schwester von Frau Georg d'Orville, geb. Fuchs, mit Hrn. Jakob Manskopf, — und Fr. Bertha Fuchs mit Hrn. Fritz Meßler verheiratheten.

Handelshause“, — dem Haus Schönmann. „Es war schon spät“, fährt Goethe, sichtlich von der Erinnerung an jene erste Begegnung mit Lili auch nach so langer Zeit noch gemüthvoll ergriffen, und gerne dabei verweilend, fort; „doch weil ich Alles aus dem Stegreife liebte, folgte ich dem Freunde, wie gewöhnlich anständig angezogen“. Die Beiden treten in das Wohnzimmer gleicher Erde. „Die Gesellschaft war zahlreich, ein Flügel stand in der Mitte, an den sich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Ich stand am untern Ende des Flügels um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nöthigte, waren ungezwungen und leicht. . . . Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche . . . Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu schauen gab. Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht läugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft verhinderte jedoch jede Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Ich verfehlte nicht, nach schicklichen Pausen, meinen Besuch zu wiederholen, da sich denn ein heiteres, verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weiffagen schien.“

Das war also die erste Begegnung: „Lili am Clavier!“

Nun sahen sich die Beiden öfter, bald in Gegenwart der Mama, bald allein. Man schloß sich gegenseitig auf, und einander an. In ruhigeren Stunden erzählte Lili Wolfgang die Geschichte ihrer Jugend. „Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden“.

Dieser „bedenkliche Punkt“ meint die weibliche Koketterie! Es ist ja herkömmlich geworden, die arme Lili als ein Weltkind, eine herzlose Kokette aufzufassen, der es einen Triumph der Eitelkeit bereitet, den schönen und berühmten Goethe in ihre mit schlauer Hand geworfenen Netze zu locken, und dann darin zappeln

zu lassen; ihn in sich rasend verliebt zu machen, indeß ihr eignes Herz bei diesem frivolen Spiele kalt geblieben sei! Du lieber Gott — ist bei einem siebzehnjährigen holden Kinde ein wenig „Koketterie“ gegenüber einem so schönen und interessanten jungen Manne denn etwas so gar Verwerfliches? Mühten ihn die süßen Blicke ihrer lieben Augen, der Zauber ihres Pianospieles, ihr muntres Geplauder, der pikirende, pikante Reiz ihrer witzsprühenden Unterhaltung denn nicht tiefer anregen und mehr fesseln, als die steifleinene Ehrbarkeit seiner sonstigen Frankfurter Umgebung? Freilich war Lili kein Gretchen, keine Friederike, sie war die in großen Verhältnissen aufgewachsene Frankfurter Bankierstochter; — aber eine ewig schmachtmachende Blondine hätte den jungen Prometheus schwerlich gefesselt, eine Dosis Koketterie lockt die Poeten, und auch Schiller hat es ja einmal offen bekant, daß ihm die Koketten gefährlich seien. Und Goethe setzt dem von ihm berührten „bedenklichen Punkt“ sofort hinzu: „Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindhaftesten Natur hervor, daß sie mich dadurch auf's Allerstrengste sich zu eigen machte!“ Und schließlich: Lili hat sich in ihrem späteren Leben als Gattin und Mutter in bewegten, theilweise erschütternden Zuständen als eine so tüchtige Frau bewährt, daß man das größte Unrecht begeht, ihr, deren Andenken gerade durch ihr Verhältniß mit Goethe geweiht und geehrt sein sollte, dieses vom Standpunkt einer philisterhaften Altweiber-Moral fort und fort zu einem koketten Spiel, einer unweiblichen Verirrung zu stempeln!

Ueberdies — ist es nicht ein rechtes Armuthszeugniß, das man dem sechsundzwanzigjährigen Goethe ausstellt, wenn man annimmt, Er, der doch wahrlich kein grüner Neuling in der Liebe mehr war, sei in seinem Liebesverhältniß mit Lili nur der Dupirte einer leeren Kokette, einer Modepuppe ohne Herz gewesen?

Schon die herrlichen Lieder, welche dem Born dieser Liebe entquollen, sollten jedem Freunde deutscher Dichtung jenes Herzensverhältniß in gewissem Sinne zu einem hochheiligen machen!

Der Periode der erwachenden Neigung entsprangen die Lieder: „Herz, mein Herz, was soll das geben — was bedrängt dich so sehr?“ — und: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich — ach in jene Pracht?“ Und heißt es nicht in ersterem Gedichte wieder:

„Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?“ . . .

in dem andern:

„Wo du Engel bist, ist Lieb' und Güte, —
Wo du bist: — Natur!“? . . .

Und wie sah er denn aus, dieser Engel ?

Ihr ältester Bruder (und Brüder pflegen nicht zu schmeicheln!) hat uns folgende Schilderung von ihr hinterlassen: „Meine Schwester Lili war von der Natur mit einer schönen und interessanten Gestalt begünstigt worden. Der Ausdruck eines lebhaften Geistes und talentvoller Befähigung, der aus ihren sprechenden Augen leuchtete, mischte sich mit den weichen Zügen einer edel geformten Gesichtsbildung, und schuf eine Harmonie darin, die schon beim ersten Anblick auf ein gutes, Allen wohlwollendes Herz schließen ließ. Dabei hatte ihre Mutter Nichts versäumt, ihr eine sorgfältige, selbst glänzende Erziehung zu geben, und darum zog diese so äußerst liebliche Erscheinung auch Alles an sich, was in ihre Nähe kam.“

Vor einigen Monaten ist ein neuer Stein zu einem Denkmal für Lili gesetzt worden in einem Buche: „Lillis Bild, geschichtlich entworfen von Graf Ferd. Eckbrecht von Dürckheim (Nördlingen, Beck). Dieser Graf Dürckheim ist mit einer Enkelin Lillis, nämlich der Tochter ihres ältesten Sohnes Fritz von Dürckheim vermählt.*) Mit großer Wärme und Verehrung malt Dürckheim das Bild seiner geliebten Großmutter, berichtigt auch manche Linien, die Goethes Hand hineingezeichnet, und sucht vor Allem die „kleinen Schattenstriche“ zu entfernen, „aus welchem die Nachwelt [d. h. manche Biographen Goethes!] den Vorwurf der Koketterie und Wankelmüthigkeit herausfinden wollte.“ Als besonders werthvolle Zugabe erscheint bei diesem Buche ein Anhang mit einer Auswahl interessanter deutscher und französischer Briefe von Lili an ihre Söhne, und dieser, sowie Lavaters, an die Mutter, ganz besonders aber eine Photographie Lillis nach dem besten vorhandenen Familienbilde. Das Original-Portrait rührt, wie mir Graf Dürckheim mittheilt, aus dem Jahre 1782 her, wo die junge vierundzwanzigjährige Frau bereits Mutter zweier Kinder war. Lili erscheint auf diesem *En-Face*-Bilde im Costume ihrer Zeit: Puderfrisur, das Kleid im Viereck ausgeschnitten, eine Kose mit einer Schleife vorgesteckt, zwei lange Locken ringeln sich ihr über die Schultern herab, das liebliche Angezicht ist sanft geneigt. Der Ausdruck dieses Antlitzes aber ist ein ächt weiblicher im schönsten Sinne des Wortes, und eine süße Träumerei weht dem Beschauer aus diesen lieblichen Zügen, vor Allem aber aus dem Auge entgegen, über dem es wie ein leichter unsichtbarer Schleier

*) Man beachte wohl die verschiedene Schreibart: „Dürckheim“ und „Dürckheim!“ Lektierer, der angeheirathete Enkel Lillis und Verfasser des genannten Buches über sie, wohnt auf Schloß Tröschweiler in dem Dorfe gleichen Namens im Elsaß, und auf diesem Schlosse war es bekanntlich, daß am Schlacht-tage von Würth Marshall Mac Mahon sein Hauptquartier hatte.

zu ruhen scheint. Mit Recht hat daher der Enkel unter Lilis Bild die Verse gesetzt:

„Mir ist es, den' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn“ . . .

Keine Spur einer Kokette, weit eher ein Zug von träumerischer Sentimentalität und sanfter Schwärmerei bei innerer Harmonie der Seele lagert auf diesen Zügen!

Auch Zügel's „Puppenhaus“*) bringt als Titelfupfer ein Portrait Lilis, dieses *en profil*, welches nach einem Dosenbilde radirt ist, das ihre Tochter einst für ihren Onkel nach der Natur gemalt, — also aus viel späterer Zeit. Zügel bezeichnet dies Miniaturportrait als „sehr gelungen“, indem er hinzufügt: „Betrachten wir dasselbe in allen seinen Einzelheiten, so werden uns die letzteren bald auf alle jene trefflichen Eigenschaften leiten, welche ihnen die [bereits mitgetheilte] Charakteristik ihres Bruders beigelegt. Die schöne, regelmäßige Gesichtsbildung, die selbst ein vorrückendes Alter nicht ganz verwischen konnte, lassen noch deutlich alle die anmuthigen Vorzüge darin erkennen, welche sich einst in dem Original vereinigt; nur daß die dem letzteren eigene, für Alles, was seinem Herzen näher stand, sich aufopfernde Hingebung bereits sichtbare Spuren zurückgelassen, in welchem hohen Grade es derselben fähig gewesen, wobei sein Geist dabei auch eine Stärke geoffenbart, die man diesen so sanften und feinen Zügen kaum zutrauen sollte.“ Auf den ersten Blick würde man die beiden Lili-Bilder kaum als Darstellungen eines und desselben Originals erkennen; aber man weiß ja, wie die Jahre und das Schicksal die Züge des Menschen, und nicht am Wenigsten der Frauen, verändern, und wie sehr verschieden sich oft dieselbe Person in der Vorder- und in der Seitenansicht darstellt! Das edelgeschnitte Profil zeigt uns Elisabeth Schönmann als Frau in reiferen Jahren, vielleicht schon als angehende Matrone, klar aber ernst in das Leben blickend, dessen harte Schläge sie ja inzwischen genugsam empfunden; die Weichheit der Linien, die sanfte Gedämpftheit des Auges sind anscheinend geschwunden, es liegt wie ernste Erfahrung und bewußtvolle Energie auf diesem Angesicht, und um den festgeschlossenen Mund spielt so Etwas wie ein Zug von Resignation. So lese ich mindestens die Schrift dieses Bildes; vielleicht lesen Andere sie anders.**) —

*) Vergl. S. 199, Note.

**) Mit dieser meiner Auffassung stimmt übrigens in Manchen eine Schilderung überein, welche Henriette Gräfin Egloffstein von Elisabeth Türckheim gemacht, welche sie zu einer Zeit gesehen, da diese 35 Jahre alt und bereits Mutter von fünf Kindern war: „Ich glaubte Iphigenien vor mir

Wir kehren in Lili's jungfräuliche Zeit zurück, da Goethe in der Hochblüthe seiner jungmännlichen Tage stand.

Es müßte ein schönes Paar geworden sein, wenn der Roman mit einer Heirath geendet hätte! Aber — sie „kriegten sich nicht!“ . .

Die Zeitgenossen malen den jugendlichen Apoll in den verlockendsten Formen und Farben.

Heinse, der Dichter des „Ardinghello“, welcher Goethe nicht lange vor der Lili-Liebezeit bei Jacobi in Düsseldorf gesehen, schreibt über ihn: „Ein schöner Junge, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln.“ Und an Wieland schrieb Jacobi am 27. August 1774: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, Dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben.“ Wieland selbst sagte über ihn: „Meine Seele ist voll von ihm, wie ein Thautropfen von der Morgen Sonne.“ Und bald nach Lösung des Verhältnisses mit Lili, als Goethe vor dem Hof von Weimar seine „Iphigenie“ mit der herrlichen Corona Schröter in der Titelrolle zur Darstellung brachte, war der Eindruck, den er als Dreß im griechischen Costume auf Hufeland hervorbrachte, ein so gewaltiger, daß der berühmte Makrobiotiker ihn lange nachher noch als geradezu unvergeßlich bezeichnet, und in wahrhafter Begeisterung darüber schreibt: „— Man glaubte einen Apollo zu sehen! Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne, als damals an Goethe!“

In dieser Strahlenrüstung von Jugend, Geist und Schönheit trat der jugendliche Goethe vor Lili's Angesicht! Und er hätte nur in ihren Banden geschmachtet, — sie nicht ebenso auch in den seinen? Unmöglich! Denn wenn je von einem Menschen, so galt das Cäsaren-Wort von diesem: „Ich kam — sah und — siegte!“ . .

Freilich hatte er schon viel gesiegt, bevor er Lili sah: — „sie war die Erste nicht!“

Die Erste war Gretchen, von welcher, sowie von seiner ganzen damaligen lockeren Kameradschaft, der fünfzehnjährige Knabe am Tage nach der Krönung Kaiser Joseph II. jählings getrennt

zu sehen! Die hohe, schlanke Gestalt, der milde, schwermüthige Ausdruck ihrer zwar verblühten, aber doch noch immer anmuthigen Züge, und vor Allem die erhabne Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, riefen mir jenes Ideal edelster Weiblichkeit, so wie es Goethe darstellte, unwillkürlich vor die Seele.“

wurde, bei der er sie zum letztenmal gesehen und Abends durch die festlich erleuchtete Stadt geführt, von ihr auch, wenn wir ihm glauben wollen, beim Abschied den ersten Kuß erhalten hatte. Dann kam seine Leipziger Studentenliebschaft, Käthchen Schönkopf, die Tochter des Weinhändlers und Gastwirths, bei dem Goethe seinen Mittagstisch hatte. Und weiter sein seliger Straßburger Liebestraum mit der holden und anmuthigen Friederike von Sefenheim; — und endlich das leidenschaftliche Verhältniß zu der Braut des Legationssekretärs Restner, Charlotte Buff in Weklar, woselbst der junge Doktor der Rechte als Praktikant beim Reichskammergericht beschäftigt gewesen, — ein Verhältniß, das sich ihm dann zu „Werthers Leiden“ ausgestaltete, womit er für seine Leiden und Gefühle gleichsam alle seine Zeitgenossen in Mitleidenschaft zu ziehen, sich selbst zur gleichen Stunde aber dichterisch davon zu befreien mußte.

Ohne Liebe war für Goethe eben kein Leben denkbar, ja die Liebe war ihm erst das wahre Leben. Nicht umsonst war er, wie er zu Anfang von „Wahrheit und Dichtung“ erzählt, „im Zeichen der Jungfrau“ geboren, und „Jupiter und Venus sahen sich freundlich an!“ Und so hat er sich denn auch im „Diwan, Buch der Betrachtungen“, die Frage: was bleibt dir noch, wenn die Jahre so Vieles dir hinwegnehmen, was dich einst gelockt, wenn die Täuschungen schwinden, die Lust des Sinnen-spieles, das freie Umherschweifen, die Freude an Ruhm und Ehren —

„Nun wüßt' ich nicht, was dir Besond'res bliebe?“

dahin beantwortet:

„Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!“

Und in feurigerer Wallung, als diese schon mehr einer reflectirenden Betrachtung entsprungenen Verse sie bekunden, hat er einst der Welt verkündet, daß der Gott des Gesanges nicht eifersüchtig zu sein Ursache habe auf den Cros:

„Zürnen mag Apoll mit nichten,
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben um zu dichten,
Wie er selbst es einst erfuhr!“

Aber die Liebe, wie sie dem Dichter hier in Gestalt der süßen Lili gegenüber trat, war doch anderer und tieferer Art, als sich ihm der Gott mit Pfeil und Bogen bis dahin genahet war; denn hier dachte Goethe zum Erstenmale an eine Verbindung für's ganze Erdenleben, — und von Lili hat er noch in seinen späteren Jahren bekannt: „sie war in der That die Erste, die ich wahrhaft geliebt habe, auch kann ich sagen, daß sie die Letzte war!“

In dem zärtlichen, nahezu bräutlichen Verhältniß des schönen Menschenpaares sollte Goethe, nach eigenem Geständniß, „in dem Verlaufe seines wunderbaren Lebensganges doch auch erfahren, wie einem Bräutigam zu Muthe sei.“ Und wieviel hätte gefehlt, daß das liebreizende Wesen den himmelanstürmenden Pegasus für immer im goldenen Neze ihrer Locken festgehalten und an sich gefesselt, — und daß Jungfer Anna Elisabeth Schönemann und Herr Dr. jur. Wolfgang Goethe Mann und Frau geworden wären? Erst 31 Jahre später sollte Deutschlands größter Dichtergenius sich denn endlich auch einmal als Ehemann fühlen lernen, da er, so gleichsam unter den Donnern der unglücklichen Schlacht von Jena, seine „Kleine Freundin“ Christiane Vulpius in Weimar zum Altare führte.

So tief ich auch das Liebesverhältniß zwischen Goethe und Lili im innersten Herzen mitempfinde, — ich kann mir nicht helfen, ich komme immer wieder zu demselben Resultate: für eine Natur und Anlage wie die Goethes, für seine dichterische Weiterentwicklung zum Weltpoeten, für die volle Entfaltung seiner Adlerschwinge, um damit die höchste Zinne des Ruhmestempels zu erklimmen, war es besser, daß er die gänzlich anspruchslöse, fast unterthänige Christiane zum Altare führte, als die glänzende, an ihren Gatten doch jedenfalls ganz andere Ansprüche erhebende Lili! Ich kann mir nun einmal Goethe als gemüthlichen Papa im Kreise der Seinen so wenig vorstellen, wie — man verzeihe den anscheinend trivialen Vergleich — Goethe eine Cigarre rauchend! Damit wird Lili in keiner Weise herabgesetzt, im Gegentheil: in eine idealere Sphäre hinaufgehoben; denn —

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben — untergehn!“ . . .

Und so wird auch diese Dichterliebe unsterblich im Gesange leben, während „Lili Goethe, geborne Schönemann“ schwerlich in gleicher Strahlenglorie in die Nachwelt hinausgeleuchtet hätte. „Es hat nicht sollen sein!“ Und es war vielleicht am Besten so.*)

*) Wie ich in der Note zu S. 196 einen Ausspruch Gottfried Kellers angeführt, der gerade zu meinem oberen Text paßte, so kann ich mich nicht entbrechen, hier auch einen E. von Bauernfelds herzusetzen, auf den ich, nachdem ich Obiges geschrieben, zufällig in der „Gegenwart“ (1878, Nr. 40) treffe: „Bedeutende Männer gewinnen nicht immer, wenn sie heirathen. Die Ehe ist vorzugsweise für den Mittelschlag, und ein Ausnahmémensch wie Lord Byron macht die Frau unglücklich, oder er wird es selbst; ein geniales Weib, eine Dubendant [George Sand], sucht ihre Ideale besser außerhalb der Ehe.“ — Daran ist gewiß viel Wahres; nur mögen sich unsere zahllosen Jungfrauen beileibe nicht schon wegen ihrer Ehelosigkeit für „bedeutende Männer“ halten!

Wir kehren zu Goethe und Lili im ersten Stadium ihrer erwachenden Neigung zurück. Goethe ist in seinen Aufzeichnungen nicht immer streng chronologisch; er verschiebt die Reihenfolge der Ereignisse oft willkürlich, wie sie ihm gerade in den künstlerischen Aufbau seiner Darstellung passen. So berichtet er über die seine Beziehungen zu Lili unterbrechende Schweizerreise erst nach der Schilderung der Feier von Lilis Geburtstag in Offenbach, mit der es überhaupt eine ganz eigene Bewandniß hat; und er reißt nach seiner Heimkehr aus der Schweiz den Faden der Erzählung in Bezug auf sein Verhältniß zu Lili rasch ab, indeß gerade der letzte und leidenschaftlichste Akt dieses Verhältnisses, welcher größtentheils in Offenbach spielt, nach der Schweizerreise fällt, wie besonders auch Goethes an Auguste von Stolberg gerichtete Briefe aus jener Zeit erweisen! Ich will versuchen, die sich überstürmenden Ereignisse in thunlichster Kürze der Reihe ihrer Aufeinanderfolge nach zu berichten.

Goethe deutet schon ganz zu Anfang des XVII. Buches seiner Lebensgeschichte an, daß ein unbezwingliches Verlangen ihn und Lili zu einander hingezogen habe, er nicht ohne sie, sie nicht ohne ihn sein konnte, — daß sich aber durch die Umgebungen und Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises oft „Mißtage und Fehlstunden“ ergeben hätten. Indem er dann der im Vorfrühling ihrer Liebe entstandenen Lieder gedenkt, spricht er von einem „Sauch jener Fülle glücklicher Stunden“, welcher Dem, der jene lese oder singe, vorüberwehen werde.

Aber nun sieht Goethe das geliebte Mädchen, welches es bisher meist „nur im einfachen, selten gewechselten Hauskleide“ zu erblicken gewohnt war, auch „im eleganten Modedepot glänzend“ sich entgentreten, — „und doch war es ganz dieselbe. Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur möcht' ich sagen, ihre Anziehungskraft that sich mehr hervor.“ Daß sie in der Gesellschaft für Jeden einen freundlichen Blick, ein freundliches Wort hatte, berührt ihn zwar aus einer gewissen Regung von Eifersucht nicht gerade angenehm, er bekennt, daß „diese Fremden ihm unbequem fielen“, doch nicht, ohne hinzuzusetzen: „daß er aber doch um Vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen, und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen.“ Und er fährt fort: „War es doch derselbige nun durch Ruß verüllte Busen, der sein Inneres mir geöffnet hatte, und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah; waren es doch dieselben Lippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie herangewachsen, in dem sie ihre Jahre verbracht hatte! Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständniß aus, und ich

staunte selbst hier in der Menge über die geheime unschuldige Verabredung, die sich auf das Menschlichste, auf das Natürlichste gefunden hatte.“

In dieser Zeit war es nun, daß Goethe mit Gräfin Auguste zu Stolberg in jenen nachmals so berühmt und für die Goethe-Literatur so wichtig gewordenen Briefwechsel eintrat, der für die Frankfurt-Offenbacher Tage des Dichters das unmittelbarste und bedeutungsvollste Zeugniß ablegt.

Goethe hatte die ausgezeichnete Dame kennen gelernt aus deren Briefen an ihre mit ihm damals nahe befreundeten Brüder, den Grafen Christian und Friedr. Leopold von Stolberg. Aus Goethes bereits zu hohem Rufe gelangten poetischen Erstlingswerken und den begeistertsten Schilderungen der Brüder lernte auch Auguste den jungen Dichter verehren und lieben, und schrieb als zweiundzwanzigjähriges Mädchen im Januar 1775 zuerst an ihn, Anfangs sogar, ohne sich zu nennen; denn Goethes erste Antworten richteten sich an „die theure Ungenannte“. Doch bald tritt man sich näher, er redet sie bereits im vierten Briefe als „liebe Schwester“ an, und giebt ihr das brüderliche „Du“, das im Weiteren noch öfter, wie's ihm gerade in die Feder kommt, mit dem kühleren „Sie“ abwechselt, bis es schließlich allein das Feld behauptet in der Anrede an sein „liebes Gütgen“, und sie die innigste Vertraute seines Herzens und seiner damaligen Liebes-Freuden und -Schmerzen wird; ja stellenweise schreibt er aus seiner ewig liebebedürftigen Seele heraus sogar in Ausdrücken an Auguste, als ob sie, und nicht Lili, die eigentliche Geliebte wäre! Und doch haben sich die beiden Menschen in einem so langen Leben *) niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen; nur ihre „Schattenriffe“ — die im freundschaftlichen Verkehr jener anspruchloseren Zeit die Stelle unserer heutigen Photographieen einnahmen — haben sie öfters miteinander ausgetauscht. Wir besitzen 19 Briefe Goethes an Gräfin Auguste, davon die ersten neun i. J. 1775 aus Frankfurt und Offenbach geschriebenen natürlich die für gegenwärtige Schilderung weitaus interessantesten sind; — die Nachschrift des letzten dieser Briefe datirt bereits aus Weimar, wohin Goethe Anfang November übersiedelte, und von wo nun alle folgenden geschrieben sind: 5 aus dem Jahre 1776, und je einer aus 1777, 1778, 1780, 1782. Wie Goethes Briefe an die Jugendfreundin allmählig seltener, so werden sie auch kürzer. Briefe Augustens an Goethe enthält die Sammlung nur einen einzigen, da Goethe sie alle bis auf diesen, der damals noch nicht existirte, mit vielen andern Papieren vor Antritt seiner italienischen Reise (1786) vernichtete. Der Eine auf uns überkommene Brief Augustens an Goethe datirt von Bordesholm in Holstein, 15. October 1822: jener lange und berühmte Brief, worin die edle fromme Greisin sich noch einmal nach vierzig Jahren des Schweigens an den geliebten Freund ihrer Jugend wendet, und ihn, der „sie einst Freundin, Schwester nannte“, in der rührendsten Weise beschwört, seinen Sinn von der Welt und dem Irdischen abzulehnen und Blick und Herz Gott und dem Ewigen zuzuwenden, auf daß sie hoffen dürfe, dem hienieden nie geschauten Freunde dereinst doch in einem höheren Leben zu begegnen! Und Goethe antwortet darauf der so zärtlich um sein Seelenheil Besorgten in einem letzten,

*) Gräfin Auguste starb drei Jahre nach Goethe, am 30. Juni 1835, zweiundachtzigjährig zu Kiel als Wittwe des ihr bereits um mehr als drei Jahrzehnte im Tode vorausgegangenem ausgezeichneten dänischen Staatsministers Andreas Peter v. Bernstorff, der in erster Ehe mit ihrer älteren Schwester verheirathet war.

zwar kleineren, aber nicht minder berühmten Briefe, worin er die Freundin seiner Jugend in so wundervollen Akkorden über die Beängstigungen ihres treuen Herzens beruhigt, und worin es u. A. heißt: „Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehasste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume die wir jugendlich gesäet und gepflanzt... Nebenlich habe ich es mein Lebenslang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt. . . Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbefümmert! In unsers Vaters Reiche sind viel Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beyde gesorgt seyn. . . Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. . . Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden.“*)

Der erste Brief Goethes an Auguste Stolberg, den ich hier folgen lasse, ist der zweite der Sammlung, und datirt vom 13. Febr. 1775. Diese Briefe an die nie gesehene**) Freundin geben uns manche Räthsel auf! So vor Allem die oft glühendzärtlichen, ja stürmisch-leidenschaftlichen Ergüsse, die er an sie richtet, wo man so gern immer nur an Lili denken möchte! War es manchmal eine vorübergehende Verstimmung gegen diese; hatte sie seine Eiferfucht durch allzu freundliches Benehmen gegen ihre zahlreichen Anbeter wachgerufen, oder zuviel Ansprüche an seine Toilette gemacht (was zuweilen der Fall gewesen sein soll); — war es Goethes unendlicher, in alle Fernen und Weiten hinausgeschweifender Liebesdrang, der so gleichsam seinen Fuß der ganzen Welt auf die Lippen drücken mochte; waren es Launen der Geliebten, die ihn dann und wann quälten, oder zeitweilig wechselnde Stimmungen

*) „Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg“ wurden zuerst veröffentlicht im Taschenbuche „Urania“ vom Jahr 1839, und erschienen im gleichen Jahr und Verlag (Brockhaus in Leipzig) dann auch noch in einer Separatausgabe, die heute im Buchhandel längst vergriffen, und auch im Antiquariatsgeschäft selten, weil nur noch im festen Besitz von Literaturfreunden und Bibliotheken ist. Aber nicht einmal die große Hofbibliothek in Darmstadt besaß das Buch, als ich mich vor einigen Jahren darum an sie wandte, wogegen ich sie in der Frankfurter Stadtbibliothek, wie auch in der Gust. Dehler'schen Leihbibliothek daselbst fand, die überhaupt an guten älteren Sachen reich ist, und daher von Gelehrten und Schriftstellern öfters mit Erfolg zu Rathe gezogen wird. Nach langer Zeit erst gelang es mir, auf antiquarischem Wege in Besitz eines guterhaltenen Exemplars des Buches zu kommen, dessen Seltenheit die größeren Auszüge, welche ich daraus gebe, noch besonders rechtfertigen möge. Ich gebe sie genau in der oft wunderbaren und zerrissenen Schreibweise, der veralteten Orthographie und vielfach nachlässigen Interpunktion des gedruckten Originals, obgleich auch bei diesem, verglichen mit dem geschriebenen, einzelne Inkorrektheiten mit unterlaufen sein mögen. Besonders störend ist, daß offenbar sehr häufig für die Anrede „Sie“ gesetzt ist: „sie“, so daß man nicht weiß, ob das Pronomen auf Lili oder Auguste geht.

**) Außer im Schattenriß! Der erste Brief der Sammlung vom 26. Jan. 1775 schließt: „Hier indess meine Silhouette, ich bitte um die Ihre, aber nicht in's kleine, den großen von der Natur genommenen Riß bitt ich.“ Goethe besonders hatte damals ein wahres Silhouettenfieber!

und Verstimmungen in des Dichters eigner Seele; war es der Zwiespalt mit sich selbst in seinem Verhältniß zu der Geliebten, oder gar eine gewisse scheue Zurückhaltung, der fernen Freundin gleich so ganz sein übervolles Herz aufzuschließen und allzusehrig von ihr vorzuschwärmen, — genug, es bleibt da noch Manches im Unklaren, und nur das Eine gewiß: daß von einer eigentlichen Liebe zu dem nie geschauten fernen Mädchen doch nur in einem eminent platonischen Sinne geredet werden kann, wobei der ewig glühende Wolfgang seiner Leidenschaft für das allgemein Weibliche ganz frei und gefahrlos die Zügel schießen lassen konnte, indeß ihm der in strenge Formen gebannte Verkehr mit der Geliebten in dem „aristokratisch = spießbürgerlichen Frankfurt“ der Zügel nur allzuvielleicht anlegte.

Nach dieser einleitenden Vorbemerkung wollen wir Goethe nun selbst reden lassen!

Der teuern Ungenannten.

Wenn sie sich, meine liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galornirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerley Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird,*) der in abwechselnder Zerstreung aus der Gesellschaft, ins Concert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolzperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biber-Fraß mit dem braunen seidnen Halstuch und Stiefeln, der in der striedenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich selbst lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maasse auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist mit den besten Menschen

*) Lili am Spieltisch: hierauf bezieht sich das schon erwähnte Gedicht „An Belinden“: — „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“ zc. zc.

seiner Zeit zu leben. Man weiß erst dass man ist wenn man sich in andern wiederfindet. Recht wohl —! diese Kuffhand —
Leben Sie recht wohl.

Frankfurt den 13. Februar 1775.

Goethe.

Nun kommen die Frühlingstage, von denen in „Wahrheit und Dichtung“ geschrieben steht, daß „eine anständige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse enger knüpfen“ sollte. Denn in dem kleinen, idyllischen, leichtlebigen Offenbach mit seinem ungezwungenen, theilweise mit französischem Blute durchsetzten Gesellschaftston konnte sich der Verkehr der Liebenden freier entfalten, als in der sehr ehrbaren, sehr würdevollen und gravitätischen, aber noch gar sehr an Ueberlieferungen und Altherkömmlichen klebenden Freireichsstadt mit ihrem streng lutherischen Geiste und dem exclusiv-conventionellen Formalismus ihrer vornehmen Kreise. Goethe athmet da ordentlich auf, hält aber mit Lili noch immer zurück, nennt sie der Freundin noch gar nicht! Daß viele der in sich oft ganz zerrissenen und zerstückten Ergüsse an diese in Abjügen zu den verschiedensten Tages- und Nachtzeiten, und theilweise auch von Frankfurt und Offenbach aus geschrieben sind, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen: der folgende Brief, in Offenbach begonnen und in Frankfurt beendet, wird dies sofort klar machen.

(den 6. März.)

Warum soll ich Ihnen nicht schreiben, warum wieder die Feder liegen lassen, nach der ich bisher so oft reichte. Wie immer immer hab ich an Sie gedacht. Und iezzo! — Auf dem Land bei sehr lieben Menschen — in Erwartung — liebe Auguste — Gott weiß ich bin ein armer Junge — den 28. Febr. haben wir getanzet die Fasnacht beschlossen — ich war mit von den ersten im Saale, ging auf und ab, dachte an Sie — und dann — viel Freud' und Lieb umgab mich — Morgens da ich nach Hause kam, wollt ich Ihnen schreiben, ließ es aber — Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann, da Sie mich nicht kennen. Liebe! Liebe! Bleiben Sie mir hold — Ich wollt ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' rasten. Großer Gott was ist das Herz des Menschen! — Gute Nacht. Ich dachte mir sollt's unterm Schreiben besser werden — Umsonst mein Kopf ist überspannt, Ade. Heut ist der 6. März denk ich. Schreiben Sie doch auch immer die Daten in solcher Entfernung ist das viel Freud.

Guten Morgen liebe. Die Zimmerleute, die da drüben einen Bau aufschlagen,*) haben mich aufgewegt, und ich habe keine Raft im Bette. Ich will an meine Schwester schreiben, und dann mit Ihnen noch ein Wort.

*) Goethe, der bei André, Bernard oder d'Orville logirte, meint hier wohl den Bau der benachbarten Bernard'schen Fabrik und des zugehörigen neuen

Es ist Nacht, ich wollte noch in Garten, mußte aber unter der Thüre stehen bleiben, es regnet sehr. Viel hab' ich an Sie gedacht! Gedacht daß ich für Ihre Silhouette noch nicht gedankt habe! Wie oft hab ich schon dafür gedankt, wie ist mein und meines Bruders Lavaters Physiognomischer Glaube wieder bestätigt. Diese rein sinnende Stirn diese süße Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe, dieses gewisse Kinn, der Adel des ganzen! Danke meine Liebe danke. — Heut war der Tag wunderbar. Habe gezeichnet — eine Scene geschrieben.***) O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe ich ging zu Grund. Bald schick ich Ihnen eins geschrieben — Könnt ich gegen Ihnen über sitzen und es selbst in Ihr Herz würden, — Liebe nur daß es Ihnen nicht aus Händen kommt. Ich mag das nicht drucken lassen denn ich will, wenn Gott will künftig meine . . .***) und Kinder in ein Edelgen begraben oder etabliren; ohne es dem Publico auf die Nase zu hängen. Ich bin das ausgraben und seziren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, find ich das Berliner zc. Hundezug, der eine schilt drauf, der andre lobts, der dritte sagt es geht doch an, und so hezt mich einer wie der andre. — Nun denn Sie nehmen mir auch das nicht übel — Nimmt mirs doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückt mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind — denn ob ich gleich finde daß es viel raisonnabler sei Hünerblut zu vergießen als sein eig'nes†) — die Kinder tollen über mir, es ist mir besser ich geh' hinauf als zu tief in den Text zu gerathen.

Ich hab das älteste Mädgen lassen anderthalb Seiten im Paradiesgärtlein herab buchstabiren, mir ist ganz wohl, und so gesegnete Mähzeit. Ade! — Warum sag ich dir nicht alles — Beste — Geduld Geduld hab mit mir!

Den 10ten, wieder in der Stadt auf meiner Bergere; aufm Knie schreib ich Ihnen. . . . Ade liebe Ade! Goethe.

Wohnhauses. Die Kinder, von denen er am Ende seines Briefes spricht, sind die seiner Wirthe. **) Höchst wahrscheinlich am „Faust“, wie wir später noch sehen werden. ***) Hier ist in der Buchausgabe der Briefe eine weiße Stelle; vielleicht war das hierhergehörige Wort des Originals unleserlich geschrieben. †) Bezieht sich hauptsächlich auf den nüchtern und trocken-beschränkten Berliner Buchhändler, Kritiker und Schriftsteller Nicolai, der Goethe und die ganze neuere Richtung in der Literatur, besonders durch seine „Freuden des jungen Werther“, außerordentlich gegen sich aufgebracht hatte, wofür er durch Goethe, Schiller, Fichte und Schlegel mit göttlicher Grobheit gebührend gezüchtigt wurde. Die Hauptpointe in Nicolais plattem Nachwerk ist nämlich die, daß die Pistole, womit Werther sich den Tod geben will, durch den vorsorglichen Anlaß mit Hünerblut geladen worden, und als Werther abgedrückt, sinkt er, sich sterbend wähnend, blutbedeckt zu Boden, hat sich aber keineswegs umgebracht, sondern nur über und über besudelt! Diese ungeheure Geschmacklosigkeit (auf welche sich obige Briefstelle bei Goethe bezieht) ist Nicolais große Erfindung, auf die er sich nicht wenig zu gute that. — Bei diesem passenden Anlaß möge nicht unerwähnt bleiben, daß die beste, gewissenhafteste und fleißigste Monographie über die Werther-Literatur von einem Offenbacher herrührt, von meinem Jugendsfreunde, Spiel- und mehrjährigen Hausgenossen Wilh. Appell, dessen Vater, der Maler Appell, eine Zeit lang bei uns zur Miethe wohnte. Von J. W. Appell erschien nämlich 1855 in dem

In den Tagen seiner leidenschaftlichen Liebeserregung läßt Goethe noch ein Kind Buchstabenübungen machen: ist das nicht ein schön-menschlicher Zug von dem jungen Manne? . .

Aus dem folgenden Briefe vom 25. März setze ich nur eine Stelle hierher:

„ . . . Wenn du leidest, schreib mir — ich will alles theilen — o dann laß mich auch nicht stecken edle Seele zur Zeit der Trübsaal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben. Verfolge mich ich bitte dich, verfolge mich mit deinen Briefen dann, und rette mich von mir selbst“ . . .

Diese Briefe Goethes müssen etwa aus der Zeit stammen, da er sich mit Lili halbofficiell verlobte, was auch jedenfalls vor manchen andern Ereignissen geschah, die bei Goethe ihrerseits früher berichtet werden. Ueber das Datum seiner Verlobung meldet Goethe Nichts. Er erzählt nur, daß er umsomehr auf eine baldige Entscheidung gedacht habe, „als ein so öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war.“ Diese Lage einer drängenden Entscheidung für's Leben waren für Goethe oft recht qualvolle! Er bekennt, daß er, „der sich fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und sich doch in dieses, ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges, wieder verschlungen fand“, damals „von einem Stumpfsinn befangen war“, aus dem sich gerade wiederum so manches Eraltirte und Zerrissene in seinen Briefen an Auguste Stolberg erklären mag. Er überlegte, — er schwankte! Er legte sich als gewissenhafter Mann die Frage vor, ob er auch in der Lage sei, eine in glänzenden

hochgeachteten Verlag von Wils. Engelmann in Leipzig ein Buch: „Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur,“ welchem vollauf jene vorgeachteten Eigenschaften zugesprochen werden müssen, was um so mehr erstaunen mußte, als Appell in der Schule weder besondere Anlagen, noch jenen Fleiß, noch gar literarisch-kritisches Geschick verrieth, durch was Alles er sich später hervorthat. Zum Kaufmann bestimmt, wozu er aber in der Lehre gar kein Talent und keine Neigung an den Tag legte, sagte er diesem Stande bald Balet, und wandte sich der Schriftstellerei zu, worin er sich durch ungeheuren Fleiß und eine sich rasch zu eigen gemachte außerordentliche Belesenheit bald eine gewisse Stellung errang, zum großen Erstaunen aller Derer, welche seinen Uebergang zum Litterantenthum für Wahnsinn erklärt hatten. Er zog von Offenbach zunächst nach Frankfurt, wo er sich im „Conversationsblatt“ (Beilage der 1866 eingegangenen „Oberpostamt's-Zeitung“), sowie im Cotta'schen „Morgenblatt“ die ersten literar. Sporen verdiente. Dann erschien sein „Werther“, und nicht allzulange darauf nahm er einen Ruf als Redakteur einer literarisch-musikalischen kritischen Zeitschrift nach Wien an. Von da verlor ich ihn ganz aus den Augen, und erhielt keine Nachrichten mehr über ihn. Seit Jahren soll Wils. Appell in England leben, gegenwärtig Bibliothekar in London und mit einer Engländerin verheiratet sein. In seiner Gesichtsbildung (den halbgeschlossenen Augen, dem blonden Haar, dem Schnurrbart) erinnerte Appell ein wenig an Gukow; doch war er schlanker und von rascheren Bewegungen. — Es hat mich gefreut, dem Genossen meiner Knabenzeit hier diese kleine Gedenktafel einfügen zu können!

Verhältnissen aufgewachsene Frau zu ernähren, ihr eine ihren Anforderungen entsprechende gesellschaftliche Stellung zu bieten, — und ob er und sie in den Rahmen der beiden für die Heirath gerade nicht sehr begeisterten Familien hineinpasteten? „In diesem wunderlichen Zustande, dergleichen doch auch Mancher peinlich empfunden haben mag [sic!], kam uns eine Hausfreundin zu Hülfe, welche die sämmtlichen Bezüge der Personen und Zustände sehr wohl durchsah.“ Diese ehestiftende Juno war Demoiselle Delf aus Heidelberg, die Lili von Jugend auf kannte und liebte, das Vertrauen ihrer Mutter genoß, bei Rath Goethe durch den Sohn eingeführt war, und bei öfteren Besuchen in Frankfurt bald erkannte, was hier die Uhr geschlagen hatte. Sie beschloß, die beiden jungen Leute zusammenzubringen, unterhandelte hinter deren Rücken mit den Eltern, und überrumpelt die Liebenden eines Abends mit der erhaltenen Einwilligung jener, indem sie in ihrer etwas barschen, ja pathetisch=gebieterischen Weise unserm Paare zurief: „Gebt euch die Hände!“ — Und nun erzählt Goethe:

„Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernb, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme. Es war ein seltsamer Beschluß des Hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wunderbaren Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muth sei.“ . . .

Das klingt etwas kühl, fast etwas resignirt! Wo ist da das Aufjauchzen der Leidenschaft, welches man erwartet? Nun der Nubikon übersprungen, das Heißersehnte erreicht, scheint es nicht mehr zu locken, — auf beiden Seiten nicht mehr so recht! Goethe -- Bräutigam, Goethe gebunden -- das war ihm auch noch nicht begegnet, dies Gefühl war ihm neu, vollkommen neu, und vielleicht nicht ganz so angenehm, als die bisherige -- „freie Liebe!“ In alle Weiten trieb es ihn mächtigen Dranges noch hinaus, und nun war er auf einmal -- der Pegasus im Joch eines siebenzehnjährigen Mädchens!

Und höchst moralisch klingt es dann erbaulich also weiter: „Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei“ u. s. w., u. s. w. Nach längerer sittlicher Betrachtung heißt es dann aber: „Es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. . . . Denn sobald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlöbniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entfieht eine Krise . . . Die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch

gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern. Junge Gatten, die mit nicht genugsamem Gütern versehen in diese Zustände sich einlassen, mögen ja sich keine Honigmonde versprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unerträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar absurd erscheinen lassen.“ . . . Genug, Goethe kommt zu dem Resultate, die Geliebte passe nicht recht als Schlußstein in das Gewölbe seines altbürgerlichen Hauses, und man würde für sie „ein neues Gewölbe zureichten müssen . . . wie ich ja schon, um in ihren Circeln zu erscheinen, um gegen die Tags- und Modemenschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte.“ Auch zwischen den Eltern habe sich, klagt Goethe weiter, kein richtiges Verhältniß herausbilden wollen, kein Familienzusammenhang! „Andere Religionsgebräuche,*) andere Sitten! Und wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anständig geräumigen [Goetheschen] Hause keine Gelegenheit, keinen Raum.“

Mit Einem Wort — Goethe sah nicht ohne Sorge in die Zukunft, und sann offenbar bald schon ernstlich darauf, das Verhältniß mit Lili wieder zu lösen!

In dieser neuen Herzens-Verdrängniß schienen ihm die jungen Grafen Stolberg auf ihrer Durchreise nach der Schweiz als rettende Engel zu kommen! Unterm 15. April schreibt er darüber an deren Schwester Gustgen: „Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unsere Brüder, zu mir! — Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott nennen, oder wie's heißt, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir so wohl thun sie zu haben. . . Lassen Sie nur meine Briefe sich nicht fatal werden, wie ich mir selbst bin da ich schreibe. Ich meyne alle Falten des Gesichts drückten sich drinn ab.“

Das ist wahrlich keine Bräutigams-Stimmung! Doch, bevor wir mit Goethe und den Stolbergen in die Schweiz entfliehen, müssen wir zuvor mit Ersterem noch Lilis Geburtstag in Offenbach feiern, — der geneigte Leser wird bald sehen, warum!

Goethe berichtet uns in „Wahrheit und Dichtung“, daß der 23. Juni 1775, an welchem Lili siebenzehn Jahre alt wurde, bei d'Orvilles in Offenbach, ihren Verwandten (Lilis Mutter war ja eine geborne d'Orville), festlich begangen werden sollte; sie selbst hatte versprochen, sich dazu am Mittag in Offenbach einzufinden. Am Vorabend ihres Wiegenfestes ließ sie jedoch Goethen durch ihren Bruder Georg sagen, daß es ihr völlig unmöglich sei,

*) Die Goethes waren lutherisch, Schönemanns reformirt.

schon zu morgen Mittag nach Offenbach zu kommen, jedoch hoffe sie gegen Abend noch ihre Herkunft bewirken zu können; Goethe möge Etwas ausdenken, erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie ihm überlasse „hinauszumelden, gemildert, ja verfühnt werde; sie wolle es ihm zum Allerbesten danken.“ So entstand denn noch in selbiger Nacht, „mit laufender Feder niedergeschrieben“ auf mehrere Bogen, welche der Dichter „mit schöner Seide, wie es dem Gelegenheitsgedichte ziemt, zusammengeheftet hatte“, das Scherzspiel: „Sie kommt nicht! Ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott, den 23. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das Allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend.“

Wir Offenbacher können es nur aufrichtig beklagen, daß, wie uns Goethe nun weiter berichtet, „von diesem Scherze weder Concept noch Abschrift vorhanden“, und er, so oft er sich auch darnach erkundigt, nie wieder Etwas davon habe erfahren können: — denn andernfalls wäre dieses specifisch Offenbachische Lokal-Gelegenheitsstück des großen Dichters jedenfalls doch mit in seine Werke aufgenommen worden, wo es dann für die heiteren und glücklichen Stunden, welche Goethe in dieser Stadt verlebte, das vollgültigste Zeugniß abgelegt hätte! Goethe versucht daher, das Scherzstück nach Jahren aus der Erinnerung wieder zusammenzubücheln. „Der Schauplatz ist d'Orvilles Haus und Garten in Offenbach.“ Die Handlung eröffnet sich durch Domestiken, welche die Anstalten zum Feste treffen; die Kinder (vergl. S. 193, N. 2) mischen sich darein, nach dem Leben gebildet; dann der Herr und die Frau des Hauses. „Dann kommt, indem Alles sich in einer gewissen hastigen Geschäftigkeit durcheinandertreibt, der unermüdlige Nachbar Componist Hans André; er setzt sich an den Flügel, und ruft Alles zusammen, sein eben fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzuprobiren. Das ganze Haus zieht er heran, aber Alles macht sich wieder fort, dringenden Geschäften nachzugehen; Eins wird vom Andern abgerufen, Eins bedarf des Andern, und die Dazwischenkunft des Gärtners macht aufmerksam auf die Garten- und Wasser-Scenen; Kränze, Banderolen mit Inschriften zierlichster Art, Nichts ist vergessen.“

Da erscheint ein Bote mit einer Depesche an den Hausherrn, der, nachdem er geöffnet und gelesen, das Papier mit einem Schreckensruf zu Boden fallen läßt!

„Was ist begegnet?“ ruft man aus. „Ist sie krank? Ist Jemand gestorben?“ — „Lest, lest“, ruft d'Orville, „dort liegt's auf der Erde!“ Die Depesche wird aufgehoben, man liest, man ruft: „Sie kommt nicht!“

„André, der indessen immerfort musicirt hatte, kam doch endlich auch herbeigelaufen, tröstete und suchte sich zu trösten.“ Sie, der Liebling Aller, war ja wohl, es war ihr Nichts begegnet, auch Niemand von ihrer Familie hatte Schaden genommen, und Hoffnung für ihr Erscheinen blieb noch auf den Abend! „Pfarrer Ewald und seine Gattin traten ebenfalls charakteristisch ein; Alles ging aber noch bunt durcheinander, bis der musterhaft ruhige Onkel Bernard endlich herankommt, ein gutes Frühstück, ein löblich Mittagstfest erwartend, und der Einzige ist, der die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte ansieht, beschwichtigende, vernünftige Reden äußert und Alles ins Gleiche bringt, völlig wie in der griechischen Tragödie ein Gott die Verworrenheit der größten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiß.“*)

Diesen heiteren Gelegenheitscherz übergab der Dichter noch in der Nacht, da er ihn zu Papier gebracht, einem Boten, der angewiesen wurde, damit am andern Morgen „Punkt zehn Uhr“ in Offenbach einzutreffen.

„Den hellsten Morgen erblickend, wacht' ich auf“, fährt Goethe in seiner Erzählung fort, „mit Vorfaß und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in Offenbach anzulangen. Ich ward empfangen mit dem wunderlichsten Charivari von Entgegnungen; das gestörte Fest verlautete kaum; sie schalten und schimpften, daß ich sie so gut getroffen hätte. Die Dienerschaft war zufrieden, mit der Herrschaft auf gleichem Theater aufgetreten zu sein, nur die Kinder, als die entschiedensten, unbefleckbarsten Realisten, versicherten hartnädig: so hätten sie nicht gesprochen, und es sei überhaupt Alles ganz anders gewesen, als wie es hier geschrieben stände. Ich beschwichtigte sie mit einigen Vorgaben des Nachtisches, und sie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagstmal, eine Mäßigung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung, Lili ohne Prunk, aber vielleicht um desto lieblicher zu empfangen. Sie kam, und ward von heiteren, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, beinah betroffen, daß ihr Außenbleiben so viel Heiterkeit erlaube. Man erzählte ihr Alles, man trug ihr Alles vor, und sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte“ . . .

*) Goethe gedenkt bei diesem Anlaß einer „unendlich lieben Unart“ Lilis, des sog. „Streichens“, darin bestehend, daß sie, wenn Jemand in ihrer Gegenwart etwas Unziemliches gesagt, eine Anzahl Gegenstände vom nächsten Tisch, von einer Kommode u. mit gelassener Gebärde herabzustreichen, und damit eine Unschicklichkeit durch eine andere zu überbieten, zuzubeden und auszulösen liebt. Diese Bewegung mit der rechten Hand wurde nun ablehnendes Symbol für ihre ganze Umgebung: „das wirkliche Streichen der Gegenstände hatte sie selbst in der Folge sich nur mäßig und mit Geschmack erlaubt.“

So empfing denn unser Wolfgang für seine improvisirte Gelegenheitsdichtung den reizendsten Dichterlohn und Minnesold von Lilis lieblichen Lippen, und er deutet im Weiteren auch an, was der eigentliche Grund ihres verspäteten Eintreffens zu dem ihr gewidmeten Feste gewesen: eine in ihrer Situation begreifliche Rücksichtnahme auf das „Hin- und Herreden“ der Leute über ihr Verhältniß zu einander. „Indessen“, fügt er hinzu, „hatte dies weder auf unsere Gesinnungen, noch auf unser Betragen den mindesten Einfluß.“ Er war nun einmal ihr erklärter Liebhaber, und gefiel sich in Ritterdiensten der verschiedensten Art gegen sie. „Daß sie mich beherrsche, war nicht zu verbergen, und sie durfte sich diesen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphiren Ueberwinder und Ueberwundene, und Beide behagen sich in gleichem Stolze.“ — —

Diese allerliebste Erzählung hat nur einen Fehler, nämlich daß sie von Anfang bis zu Ende erfunden ist, und das Gelegenheits-Poem „Sie kommt nicht“ aller Wahrscheinlichkeit nach niemals existirt hat, daher man auch natürlich im Bernard-d'Orville'schen Nachlaß vergeblich nach dessen Manuscripte gesucht hat! Was Goethe eigentlich mit diesem Phantasiespiel, mit dieser Dichtertlüge bezweckte, ist nicht recht klar! War es der Schalk, welcher sich in ihm regte, das Publikum zum Besten zu haben; hatte das Ganze etwa im Entwurf für eine Situation, gleich der hier gezeichneten, in Goethes Kopfe so bestanden, wie er es später in „Wahrheit und Dichtung“ zu Papier brachte, — oder hätte der Gelegenheitscherz etwa dennoch bei anderer Veranlassung als der geschilderten das Licht der Welt erblickt: genug, an Lilis Geburtstag geschah dies nicht, denn an diesem Tage befand sich Goethe weder in Frankfurt noch in Offenbach, sondern — auf der Höhe des St. Gotthard in der Schweiz! . .

Und das war so gekommen!

Zu den berühmten und bekannten Persönlichkeiten, welche Goethe im Laufe des Winters 1774 auf 75 bereits in Frankfurt besucht und gesehen hatten (Knebel, Karl August von Weimar, Fr. Jacobi, Jung-Stilling, Klopstock ic.) waren im Mai zusammen mit Graf Haugwitz auch noch die Brüder Grafen Stolberg getreten, über deren bevorstehende Ankunft Goethe ihrer Schwester ja so enthusiastisch geschrieben hatte. Bei Frau Aja, wie die Stolbergs Goethes herrliche Mutter nannten, waren die Brüder zu Tisch, wo sie als glühende Despotenhasser mit „rothem Tyrannenblut“ ausgiebig bewirthet wurden. „Und gerade jetzt“, bekennet Goethe, „wo es darauf ankam einen Versuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Aufforderung

der Stolberge, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen“. Der Vater redete auch zu, empfahl auch einen Uebergang nach Italien nicht zu versäumen, und so — „entschloß ich mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennt' ich mich von Lili; sie war mir so in's Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.“

Und so trat denn Wolfgang Goethe in Begleitung der drei Grafen und auf der Flucht vor Lili seine berühmte „Genteireise“ nach der Schweiz an, bei der auch Friedrich Leopold von Stolberg Lethe für seine Liebe zu einer schönen Engländerin schlürfen wollte, mit der Umstände und Rücksichten ihm eine Verbindung unterlagten.

In Darmstadt wird Mephistopheles=Merck aufgesucht, der Goethe bereits im Style des Carlos im „Clavigo“ aus der Tonart: „Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich“ (Schluß des II. Akts) heraus den Text gelesen, und vor einer Heirath mit Lili gehörig gewarnt zu haben scheint. In Karlsruhe sieht Goethe den jungen Prinzen Karl August von Weimar abermals, diesmal zusammen mit seiner edlen Braut, der Prinzess Louise von Hessen=Darmstadt. Wiederholte Einladungen an Goethe nach Weimar. In Kolmar trennt sich dieser einstweilen von den Gesellen, um sein einziges Geschwister, die unglückliche, unschöne und dabei auch ziemlich unsympathische, an den Oberamtmann Schloffer in Emmendingen verheirathete Schwester Cornelia zu besuchen. Diese, durch allerhand Klatsch und Tratsch gegen Lili eingenommene, eigenthümliche, herbe, dabei aber hochachtbare, auch von ihrem um nur ein Jahr älteren Bruder sehr verehrte Frau mißbilligte aufs Entschiedenste dessen Wahl, und setzte ihm in jeder Weise zu, das Verhältniß mit Lili rasch und für immer zu lösen, ja, sie glaubte sich berechtigt, dem Bruder eine solche Trennung „auf's Ernste zu befehlen“. Sie machte sogar Rücksichten für Lili selbst zu Gunsten ihrer Auffassung geltend. „Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht [?], aus einer, wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren.“ Sie passe nicht in das Haus auf dem Großen Hirschgraben, nicht zu Wolfgang's Eltern. Für Lili's sinnliche Reize war Cornelia Goethe vollkommen ohne Verstandniß; denn wie Wolfgang alle Schönheit, so hatte er auch alle Sinnlichkeit von der Mutter Natur empfangen, die Schwester war aber mit beiden Gaben durchaus stiefmütterlich bedacht worden: sie war jeder leidenschaftlichen Regung, jeglicher Sinnlichkeit baar, Eigenschaften, die gewiß doch in das holde Gemüth eines anziehenden Frauencharakters mit hineingehören; dazu kam endlich noch, daß Cornelia

unter einem eignen langen Brautstand viel gelitten hatte, was sie gern den Beiden ersparen mochte, — genug: Goethe schied von ihr, den Pfeil Amors zwar noch immer im Herzen, doch in seinem tiefsten Innern von dem Schwergewicht der schwesterlichen Vernunftgründe bereits halbwegs überzeugt!

In Zürich besuchte Goethe Lavatern, trennte sich dann von seinen gräßlichen Reisegenossen, um selbänd mit Freund Passavant aus Frankfurt, der in der Schweiz sich zum reformirten Prediger ausbildete, einige Streifzüge zu unternehmen. Bei einer Morgenfahrt auf dem Zürcher See entsteht das Lied:

„Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!“

Vom Busen der Geliebten flüchtet er sich an den der Natur. Aber die alten Träume sind nicht ganz wegzuschrecken:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg du Traum, so gold du bist —
Hier auch Lieb' und Leben ist!“

Auch schrieb er damals in sein Notizbuch die Verse:

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blid!*)
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', — was wär' mein Glüd?“

Am 19. Juni waren die beiden Wanderer in Altdorf, am 20. bestiegen sie den Gotthard, am 22. erreichten sie das Hospiz, wo sie übernachteten, und am 23. Juni beschloßen, von der Höhe nach Italien hinunterzuschreiten, wozu der Freund Goethen stürmisch beredete. Aber diesen zog ein mächtigerer Magnet wieder gen Norden! Besonders heute mochte er stark ziehen! Es war ja der 23. Juni: — Lilis Geburtstag!

„Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; — Deutschland als ein Bekanntes, Liebertheses, voller freundlichen einheimischen Aussichten und, sei es nur gestanden: das, was mich so lange ganz umfassen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt noch das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und

*) „Vom Berge“ — wie auch das kleine Gedicht in der Sammlung der Goethe'schen Gedichte überschrieben ist.

küßte es.“ Und da auch Goethe, wie Heine, nur innerlich wahrer und tiefer empfunden, als bei diesem der Fall war, aus seinen großen Schmerzen die kleinen Lieder machte, so entstand aus dieser Situation heraus das Gedicht:

„Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns Beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lilis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen!
Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon Jemand angehört.“

Und — länger duldet's ihn nicht in der Ferne! Was Schweiz,
was Italien! Zurück zu ihr — zurück zu Lili! . .

Ohne Halt stürmt Goethe die Gotthardstraße wieder gen Norden hinab; zaudernd und unwillig folgt Passavant nach, erst bei einem herrlichen Wasserfall trifft man wieder zusammen und verständigt sich leidlich. In Zürich wird abermals bei Freund Lavater gute Raft gemacht, mit dem physiognomische und religiöse Discurse den Hauptinhalt der Unterhaltung bildeten. Dann weiter über Konstanz, Lindau, Ulm, Stuttgart, nach seinem lieben Straßburg, wo er die Bekanntschaft mit dem Hannoverschen Leibarzt Joh. Gg. Zimmermann, dem Verfasser des damals so berühmten Buches „Ueber die Einsamkeit“ macht, der ihm — wunderbare Verkettung des Zufalls! — die Silhouette der Frau von Stein zeigt, der leidenschaftlich Geliebten seiner späteren reifen Mannesjahre.*) Nun

*) Unter ihre Silhouette schrieb Goethe damals in Lavaters Manier: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durch's Nebium der Liebe.“ Noch vor Schluß des Jahres sollte Goethe Charlotten von Stein in Weimar persönlich kennen lernen. Auch in Offenbach war die ebenfalls durch Goethe unsterblich gewordene zweite Charlotte im Jahr 1789 (also bereits nach dem Bruche mit Goethe, 1788) einmal zu Besuch, worüber sie unterm 11. Mai an Fritz von Stein schreibt: „Madame Laroche und viele von ihrer Familie habe ich kennen gelernt; ich war gestern den halben Tag bei ihr in Offenbach. Sie erzählt gar hübsch und interessant, und würde dir gewiß gefallen. Sie hat mich den halben Weg in die Stadt [Frankfurt] begleitet; es war ein prächtiger Abend, und die Luft voll Blüthengeruch“. . . Mit welchen Gefühlen mochte sie hier auf den Spuren Goethes gewandelt sein, und des Dichters gedacht haben, der auf diesem Erdenfleck in goldnen Jugendtagen ein so poesievolles, wonne- und schmerzreiches Stück Leben durchgefoktet! . . . Der Gleichklang der Namen mag es entschuldigen, wenn ich hier noch anführe (wozu sich sonst kaum mehr

geht's über Darmstadt, wo er wiederum bei Merck anklopft, zur Vaterstadt, in der er gegen den 25. Juli eintrifft, denn sein nächster Brief an Auguste Stolberg datirt von da und diesem Tage. Darin findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle: „Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! . . . Ich habe mich so oft an Weiblichen Geschlecht betrogen — o Günstigen wenn ich nur einen Blick in Ihr Aug thun könnte! — Ich will schweigen . . . Ade.“

Die Stimmung, welche aus diesen und andern Stellen seiner folgenden Briefe an Auguste spricht, ist der treue Reflex von Goethes damaliger peinvoller Lage, des Entscheidungskampfes zwischen Besitz und Entfagung! Denn, zur Vaterstadt heimgekehrt, fand er dort Manches verändert. Man hatte seine Abwesenheit benützt, Lili zu überreden, daß ihres Geliebten plötzliche und freiwillige Entfernung ein Aufgeben seiner Ansprüche an sie in sich schließe, sie mithin auch an ihn keine mehr zu machen habe. „Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden Lili zu sehen; es war ein schonender, zarter Zustand zwischen uns Beiden“, sagt Goethe, und alsbald hinzuzufügen: „Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklichen Abgeschiedenen verglich. Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich, wie wetterleuchtende Gespenster, verschwanden . . . Einige Monate gingen hin in dieser unseligsten aller Lagen, alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt; in Ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das Alles überwältigt hätte.“ Lili hatte sich gegen Dritte, die es hinwiederum Goethe hinterbrachten, geäußert: sie sei bereit, um mit dem Geliebten vereint zu werden, aus allen alten und liebgewordenen Verhältnissen zu scheiden, und mit ihm nach Amerika zu gehn! Goethe verheirathet in Amerika — — Wer vermag den ungeheuren Einfluß zu ermessen, den eine solche Wendung auf die ganze fernere Entwicklung der deutschen Literatur gehabt haben würde!?. . Goethe selbst bemerkt hierzu: „Amerika war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado Derjenigen, die in ihrer

Gelegenheit finden dürfte), daß in einem mir vorliegenden Briefe aus den Offenbacher Landsturm-Akten, dessen Schreiber wegen undeutlicher Unterschrift nicht mehr festzustellen, und dessen Adressat im Briefe selbst nicht genannt ist (wahrscheinlich indeß Wilh. Speyer), sich folgende Stelle findet: „— Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich vertraulich, daß nächstens Sr. Excellenz der Herr Minister von Stein hierherkommen, und einige Zeit hier verweilen wird. Ohne Zweifel wird alsdann der Landsturm in nähere Betrachtung gezogen, so daß ich daher auf das Angelegentlichste dessen schleunigste Vollendung wünsche“ 2c. 2c. Ob Herr von Stein dann auch wirklich nach Offenbach kam, war ich nicht mehr zu eruiren im Stande.

augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden. Aber eben das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung; aber ich läugne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir.“

Sehr energisch trat fortwährend Cornelia Schloffer gegen die Verbindung ihres Bruders mit Lili in die Schranken: „ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausföhrung denselben Text. „Gut,“ sagte sie, „wenn ihr's nicht vermeiden könntet, so müßtet ihr's ertragen; dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen!“ Auch der Herr Rath fand kein Gefallen an dieser Schwiegertochter, „dieser Staatsdame,“ wie er sie in vertraulichen Gesprächen mit seiner Frau zu nennen pflegte. „Indessen ließ er dem Handel seinen Gang“.

Ebenso widerstrebte jetzt auch Lilis Mutter ernstlich einer Verbindung ihrer Tochter mit Goethe, ein vornehmerer Schwiegersonn wäre ihr wohl erwünschter gewesen; — und aus den Aufzeichnungen seines Schwiegervaters, Lilis Bruder, führt Fügel im „Puppenhaus“ eine Stelle an, worin es heißt: daß die Mutter „als eine durchaus praktische, in Allem sich Rechenschaft gebende Frau, bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, ungeachtet seines hohen Geistes und seiner glanzvollen Eigenschaften nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können.“ Vielleicht fürchtete Frau Schönemann Goethes Unabhängigkeits Sinn und Wandelbarkeit in der Liebe.

Zu allem Unglück für die beiden Liebenden mußte auch Goethes Eifersucht wieder aufgestachelt werden! Die Geliebte hatte ihm früher bereits mit vielleicht allzugroßer Offenheit von den Eroberungen erzählt, die sie als Kind schon da und dort gemacht: besonders auch an den zur Meßzeit in ihr Haus kommenden zahlreichen Fremden, und wie sie das immer sehr ergötzt habe. Nun kam im Herbst die Messe wieder, und Lili sah sich wiederum unter Goethes Augen von der ganzen Schaar ihrer alten Anbeter umschwärmt. Alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, darunter schöne und wohlhabende Männer. Ein jeder von ihnen machte gewisse Anrechte auf Lili geltend! „Die jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittleren, mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche die sich beliebt machen, und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Nun aber die alten Herrn waren ganz

unerträglich mit ihren Onkels manieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten, und bei widerwärtigem Tätzeln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war“, setzt Goethe diesem entschuldigend für Lili hinzu, „so natürlich, dem Allen anständig zu genügen. Aber auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern.“ Es war viel die Rede und wurde beständig Bezug genommen auf frühere Lustparthieen, Wasserfahrten, Bälle, Abendpromenaden, kleine lustige Abenteuer, und wie munter es da, wie ausgelassen dort zugegangen sei, — und unser armer Wolfgang saß wohl mit dabei, mußte das Alles mit anhören und ansehen, und sein zerriffenes Herz blutete nicht nur vom Pfeile Cupidos, sondern auch aus tausend Wunden der Eifersucht!

Wie wahr, wie plastisch schildert er bei aller Zurückhaltung jene qualvollen Zustände! Wie oft mag er sich da gefragt haben: „Bist du wohl der Mann, so Unerträgliches auch in der Ehe zu ertragen?“ . .

Aus dieser Zeit rührt das Gedicht „Lilis Park“, wovon Goethe bemerkt, daß es „jenen zarten, empfindlichen Zustand nicht ausdrückt, sondern nur mit genialer Festigkeit das Widerwärtige zu erhöhen, und durch komisch ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.“ Aus jener Epoche datirt aber auch das schmerzlich-resignirende Lied in „Erwin und Elmire“:

„Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspschen lauern
Früh zu meinem Garten ging, —

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.“*)

Dazwischen beschäftigte sich Goethe ab und zu mit dem „Faust“ und begann den „Egmont“. Zu dem Angriff des Letzteren bemerkt er

*) Die Widmung zu dem Singpiel „Erwin und Elmire“:

„Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflüdt' ich aus diesem Herzen hier;
Nimm ihn gefällig auf, Belinde,
Der kleine Strauß, er ist von mir“ —

richtet sich wohl auch an Lili.

in seinen Aufzeichnungen: „Hatt' ich in den früheren Zeiten, da ich noch hoffte Lili mir zuzueignen, meine ganze Thätigkeit auf Einsicht und Ausübung bürgerlicher Geschäfte gewendet, so traf es gerade jetzt, daß ich die fürchterliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich fing also wirklich Egmont zu schreiben an. . . von meinem Vater, es ist nicht übertrieben, Tag und Nacht angespornt.“ —

Ein letztes feuriges Aufleuchten der Liebe kommt Goethen nochmals in Offenbach. Hier sah er Lili noch öfter in ungebundener, freier Geselligkeit, in heittrer Umgebung, fern von der Frankfurter Bettern- und Basenschaft, und in Augustens reinen Busen jauchzt er alle seine Wonnen, weint er alle Schmerzen aus. In der Zerrissenheit seiner Seele ist ihm nachgerade doppeltes Bedürfnis, sich einer Freundin rückhaltlos zu eröffnen, in welcher er jetzt um so mehr ein Ideal edler Weiblichkeit erblickte, als er sie nie mit irdischem Auge gesehen, und als Lili ihn durch ihr wechselndes Benehmen zeitweilig wohl im Tiefsten aufregte und verwundete, ob schon die bösen „Messfremden“ damals noch nicht zur Vermehrung der „Leiden des jungen Goethe“ eingetroffen waren, was wohl erst Anfangs September geschah.

Der ganze folgende Brief an Gustchen vom 3. August 1775 ist von Offenbach geschrieben.

Gustgen! Gustgen! Ein Wort daß mir das Herz frey werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! — Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem Stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten seine Briefgen ausgeschrieben werden und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daß ich Alles sagen könnte. Hier in dem Zimmer des Mädchens das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! Gustgen! Ich nehme vor einer Viertelstunde ihren*) Brief aus der Tasche, ich les ihn! — Vom 2. Juni! und sie*) bitten, bitten, um Antwort, um ein Wort aus meinem Herzen. Und heut der 3. Aug. Gustgen und ich habe noch nicht geschrieben. — Ich habe geschrieben, der Brief liegt in der Stadt angefangen. O mein Herz — Soll ich's denn anzapfen, auch dir Gustgen von dem Hefetrüben Wein schenken! — Und wie kann ich von Frizzen reden, von dir, da ich in seinem Unglück, gar oft das meine beweint habe. Laß Gustgen. Ihm ist wohler wie mir**) — Vergebens daß ich drey Monate, in freyer Lust herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sizze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein

*) Hier ist verstanden: „Ihren Brief“ und „Sie bitten“. — **) Fritz Stolberg wußte moran er war, der entscheidende Schritt der Trennung von der Geliebten (vergl. S. 219) war geschwehnt, der peinigende Zustand der Unschlüssigkeit vorüber.

Kind, so beschränkt als ein Papagey auf der Stange, Gultgen und [S] sie so weit. Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Mayn, ich seh hinüber, und denc an dich! So weit! So weit! Und dann du und Fritz, und ich! und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Lust zu schreiben. — Aber jetzt will ich nicht aufhören biss jemand an die Thüre kommt und mich wegrufft. Und doch Engel manchmal wenn die Noth in meinem Herzen die größt ist, ruf ich aus, ruf ich dir zu: Getroßt! Getroßt! Ausgebildet und es wird werden. Du wirst Freude an deinen Brüdern haben, und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ist die uns aufblasen wird zum Brand, in dieser Noth werden wir um uns greifen, und brav sein, und handeln, und gut sein, und getrieben werden, dahin wo Ruhe Sinn nicht reicht. — Leide nicht vor uns! — Duld uns! — Gieb uns eine Trähne, einen Händedruck, einen Augenblick an deinen Knien. Wische mit deiner lieben Hand diese Stirn ab. Und ein Kraftwort, und wir sind auf unsern Füßen.

Hundertmal wechselt's mit mir den Tag! O wie war mir so wohl mit deinen Brüdern. Ich schien gelassen, mir war's weh für Fritzen der elender war als ich, und mein Leiden ward leidlicher. Jetzt wieder allein. —

In ihnen hatte ich [S] sie e bestes Gultgen, denn ihr seyd eins in Liebe und Wesen. Gultgen war bey uns und wir bey ihr! — Jetzt — nur ihre Briefe! — Ihre Briefe! — und Nur dazu — Und doch brennen sie mich in der Tasche doch fassen sie mich wie die Gegenwart wenn ich sie in glücklichem Augenblick aufschlage — aber manchmal — oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft todte Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub — Engel es ist ein Schröcklicher Zustand die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit — Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das all — Wie wohl ist mir's dass ich so mit Ihnen reden kann, wie wohl bei dem Gedanken, Sie wird dies Blat in der Hand halten! Sie! Dies Blat! das ich berühre das jetzt hier auf dieser Stätte noch weiß ist. Goldnes Kind. Ich kann doch nie ganz unglücklich seyn. Jetzt noch einige Worte — Lang halt ich's hier nicht aus ich muss wieder fort — Wohin! —

Ich mache Ihnen Striche denn ich sas eine Viertelstunde in Gedanken und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseeliges Schicksal das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punct, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde. — Seelig seyd ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener Anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen, und ihres Tagwercks Göttergleich sich freuen — — — —

Hier fließt der Mayn, grab drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Von der Schlacht bey Bergen *) haben Sie wohl gehört. Da links unten liegt das graue Franckfurt mit dem ungeschickten Thurn,

*) Die Schlacht von Bergen wurde im Siebenjährigen Krieg am 13. April 1759 von den deutschen Verbündeten unter Prinz Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen unter Viktor François, Herzog von Broglie, Marschall von Frankreich, einem Ahnherrn jenes Herzogs Albert von Broglie,

das jetzt für mich so leer ist als mit Besen gekehrt, da rechts auf artige Dörfgn, der Garten da unten, die Terrasse auf den Mayn hinunter. — Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Pannier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Nädgens Stiefel. *N.B.* heut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel, zu Hauben und Hüten — Ich hör ihre Stimme — Ich darf bleiben, sie will sich drinne anziehen. — Gut Gustgen ich hab ihnen beschrieben wie's um mich herum aussieht, — die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben — — Lili war verwundert mich da zu finden, man hatte mich vermisst. Sie fragte an wen ich schriebe. Ich sag't's ihr. Adieu Gustgen. Grüßen Sie die Gräfin Bernsdorf. Schreiben Sie mir. Die Silhouette werden ihnen die Brüder geschickt haben Lavater hat die vier Heumans Kinder**) sehr glücklich stechen lassen.

Der unruhige.

Lassen Sie um Gottes Willen meine Briefe niemand sehn.

Dieser Brief ist besonders auch noch dadurch bemerkenswerth, daß Goethe der Freundin darin Lili zum Ersten male nennt! Denn es ist eine hervorstechende Eigenschaft des großen, so tief und lebhaft empfindenden Dichters gewesen, daß er seine Gefühle zu rückzudämmen, und „am rechten Orte zu sprechen, am rechten zu schweigen wußte.“*)

der unter Mac-Mahons Präsidentschaft Premierminister von Frankreich war, geschlagen und von den Franzosen gewonnen, wobei die Deutschen 2500 Mann verloren, und ein Prinz von Sfenburg an der Spitze der Hessischen Grenadiere im Angesicht seines Offenbacher Stammschlosses fiel. Dieser Sieg auf der Höhe von Bergen machte die Französinen so rabiat, daß sie sofort eine „*Coiffure à la Bergen*“, auch „*à la Broglie*“, in Aufnahme brachten, was ihnen die deutschen Damen hoffentlich einmal ausnahmsweise nicht nachmachten! Für seinen Sieg über die Preußen und ihre Allirten aber wurde Herzog von Broglie vom deutschen Kaiser zu Würde und Rang eines deutschen Reichsfürsten erhoben, an welchem Titel die Broglies bis zur Stunde mit großer Zähigkeit festhalten!! — **) „Die vier Haimonskinder“, — im Obigen eine wunderbare Orthographie Goethes oder inkorrekte Copie seines Originalbriefes.

*) Julius Frese in den von ihm herausgegebenen „Goethe-Briefen aus Fritz Schloßers Nachlaß“, Stuttgart 1877. Der Herausgeber bemerkt weiter: „Die Zeit dieser Briefe [Goethes an Sophie La Roche] ist die Zeit, wo Werther entsteht; aber in den Briefen erscheint der Name Werther erst, als das Büchlein im Druck ist. Es ist die Zeit Lilis, aber in den Briefen fehlt selbst der Name Lili. Es ist die Zeit, wo die Uebersiedlung nach Weimar sich vorbereitet, aber in den Briefen ist davon nicht eher die Rede, als bis die Sache abgemacht ist. Am Wenigsten das vielbesuchte Haus La Roche, das hatte er selbst erlebt, war für Geheimnisse der Art.“ Goethe war außerordentlich penibel in solchen Dingen, und haßte Nichts mehr als Indiscretionen und literarischen Klatsch. Dabei verehrte und schätzte er Sophien de la Roche sehr, nennt sie in seinen Briefen oft „Liebe Mama.“ In seinem unstäten Hin- und Her zwischen Frankfurt und Offenbach vom August und September 1775 bemerkt er in einem Briefe an Lavater vom 14. August bei Erwähnung Offenbachs: „wo freilich Lili ist.“ Auguste Stolberg war indeß jedenfalls durch ihre Brüder von dem Liebesverhältniß Goethes bereits genügend unterrichtet.

Die Briefstelle: „Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurn. . . Da rechts [öffnet sich der Blick] auf artige Dörfggen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter“ — hat man immer als Beweis angeführt, daß Goethe vom Hause Joh. Jakob d'Orvilles, Linzenberg Nr. 13, aus geschrieben. Die Verlichkeit dieses Hauses würde auf jene Beschreibung freilich ja genau passen, dieser Umstand aber an sich nur dann beweiskräftig werden, wenn die Schilderung auf keines der Goethe-Häuser in der Herrngasse gleichermaßen paßte, was aber bei zweien derselben allerdings der Fall ist. Denn sowohl aus der Manſarbe des ehemals Bernard'schen, jetzt Schulz'schen, als aus der des früher Joh. Gg. d'Orville'schen Hauses nebenan, welches jetzt eine Dependenz der Fabrik selbst bildet (dem sog. „Buttler'schen Bau“, vergl. S. 194), sieht man noch heute durch die inzwischen zu mächtiger Höhe emporgewachsenen Bäume der dahinter gelegenen Gärten den Mainstrom schimmern, und ist es völlig ungewiß, daß man 1775, wo das ganze westlich davor liegende Terrain noch unbebaut, oder doch erst zu bebauen angefangen war, auch den Frankfurter Dom von da ebensogut erblicken konnte, wie heute noch in der Sehlinie der nach ihm benannten „Domstraße“, was Alles ich in letzter Zeit noch an Ort und Stelle bis zur apodiktischen Gewißheit festgestellt habe. Auch vom André'schen Stammhause gegenüber gilt bezüglich des Frankfurter Pfarrthurms dasselbe, nur den Main wird man von da kaum haben sehen können; auch paßt die „Terrasse auf den Main“ nicht hierher. Diese sämtlichen drei Häuser der Herrngasse, in welcher allen Goethe 1775 verkehrte und auch wohl des Ofteren übernachtete, hätten also Anspruch auf eine Marmortafel; — in erster Reihe freilich das André'sche, weil Goethe einmal ausdrücklich bemerkt: „Ich wohnte bei Johann André.“

Für die theilweise große Ungezwungenheit im Verkehr beider Liebenden in jenen Offenbacher Häusern und Kreisen findet sich in dem letztmitgetheilten Briefe Goethes ein neuer Beleg: er schreibt in Lili's Zimmer, ihre Kleidungsstücke liegen umher, ihre Stiefel hängen da! . . Sie kommt, ist verwundert ihn hier zu finden, — er will sich entfernen — sie gestattet ihm zu bleiben — will sich im Nebenzimmer anziehen! . . So gut hatte es unser Wolfgang freilich in Frankfurt nicht! . . .

Es waren gefellig-heitre, geistig anregende Tage, jene goldnen Tage von Offenbach im Wendepunkt des dritten und letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts, — Tage, an die sich der Dichter noch auf der Höhe seines Weltruhmes, am Abend seines großen Lebens*)

*) Goethe vollendete „Wahrheit und Dichtung“ erst i. J. 1831, mithin nur ein Jahr vor seinem Tode, im 82. seines Lebens, und mehr als ein halbes Jahrhundert nach den schönen Tagen von Offenbach!

mit wehmüthiger Freude erinnert, indem er in dem Buche „Aus meinem Leben“ weiter also berichtet: „Johann Andrés hatte immer Musikvorrath; auch ich brachte fremdes und eignes Neue; poetische und musikalische Blüthen regneten herab. Es war eine durchaus glänzende Zeit; eine gewisse Exaltation waltete in der Gesellschaft, man traf niemals auf n chsterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dies den Uebrigen aus unserm Verhältnisse mit. Denn wo Neigung und Leidenschaft in ihrer eignen kühnen Natur hervortreten, geben sie versch chterten Gemüthern Muth, die nunmehr nicht begreifen, warum sie ihre gleichen Rechte verheimlichen sollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger versteckte Verhältnisse, die sich nunmehr ohne Scheu durchschlangen; andere, die sich nicht gut bekennen ließen, schlichen doch behaglich unter der Decke mit durch. Konnt' ich denn auch wegen vermannichfaltigter Geschäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen, so gaben die heiteren Abende Gelegenheit zu verlängertem Zusammensein im Freien. Liebende Seelen werden nachstehendes Ereigniß mit Wohlgefallen aufnehmen.

„Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht!“ Die hellen, wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht  berscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage. Wir waren beim klarsten Sternenhimmel bis spät in der freien Gegend umherespaziert; und nachdem ich sie und die Gesellschaft von Thüre zu Thüre nach Hause begleitet, und von ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mir so wenig Schlaf, daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht säumte. Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen; ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nachtstille, unter dem blendenden Sternhimmel mir selbst und ihr anzugehören. . . Ich war darauf weiter nach der Stadt zugegangen, und an den R derberg gelangt, wo ich die Stufen, welche nach den Weingärten hinaufführen, an ihrem kalkweien Scheine erkannte. Ich stieg hinauf, setzte mich nieder und schlief ein. Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung sich schon verbreitet, ich sah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in früheren Zeiten als Schutzwehr wider die hüben stehenden Berge aufgerichtet war. Sachsenhausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen. Da verhart' ich bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wiedersehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab“ . . .

Und dies „Paradies“ war dem liebeseligen Dichter damals
— Offenbach!

Doch ist es ein, nach so viel Jahren übrigens ja begreiflicher Gedächtnißirrtum Goethes, wenn er erzählt, er sei in jener wonnevollen Mittsommernacht die Höhen des Röderbergs hinangeflogen; denn Goethe wanderte ja auf der linken Mainseite von Offenbach gen Frankfurt, und die Röderhöhen erheben sich auf dem rechten Ufer: — es sind die Sachsenhäuser Hügel, deren Nebensteige er erklimm, dort auf der Höhe sich niederlegte und entschlief, um dann beim Erwachen die ehrwürdige Vaterstadt mit ihren Wällen, Thürmen und dem ragenden Kaiserdom im Lichte des jungen Tages, im herrlichsten landschaftlichen Nahmen sich zu Füßen zu sehen, und die Blicke und die Gedanken sehnsuchtsvoll nach dem kleinen Städtchen schweifen zu lassen, wo er die Geliebte noch schlummernd wußte! . . .

Welches war nun die geweihte Stelle, wo Goethe in jener liebedurchglühten, sternendurchleuchteten Nacht geruht? Wir kennen sie so wenig, als wir die andere Stelle im Walde nächst der von Isenburg nach Frankfurt führenden Landstraße kennen, wo Goethes großer Dichterfreund Schiller unter ganz anderen, viel weniger poetischen Verhältnissen auf der Flucht aus der engen Karlschule in die weite Welt mit seinem getreuen Pylades Andreas Streicher am 30. Sept. 1782 tief erschöpft gerastet; — aber hier wie dort hat der schöpferische Lokalmythos der späteren Tage bereits seines Amtes gewaltet, und so besitzen wir denn, wie jetzt im Isenburger Wald eine „Schiller-Ruhe“, so längst auch schon im Oberräder Walde unsere „Goethe-Ruhe“, diesen sich mit dem erzählten Ereigniß in der Fiction der Nachgeborenen verknüpfenden reizenden Aussichtspunkt über jenem Gärtnerstädtchen, welches in nicht ferner Zeit mit Frankfurt und Offenbach in Eines zusammengewachsen sein wird. Sicher scheint dabei indeß zu sein, daß die heutige „Goethe-Ruhe“ die Stelle nicht ist, allwo der Dichter (falls er uns nicht auch hier wiederum „Dichtung“ giebt) in selbiger Nacht eingeschlafen, diese vielmehr weiter nach Frankfurt hin, und etwa auf den Höhen zu suchen sein möchte, wo sich heute die großen Brauereien etablirt haben: also will es auch eine in der Familie d'Orville selbst fortlebende Tradition. Doch gleichviel: — in der örtlichen Legende, um welche Stelle immer sie nun auch ihre Goldfäden spann, lebt und wirkt der poesieduftige Vorgang doch für die heutige wie die spätere Welt lebendig fort, und das dünkt mir in diesem Falle, wo es sich nicht sowohl um die geschichtliche, als eben um die poetische Wahrheit handelt, doch eigentlich die Hauptsache zu sein!

Aus jenen Offenbacher Tagen des Hochsommers vor ein-
hundertvier Jahren mögen auch die beiden Handbillette Goethes an Rahel d'Orville, geb. Bernard, stammen, die sich noch heute als einzige handschriftliche Erinnerung an den großen Gast, als Reliquie im Besitze der Nachkommen erhalten haben: es sind zwei Blätter von rauhem, vergilbtem Papier, 17 Ctmr. lang, 11 breit, so etwa im Format eines größeren Stammbuchblattes, der Rand mit einer typographischen Einfassung verziert (ein adressirter Umschlag bei beiden nicht, oder doch nicht mehr vorhanden), worauf Goethe die nachfolgenden undatirten Zeilen geschrieben hat, die mir vergönnt ist, hier zum Erstenmale zu veröffentlichen.

I.

Ich bitte Sie liebe Frau schicken Sie mir die Iris, *) geben Sie beyliegend Zettelgen dem Naam **) aller Ehemänner, grüssen Sie die Leute die mich mögen, und so fort. Gestern führte mich ein böser Geist zu Lili in einer Stunde da sie mich so ganz entbehren konnte, da es denn meinem Herzen ward, als wenn's gemangt würde, und ich mich eilig fortmachte. Dem Pfaffen ***) u. den Kindern einen guten Tag. Behalten sie mich lieb.

⊗.

II.

Da ist Käs liebe Frau und gleich in Keller mit ihm. Der Kerl ist wie ich, solang er die Sonne nicht spürt †) und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfere Kerls. Drum in den Keller mit ihm, wie ich auch gegenwärtig in Frankfurt sitze, vollkommen wie in einer Eisgrube. Hierauf folgt die gewöhnliche Litaney von Empfehlungen an den Kayser und das heilige R. Reich mit einem treugemeinten Amen.
(Ohne Namenszeichen. ††)

*) Eine Zeitschrift, welche damals Joh. Georg Jacobi in Düsseldorf herausgab. **) Naam. ***) Pfarrer Ewald? †) Das Wort ist undeutlich geschrieben, und kann auch „für“ oder „furt“ heißen; doch ist der Sinn mit „spürt“ wohl am Wichtigsten getroffen. ††) Hierzu bemerke ich, daß die im ersten Briefchen gesperrt gedruckten Worte von Goethe im handschriftlichen Original unterstrichen sind, wogegen er in den Briefen an Auguste Stolberg, ebenso wie in „Wahrheit und Dichtung“, fast niemals ein Wort unterstrichen hat, und die in meinen Auszügen aus diesen gesperrt gedruckten Worte und Sätze nahezu sämmtlich von mir hierfür markirt wurden, um sie besonders hervorzuheben. Da beide Billette an Frau Rahel d'Orville gerichtet sind, so ist deren Mann Johann Georg auch der von Goethe gemeinte d'Orville, und der manchmal dafür gehaltene Johann Jakob d'Orville und dessen Haus, Linsenberg Nr. 13, verschwinden damit völlig von der Bühne.

Diesen beiden in offenbar guter Stimmung geschriebenen Zettelchen lassen wir nun den bedeutendsten und inhaltvollsten aller von Goethe an Gräfin Stolberg gerichteten Briefe seinem ganzen Hauptinhalte nach folgen. Dieser Brief datirt aus der Mitte September 1775, wo Goethes Herz noch zwischen Himmelseligkeit und Höllequal hin- und hergeworfen wurde.

[Frankfurt, 14. September.]

— — Heut bin ich ruhig, da liegt zwar meist eine Schlange im Grase. Hören Sie, ich hab immer eine Ahndung, Sie werden mich retten, aus tiefer Noth, kanns auch kein Weiblich Geschöpf als Sie . . . Was Sie von Lili sagen, ist ganz wahr. Unglücklicher Weise macht der Abstand von mir das Band nur fester das mich an Sie [sie?] zaubert. Ich kann ich darf Ihnen nicht alles sagen. Es geht mir zu nah ich mag keine Erinnerungen. Engel! Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen wie die Trompete dem eingeschlafnen Krieger. Wolte Gott Ihre Augen würden mir Ubalbs Schild, und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen, und — Ja Gultigen wir wollen das lassen — über des Menschen Herz läßt sich nichts sagen, als mit dem Feuerblick des Moments.

Nach Tische. Dein gut Wort würdte in mir, da sprach auf einmal in mir, sollt's nicht übermäßiger Stolz seyn zu verlangen, daß dich ganz das Mädgen erkannte und so erkennend liebte, erkenn ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser. Gultigen! — Lass mein Schweigen dir sagen, was keine Worte sagen können.

Den 15. guten Morgen. Ich hab eine gute Nacht gehabt. Und bin jetzt recht wie ein Mädgen. Sie rathen nicht was mich beschäftigt, eine Maske, auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben . . . Und meine Masque wird eine altdeutsche Tracht, schwarz und gelb, Pumphose, Wämslein, Mantel und Federstuzhut. Ach wie dank ich Gott daß er mir diese Puppe auf die paar Tage gegeben hat, wenns so lang währt.*)

Halb Biere. In Brunnen gefallen wie ich's ahndete. Meine Masque wird nicht gemacht. Lili kommt nicht auf den Bal. Aber dürft ich, könnt ich alles sagen! — Ich thats sie zu ehren**) weil ich deklariert für sie bin, und eines Mädgens Herz ic. — Also Gultigen! — Ich thats auch halb aus Truz, weil wir nicht sonderlich stehn die acht Tagen her. Und nun! —

Den 16ten. Heut Nacht neckten mich halb fatale Träume. Heut früh beym Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beyden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward

*) Nicht recht verständlich; die „Puppe“ bezieht sich doch wohl auf seine Maske, und nicht auf Lili, mit der er zwar „die acht Tage her nicht sonderlich stand“. — **) Dies „ehren“ ist im Goethe'schen Originalbriefe ausnahmsweise einmal unterstrichen!

mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte. Gutes muths denn Gustgen. Wir wollen einander nicht auf's ew'ge Leben verträsten. Hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muß ich Gustgen sehn. Das einzige Mädgen deren Herz ganz in meinem Busen schlägt. —

Nach Mittage halb Vier. Offen und gut der Morgen, ich that was, Lili eine kleine Freude zu machen, hatte Fremde, trieb mich nach Tische spaisend närrisch unter Bekannten und Unbekannten herum. Gehe ieht nach Offenbach, um Lili heute Abend nicht in der Comödie morgen nicht im Conzert zu sehen. Ich stecke das Blatt ein und schreibe draus fort.

Offenbach! Abends sieben. In einem Kreise von Menschen, die mich recht lieb haben, oft mit mir leiden! Es ist nun so! ich sitze wieder an dem Schreibtiischgen von dem ich Ihnen schrieb eh' ich in die Schweiz ging.

Lieb Gustgen — da ist ein junges Paar in der Stube das erst seit acht Tagen verheurathet ist! eine junge Frau liegt auf dem Bette die der angenehmsten Hoffnung eines lieben Kindes entgegen schmerzet.*) Ade für heute. Es ist Nacht und der Rayn blindt noch aus den dunklen Ufern.

Offenbach. Sonntag den 17ten Nachts zehen. — Ist der Tag leidlich u. stumpf herumgegangen, da ich aufstund war mir's gut, ich machte eine Scene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebte ein paar mit einem Mädgen, davon dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist. Ass in einer Gesellschaft von ein Duzzend guter Jungens, so grad wie sie Gott erschaffen hat. Fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder, ich hab die Grille selbst fahren zu lernen. Spielte ein Paar Stunden Pharao und verträumte ein Paar mit guten Menschen. Und nun sitz ich dir gute Nacht zu sagen. Mir wars in all dem wie einer Katte die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Essbare das ihr in Weeg kommt und ihr innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen war Lili hier. Und in dieser Stunde war ich in der grausamst feyerlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens (: mögt' ich sagen :). O Gustgen warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Trähnen der Liebe, Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab. Und in der Ferne die [!] Waldhorn, und der Hochzeitgäste laute Freuden. Gustgen auch seit dem Wetter bin ich — nicht ruhig aber still — was bey mir still heißt und fürchte nur wieder ein Gewitter, das sich immer in den harmlosesten Tagen zusammenzieht, und — Gute Nacht Engel. Einzigstes, Einzigstes Mädgen — und ich kenne ihrer Viele — —

Montag den 18. Mein Schiffgen steht bereit, ich werd's gleich hinunter lenden. Ein herrlicher Morgen, der Nebel ist gefallen alles frisch und herrlich

*) Diese Stelle (bezeichnend genug für das, was in jener Kraftgenieperiode ein junger Mann an ein junges Mädgen sich zu schreiben gestattete!) ist nur so verständlich, daß ein junges Ehepaar und eine Frau, welche ihrer Niederkunft entgegenfieht, im Zimmer sind. Es wird dies also wohl im Hause André gewesen sein, denn Anton André ist drei Wochen darauf, nämlich am 6. October 1775, geboren.

umher! — Und ich wieder in die Stadt, wieder ans Sieb der Danaiden! Ade! —

Ich hab einen offenen frischen Morgen! O Gustgen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuss und Leiden, die Seeligkeit die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wegen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit, Himmel auf und Hölle ab getrieben werden. Beste ich bitte dich schreib mir auch so ein Tagebuch. Das ist das einzige was die ewige Ferne bezwingt. — — —

Montag Nacht halb zwölf. Frankf. an meinem Tisch. Komme noch bir gute Nacht zu sagen. Hab getrieben und geschwärmt biss jetzt. Morgen gehts noch ärger. O Liebste. Was ist das Leben des Menschen. Und doch wieder die vielen Guten die sich zu mir sammeln! — das viele Liebe das mich umgiebt — — Lili heut nach Tisch gesehn — in der Comödie gesehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär ich das los. O Gustgen — und doch zittt ich vor dem Augenblick da sie mir gleichgültig, ich hofnurgelos werden könnte. — Aber ich bleib meinem Herzen tren, und lass es gehn — Es wird —

Dienstag sieben Morgens. — Zu Schwarm! Gustgen! ich lasse mich treiben, und halte nur das Steuer dass ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet ich kann von dem Mädgen nicht ab — heut früh regt sichs wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen. — Eine große schwere Lektion! — Ich geh doch auf den Ball einem süßen Geschöpfe zu lieb, aber nur im leichten Domino, wenn ich noch einen kriege. Lili geht nicht.

Nach Tisch halb vier. Geht das immer so fort, zwischen kleinen Geschäften durch immer Müßiggang getrieben, nach Dominos und Lappenwaare. Hab ich doch mancherley noch zu sagen. Adieu.. ich bin ein Armer verirrter verkehrter — — Nachts Achte, aus der Comödie und nun die Toilette zum Ball! O Gustgen wenn ich das Blat zurücksehe! Welch ein Leben. Soll ich fortfahren? oder mit diesem auf ewig endigen. Und doch Liebste, wenn ich wieder so fühle daß mitten in all dem Nichts, sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen nährischen Composition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sicher, fester, weiter wird, und doch mein innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der reinheit der sie selbst ist ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. — Da lass ich's denn so gehn — Betrüge mich vielleicht selbst. — Und danke Gott. Gute Nacht. Adio. — Amen.

Welches Feuer, welche Leidenschaft, welch' fieberhafte Exaltation loht uns aus diesem Briefe entgegen, — und dann wieder: welche Zerrissenheit und Disharmonie des Innern, ja oft — welche Verzweiflung an sich, seinem Schicksal, seiner Liebe! Goethe erscheint hier völlig als ein Kranker, dessen Herz nach Genesung und

Erlösung schmachtet! Seine Briefe an Auguste sind wahre Tages-Bulletins über sein Befinden: „Ich hab' eine gute Nacht gehabt“ — „Heut bin ich ruhig“ — „Heut Nacht neckten mich fatale Träume“ — „Offen und gut der Morgen“ — „Der Tag leidlich und stumpf vorübergegangen“, und was dergleichen Krankenberichte mehr sind! Und dahin gelangte dieser kerngesunde Mensch, von dem Heine gesagt hat: „Die Natur wollte wissen wie sie ansah, und sie schuf Goethe!“ Ein thatloses Hin und Her, ein Hangen und Längen in schwebender Pein, freudloser Mühsigang, Liebeleien und Ländeleien da und dort, ein Berauschen und Betäuben mit allen möglichen Genüssen: Theater, Maskenbällen, Bharaspiel, Gelagen mit „guten Zungens“, — und dazu das heifste Verlangen, durch Frauenliebe glücklich zu sein, sei es nun Lili, Auguste, oder eine noch unbekannte Dritte! . . . Aber Lili muß ihn in jenen Tagen durch ihr Verhalten doch tief unglücklich gemacht haben, das leuchtet aus jeder Zeile hervor, und zwischen allen Zeilen deutlich hindurch! Vielleicht waren es die Tage, wo sie sich mehr und mehr von ihm zurückzog, — die Tage, wo ihre Mutter, um sie für immer von Goethe zu scheiden, ihr sein früheres Verhältniß zu Friederiken von Seisenheim, aus dem er allerdings nicht frei von Schuld hervorging, rücksichtslos enthüllte, welche Enthüllung mehr als Goethes fast unerträgliche Eifersucht und die Abneigung der beiderseitigen Familien gegen eine Heirath bewirkt haben soll, daß Lilis Herz gegen den Geliebten erkaltete.*)

In der That — „das Herz auf den Wegen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit himmelauf — höllenaab getrieben“: das ist die richtige Signatur des Goethe'schen Zustandes in der zweiten Hälfte September! Aber, wie er bei anderer Gelegenheit sagt: „Auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange“ — so erging es auch hier. Der Roman drängt mit Ungeßüm zur Schlußkatastrophe, — und diese trat denn auch mit der inneren Nothwendigkeit eines Naturgesetzes endlich ein!

Es mag dabei noch Mancher und Manches hinter den Coullissen mitgespielt haben, wovon Nichts geplaudert wurde noch geschrieben steht; es mögen Fehler von beiden Seiten gemacht worden, Goethes „unelige Ehescheu und falsche Begriffe über eheliches Glück“, die in späteren Jahren noch Schiller so sehr beklagte, mögen damals schon mitthätig gewesen sein, — genug: es kam zum Ende, und — *tout comprendre, c'est tout pardonner!*

Für uns Offenbacher aber ist bei vorstehendem Briefe vom außerordentlichsten Interesse, daraus zu ersehen, daß Goethe in allem

*) Die Verantwortung für dieses Motiv müssen wir Graf Dürckheim überlassen, der es in seinem Buche über Lili zum Erstenmale in's Feld führt.

Sturm und Drang jener Tage hier am 17. September 1775 eine Scene am „Faust“ geschrieben hat, und zwar, wie allgemein angenommen wird, trotz seiner nagenden Seelenpein die einzig humoristische Scene im „Faust“: — die Scene in Auerbachs Keller, worauf die Erwähnung der Matthe, die Gift gefressen hat, in seinem Briefe an Auguste ganz unverkennbar hinweist, da Branders Lied dasselbe Thema zum Gegenstande hat. (Auch am 7. März hat Goethe in Offenbach „eine Scene geschrieben“: S. 212.)

Und nun müssen wir Goethe selber wieder hören, wie er die Lösung seines Verhältnisses zu Lili in „Wahrheit und Dichtung“ einleitet.

„Ich war von dem Gipfel des Gotthard, Italien den Rücken wendend, nach Hause gefehrt, weil ich Lili nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechselseitigen Besizes, eines dauernden Zusammenlebens gegründet ist, stirbt nicht auf einmal ab; ja sie nährt sich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünsche und redlicher Hoffnungen, die man hegt. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet, als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandorens ist den schönen Kindern die wünschenswerthe Gabe verliehen anzureizen, anzulocken, und mehr durch Natur mit Halbvorjah als durch Neigung, ja mit Frevel, um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken.*) Und dann soll zuletzt denn doch hier gewählt sein, Einer soll ausschließlich vorgezogen werden, Einer soll die Braut nach Hause führen. Und wie zufällig ist es, was hier der Wahl eine Richtung giebt, die Auswählende bestimmt! Ich hatte auf Lili mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir diese Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne, zerstreuende Reise angetreten, aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte. So lange ich abwesend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen, Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück, und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehen von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten Personen ein unheimliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die

*) Diese allgemeinen Betrachtungen lassen in ihrer Anwendung auf den besondern Fall Manches zwischen den Zeilen lesen!

Umgebung Lili zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst hintrat, fiel mir's hart auf's Herz, daß sie für mich verloren sei. Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht. . .“

Ja, Goethe mußte endlich einmal mit diesem schier bereits hoffnungslos gewordenen Verhältniß, in welchem er sich selbst zu verlieren ernstlich in Gefahr stand, zum Abschluß kommen, und seinen Genius in ein neues Leben und neue Zustände hinüberretten; — er „mußte“, wie er zu dem soeben Mitgetheilten noch hinzufügt: „auf welchem Wege es wolle, vor Lili flüchten, es sei nun nach Süden, wo mir die täglichen Erzählungen meines Vaters den herrlichsten Kunst- und Naturhimmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein so bedeutender Kreis vorzüglicher Menschen einlud.“

Letzteres bezieht sich auf ein Ereigniß, welches um jene Zeit Goethen äußerst „erwünscht“ kam, da es seiner zweiten Flucht von Lili eine goldne Brücke schlagen, und überdies (was er damals freilich noch nicht ahnen konnte) für sein ganzes ferneres Leben grundlegend, maß- und richtunggebend werden sollte: die erneute Einladung Karl Augusts nach Weimar!

Karl August, seit dem 3. September regierender Herzog, am 3. Oktober mit Louise von Hessen vermählt, kam auf der Heimreise von Karlsruhe und Darmstadt mit seiner jungen Gemahlin gleich darauf abermals durch Frankfurt, wo er zusammen mit den Meiningischen Herrschaften im „Römischen Kaiser“ abgestiegen war, und Goethe ihm seine Aufwartung machte. Die in huldvollster Weise neuerdings an diesen gerichtete Aufforderung des Herzogs, ihm nach seiner Residenz zu folgen, wurde von Goethe, der um jeden Preis aus dem Gesichtskreise von Frankfurt und Lili verschwinden wollte, diesmal wie ein Weg der Rettung aus süßen und doch drückenden Banden hinaus in die Freiheit angenommen, und sollte Goethe in allernächster Zeit zusammen mit dem herzoglichen Kammerjunker von Kalb, der in Angelegenheiten des Hofes noch in Karlsruhe zurückgeblieben war, die Reise nach Weimar antreten.

Aus jenen Tagen der Entscheidung rührt Goethes letzter Brief aus Frankfurt an Auguste Stolberg vom September 1775:

Wieder angefangen Mittwoch den 20. ob zum Zerreißen oder wie! Genug ich fange an. Auf dem Ball bis sechs heut früh, nur zwei Menuets getanzt, Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die einen Husten hatte — Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben

und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! wenn ich dir lebhaft! — Nein wenn ichs könnte ich dürft's nicht. Du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal stürzte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken lies. Jetzt ist's bald achte Nachts. Hab geschlafen bis 1, gegessen, etwas besorgt, mich angezogen, den Prinzen von Meinungen mich dargestellt, ums Thor gangen, in die Comödie. Lili sieben Worte gesagt. Und nun hier. Abbio.

Donnerst. den 21. Ich habe mir in Kopf gesetzt mich heut wohl anzuziehen. Ich erwarte einen neuen Rock vom Schneider den ich mir hab in Lion stücken lassen, grau mit blauer Bordüre, mit mehr Ungedult als die Bekantschaft eines Manns von Geist der sich auf eben die Stunde bey mir melden lies. Schon ist was missglückt. Mein Perrückenm. hat eine Stunde an mir frisiert und wie er fort war riss ich's ein, und schickte nach einem andern, auf den ich auch passe. — — *)

Samstag den 23. Es hat tolles Zeug gesetzt. Ich hab nicht zum Schreiben kommen können. Gestern lauter *Allessen*. Heut hab ich einen Husten. Ade.

Sonntag den 8. Oct. Bisher eine große Pause ich in wunderbaaren Kälten und Wärmen. Bald noch eine größere Pause. Ich erwarte den Herzog v. Weimar der von Karlsruhe mit seiner herrlichen neuen Gemahlinn Louise von Darmstadt kommt. Ich geh mit ihm nach Weimar. Deine Brüder kommen auch hin, und von da schreib ich gewiss liebste Schwester. Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter drinn, nicht warm, nicht kalt.

In diesem Briefe erwähnt Goethe denn auch Lili zum Letztenmal in seinen schriftlichen Ergüssen an die Freundin im Norden; in dem Besuch des Maskenballes, wo Lili nicht war, scheint sich der Bruch mit ihr manifestirt zu haben. Die Nachschrift vorstehenden Briefes datirt bereits: „Weimar den 22. Novbr.“

Die Geschichte von Goethes letzten Tagen in Frankfurt und seiner zweiten Flucht vor Lili bildet dann aber noch einen kleinen Roman im Romane, wie uns der Dichter selbst berichtet hat.

„Unser Wolf“ — wie die Stolberge ihn nannten — hatte sich vollkommen reisefertig gemacht, überall (ob auch im Haus Schöne-

*) Goethe war hier offenbar wieder einmal in seiner leichtsinnigen Egmont=Stimmung: „Ist ein Fastnachtspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angegriffene Phantasie um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luft zu hoffen übrig bleibt, — ist's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?“ 2c. („Egmont“, II. Akt.)

mann?! Abchied genommen, den Koffer gepackt, und sah nun dem Cavalier entgegen, der ihn nach Weimar abholen sollte. Aber Herr v. Kalb kam nicht und kam nicht! Es vergingen ein, zwei — es vergingen acht Tage und darüber: kein Herr v. Kalb zu hören noch zu sehn! Goethe, der, weil er schon alle seine Abschiedsbesuche gemacht hatte, sich nicht mehr öffentlich blicken lassen mochte, schloß sich auf seine Stube ein, schrieb am „Egmont“ weiter, und vollendete ihn nahezu, zur großen Freude seines Vaters, der von Anfang an der Weimarer Berufung und dem abholensollenden Cavalier nicht recht getraut hatte, Beides für eine Mystifikation, einen lustigen Hosspaß hielt, den man unternommen, um den Herrn Sohn für manche Streiche und Unarten zu strafen und zu beschämen. Endlich fängt diese völlige Einkerkierung dem jungen Goethe trotz Egmont doch auch an lästig zu werden, da er immer das freieste und ungebundenste Leben gewohnt war, — doppelt lästig und peinlich „in der Nähe der Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorfaß gefaßt, die mich aber doch, solange noch die Möglichkeit war mich ihr zu nähern, gewaltsam zu sich forderte.“ In einen großen Mantel gehüllt, schlich Goethe nun Abends in der Stadt umher, da es ihm nicht länger möglich war, die Lust der Freiheit zu missen, schlich an den Häusern von Freunden und Bekannten vorbei, — „und versäumte nicht, auch an Lili's Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Eckhauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte ich sie zum Claviere singen; es war das Lied: „Ach wie ziehst du mich unwiderstehlich“, das nicht ganz vor einem Jahre an sie gedichtet ward!*) Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verstehn; ich hatte das Ohr so nahe angebrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriss ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erfassen. Nur der feste Vorfaß mich wegzugeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, was für ein seltsames Aussehen mein Wiedererscheinen machen müsse, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen.“

*) Goethe citirt sich hier selbst nicht ganz correct: das Lied „An Die Linde“ beginnt: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“ zc. Uebrigens hat auch hier wieder Goethe selbst die Anfangsworte des Textes mit gesperrter Schrift hervorgehoben, was beweist, daß er besonderen Werth auf diesen Gesang in dieser Stunde legte!

Der Zustand der Ungewißheit wird immer peinlicher, Goethes innere Unruhe, vom Vater noch genährt, immer brennender. Dieser stellt seinem Sohne in dringender Weise vor, daß er von den Weimariſchen Herrſchaften dupirt ſei; er müſſe jezt aber um jeden Preis fort, und zwar, anſtatt nach Weimar, des Vaters Lieblingswunſch erfüllend: nach Italien! Der Sohn, noch zaudernd, geht endlich darauf ein, daß, wenn bis zu einer beſtimmten Stunde ſein Hofcavalier nicht eingetroffen ſei, er ſelbſt über die Alpen gehen werde!

Der letzte Tag dieſes Vertrages war nahezu abgelaufen, am andern Morgen ſollte die Reiſe beginnen, als es Goethen drängte, ſeinen eben aus der Schweiz heimgekehrten Freund Paſſavant nochmals zu ſehen, zu welchem Ende er ihn durch einen Dritten zur Nachtzeit an einen beſtimmten Platz in der Stadt beſtellen läßt. Paſſavant ſtellte ſich denn auch zum geheimnißvollen Rendezvous, und war aufs Aeufferſte überrascht und erfreut, den gar nicht mehr in Frankfurt vernutheten Goethe zur Stelle zu finden. Andern Tages ſah dieſer ſich ſchon bei guter Zeit an der Bergſtraße.

Er hatte mit Abſicht den Weg über Heidelberg genommen, um Demoiſelle Delf nochmals zu beſuchen: „die Vertraute unſerer Neigung, ja die Vermittlerin einer ernſtlichen Verbindung bei den Eltern — und ich ſchätzte mir es für das größte Glück, ehe ich Deutſchland verließ, noch einmal jene glücklichen Zeiten mit einer werthen, geduldigen und nachſichtigen Freundin durchſchwätzen zu können.“ Goethe wurde in Heidelberg von Fräulein Delf und ihrem Kreiſe äußerſt freundlich aufgenommen, und verbrachte allda einige ſchöne Tage. Aber auf ein Geſpräch über Liſing ſie nicht mehr ſo wie früher ein, billigte ſogar „unſern beiderſeitigen Vorſatz, uns unter den bewandten Umſtänden zu trennen; man müſſe ſich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinn ſchlagen, und ſich nach einem neuen Lebensintereſſe umſehn.“ Denn die Delf hatte ihr neues Pländchen mit Wolfgang bereits in der Taſche: er ſolle nur in Gottes Namen jezt nach Italien gehn, dann aber wüßte ſie für ihn eine paſſende Verbindung aus angeſehener Familie,*) und dabei ließ ſie durchblicken, daß es ihm ſchließlich an einer hervorragenden Stellung am Kurfürſtlichen Hofe Karl Theodors zu Mannheim auch nicht fehlen werde. Bis ein Uhr Nachts redete Goethen ſeine Wirthin über derartige Projekte, bei denen ſich ihrerſeits Wohlwollen für den jungen vielverſprechenden Mann mit der Förderung eignen Inter-

*) Nämlid mit einer Tochter des Oberforſtmeiſters von W. in Heidelberg, von der Goethe bemerkt, daß ſie Friereriken (von Eſenheim) geähnelt habe, auch hinzufügt: „Eine frühere, noch nicht erloſchne Liebe im Herzen, erregte ich Antheil ohne es zu wollen; auch wenn ich ſie verſchwieg.“

esses zu ziemlich gleichen Theilen mischten. Goethe aber war wenig geneigt, auf solche Frauenzimmerpläne einzugehn: „Ich genoß das Wohlmollen des Augenblicks, Lili's Bild schwebte mir wachend und träumend vor und mischte sich in alles Andre, was mir hätte gefallen oder mich zerstreuen können. Nun rief ich mir aber den Ernst meines großen Reiseunternehmens vor die Seele, und beschloß auf eine sanfte und artige Weise mich loszulösen, und in einigen Tagen meinen Weg weiter fortzusetzen.“

Goethe war, nachdem ihn Fr. Delp in jener Nacht verlassen, kaum eingeschlafen, als ein reitender Bote sein Horn vor dem Hause ertönen ließ, und gleich darauf Jene wiederum bei ihm eintrat, und ihm einen Brief an's Bett brachte. Sie ahnte wohl, daß dieser Brief die Entscheidung in seinen Falten trage, und bat Goethe im Voraus, dem Ruf nach Weimar doch ja nicht zu folgen, eingedenk Dessen, was sie vorhin mit ihm besprochen habe. Goethe ersuchte sie um eine Viertelstunde Einsamkeit; — ungern und zögernd ließ sie ihn mit sich selbst allein.

Unser Dichter sah eine Weile vor sich hin, ohne den Brief zu eröffnen. Wußte er doch, was er enthielt, kannte er doch Siegel und Handschrift! Nachdem er die Depesche endlich erbrochen, klärte sich denn auch rasch Alles auf: sein Geleitsmann hatte in Karlsruhe dienstliche Verspätung gehabt; als er endlich Frankfurt erreicht, Goethen nicht mehr dajelbst vorgefunden, und ihm sofort eine Citafette nachgesandt, den entflohenen Vogel wieder einzufangen.

Was nun thun? . . Goethe hatte Weimar bereits völlig abgegeben, und sich mit ganzer Seele dem italienischen Reiseplan zugewandt, hatte sich in den Gedanken völlig eingelebt, sich den Herrlichkeiten in Kunst und Natur, welche ihn dort erwarteten, „zu nähern, indem er sich entschieden von Lili entfernte“.

Er kleidete sich an, und ging in innerem Kampfe in der Stube auf und nieder. Da trat seine Wirthin wieder zu ihm ein. „Was soll ich hoffen?“ rief sie aus. „Meine Beste,“ entgegnete Goethe, „reden Sie mir Nichts ein, ich bin entschlossen zurückzukehren; die Gründe habe ich selbst bei mir abgewogen, sie zu wiederholen würde Nichts fruchten. Der Entschluß am Ende muß gefaßt werden, und Wer soll ihn fassen als der, den er zuletzt angeht?“

Goethe war bewegt, Demoiselle Delp auch, es gab eine lebhafteste Scene, die Goethe damit endete, daß er seinem Diener befahl, Extrapost nach Frankfurt zu bestellen. Vergebens bat er seine in ihrem Drängen nicht nachlassende Wirthin sich zu beruhigen, es sei ja zunächst nur auf einen Besuch für kurze Zeit in Weimar abgesehen!

„Sie wollte von Nichts wissen, und beunruhigte den schon Bewegten noch immer mehr. Der Wagen stand vor der Thür; aufgepackt war; der Postillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erschallen; ich riß mich los; sie wollte mich noch nicht fahren lassen und brachte künstlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, so daß ich endlich leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmonts ausrief:

„Kind — Kind — nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unserm Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt Nichts, als muthig gefaßt die Zügel fest zu halten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht — Wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“ . . .

Damit schließt Goethes „Wahrheit und Dichtung“ — und gleichzeitig auch sein Herzensroman mit Lili!

Als Epilog zu dieser Goethe'schen Liebesgeschichte will ich für diejenigen meiner Leser, welche an den ferneren Schicksalen Lilis Interesse nehmen, noch Einiges darüber anfügen, wegen aller Details auf das Dürckheim'sche Buch verweisend. — Um Lili über den Verlust Goethes hinwegzubringen, dachte ihre Mutter alsbald auf eine andere Verbindung für sie, wozu sich ihr schon im folgenden Jahre ein trefflicher Gegenstand in der Person eines jungen, tüchtigen Kaufmanns Bernard aus Straßburg bot, — vielleicht, ja wahrscheinlich ein Verwandter der Offenbacher Familie dieses Namens. Der vielgereifte, stattliche Mann wußte sich denn auch Lilis Zuneigung zu erwerben. Er kehrte nach Straßburg zurück, seine finanziellen Verhältnisse nochmals einer genauen Prüfung zu unterziehen, mußte dabei aber die Entdeckung machen, daß die Administration seines Hüttenwerks bei Straßburg, dessen Ertrag seither seine Revenuen gebildet, durch fehlerhafte Leitung des Unternehmens dasselbe dem Ruine nahe gebracht hatte, und er nicht daran denken konnte, auf solcher Basis eine Ehe einzugehn. Diese Ueberzeugung erfüllte Bernard mit tiefer Melancholie, und ohne nach Straßburg oder gar Frankfurt nochmals zurückzukehren, verschwand er spurlos, in seinem Vulte nur einen Brief zurücklassend, worin er seine Lage entdeckte und seinen Entschluß kundgab, seinen Fehler durch freiwillige Verbannung zu büßen. Erst lange nachher erfuhr man, daß Bernard auf Jamaica gestorben sei.*) Dieser neue Schlag traf die arme Lili nach allem Vorausgegangenen begreiflich mit doppelter Wucht; sie erkrankte so ernstlich, daß es geraume Zeit bedurfte, bis sie sich völlig wieder erholt hatte. Aber Einer von den alten Frankfurter Anbetern war ihr ganz im Stillen noch treu geblieben, und hatte ihre ferneren Schicksale aufmerksam verfolgt: Bernh. Friedr. von Türckheim,**) Sohn eines der angesehensten Straßburger Ban-

*) Graf Türckheim gedenkt dieser Episode in „Lilis Bild“ nicht, wohl aber Zügel in seinem „Puppenhaus“.

**) So schreibt den Namen Graf Türckheim; — Zügel dagegen: Türckheim.

hiers früher Volontair bei Schönmann & Heyder in Frankfurt, woher auch seine Neigung zu der schönen Lili herrührte. Nachdem sie vollkommen genesen, trat er mit seiner Werbung hervor, und am 9. August 1778 verlobten sich die Beiden zu einer der an Liebe, aber auch an Kämpfen reichsten Ehen, die jemals zwei Herzen vereint hat. Noch im selben Jahr folgte Lili ihrem Gatten nach Straßburg in dessen schönes, in der Brandgasse, mit einer Terrasse auf den Broglieplatz, gelegenes Haus,*) wo sie ihm das gemüthvollste Heim zu schaffen wußte. Türckheim war nicht nur ein sehr tüchtiger Kaufmann, sondern auch ein in jeder Hinsicht ausgezeichnete Charakter, der durch seine Talente und das Vertrauen seiner Mitbürger zu den höchsten Ehrenstellen berufen wurde: so war er Maire von Straßburg in der schwierigsten Zeit der französ. Revolution, Mitglied der Straßburger Handelskammer und Generalrath des Niederrheins seit der Entstehung dieser Institutionen, wurde dreimal in die Pariser Kammer gewählt, — ja war später sogar eine Zeitlang Badischer Finanzminister! Die Schreden der Revolution griffen aber mit eiserner Hand auch in das Familienglück des Türckheim'schen Hauses. Im Januar 1793 durch den Nationalconvent seines Amtes als Maire entsetzt und nach dem 20 Stunden von Straßburg entfernten Postorf verbannt, empfing Türckheim eines Morgens durch den Maire dieses Dorfes eine Depesche des Straßburger Wohlfahrtsausschusses, wonach er verhaftet und vor das dortige Revolutionstribunal gestellt werden sollte. Das war der unzweifelhafte Weg zur Guillotine, welche in Straßburg bereits in voller Thätigkeit war, und kein Augenblick zu verlieren. Er entfloh durch die Gärten des Orts in's Freie, wanderte Tag und Nacht, bis er Saarbrücken erreichte, wo er, als Holzhacker verkleidet, sich durch die französischen und preußischen Vorposten hindurchschlich, und auf diesem Wege endlich Heidelberg glücklich erreichte. Nun ließ Türckheim seiner Frau die Bottschaft zukommen, ihm mit den Kindern zu folgen. Lili machte sich auf, als Bäuerin verkleidet, ihr jüngstes Söhnchen Heinrich in ein Tuch gebunden auf dem Rücken tragend, die übrigen Kinder mühsam nachschleppend, und eilte so in brennender Sonnenhitze und durch die dunkle Nacht, mit blutenden Füßen, oft mit Hunger und Durst kämpfend, die Todesangst um die Kinder und den Gemahl im Herzen, auf dessen Spuren weiter, um ihn nach den mannichfachen Fährden und Abenteuern endlich in Mannheim wieder umarmen zu können. Die beiden aufs Neue vereinten Gatten lassen sich einstweilen in Erlangen nieder, wo sie ganz der Erziehung ihrer Kinder leben, um später nach Straßburg zurückzukehren, nachdem in Frankreich wieder geordnete Zustände eingetreten waren. Der frühere Wohlstand und Türckheims öffentliche Stellung waren bald wieder zurückerobert. Für seine theure Lili kaufte er 1800 ein kleines, trautes Landgütchen in Krautergersheim in der Rheinebene zwischen Straßburg und Barr an, wo sie fortan die Sommermonate verbrachte, und der Gatte, wenn er nicht zur Kammer in Paris war, sie über Sonntag mit den Kindern besuchte. Von einem großen Freundeskreis war Lili von Türckheim geliebt und hochgeehrt. In ihrem stillen, grünen Tusculum verbrachte sie die Sommer 1800—1814, fern dem Geräusche der entfesselten Bellona; doch fehlte es ihr an Sorgen auch hier nicht, so für ihren Sohn Wilhelm, der alle Feltzüge mitmachte und mehrmals verwundet ward, und in Spanien an einer Vergiftung schwer erkrankte. Ihre beiden letzten Lebensjahre waren die beschwerlichsten ihres ganzen Lebens; von zu vielen Stürmen erschüttert, in steter Besorgniß um die Ihrigen und ihr bedrängtes (deutsches oder angeheirathetes französ.?) Vaterland, war endlich auch ihre rüstige Kraft gebrochen, i. J. 1816 fing sie zu kränkeln an, und erholte sich nicht wieder. Am 6. Mai 1817 verschied sie sanft und ergeben im Kreise der Ihrnen,

*) Dieses Haus wurde bei der Belagerung von 1870 niedergebrannt, und steht an dessen Stelle jetzt der palastartige Bau der Elsäßer Boden-Credit-Bank.

in den Armen des liebevollsten Gatten, der ihren Tod seinem Schwager Schöne-
mann in ergreifenden Worten meldete: „Die Schwester schläft, Schlaf und
Tod sind Brüder. Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde
der Gnade mir zugesellte, und soviel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat
die holde Lili abgerufen. Das Band, das mich seit bald vierzig Jahren so
innigt mit ihr vereinte, ist nicht getrennt, und ich wandle jetzt einsam hier
mitten unter den Schöpfungen ihrer ländlichen Freuden, mit dem Bewußtsein,
daß bis in der letzten Stunde ihre Hand noch segnend mich als Freund ihres
Herzens bezeichnete. Deiner lieben Tochter und Gemahl, Deiner Gattin und
älteren Freunden, Meßler &c. &c. sei das Andenken der Lili heilig. Ich um-
arme dich. Fürdheim.“ . .

Daß Lili den genialen Geliebten ihrer Jugend niemals vergessen hat,
scheint so gewiß, als daß umgekehrt Goethe auch all' sein Lebenlang ihr
theures Bild nie aus dem Herzen verlor. Denn eine so treue und zärtliche
Gattin und Mutter sie gewesen, ein geheimer Kummer, eine stille Schwermuth
beschlich sie oft, so daß ihr und Goethes Freund Lavater u. A. ihr in
häufigen Briefen herrlichen Trost zusprachen. Einer dieser Lavater'schen Briefe
von 1783 schließt: „Leide und genieße — als Lise Schöнемann und als
Lise Fürdheim“. Und ein Jahr später: „Es ist Ehre, tragen zu können,
zu wollen, das Unabänderliche anbetend leiden, das Erträglich-
e schweigend dulden.“

Noch einmal hat Lili den Jugendgeliebten wiedergesehen, und zwar
im September 1779, wo er sie auf der Durchreise in Straßburg besuchte und
zusammen mit ihrer gerade anwesenden Mutter in ihrem Hause zu Mittag
speiste. Die ruhige Art, in der er über dieses Zusammensein an Frau von Stein
schrieb, ist aus mehrfachen Gründen kein Beweis dafür, daß er in seinem
Herzen nichts Tieferes mehr für Lili empfand. Warum hätte er sie denn
aufgesucht, statt sie zu meiden? Sollte er an die gegenwärtige Geliebte etwa
in enthusiastischer Weise über die frühere schreiben? Und ist es denn am Ende
so wenig gesagt, wenn Goethe u. A. von dieser letzten Begegnung mit
Lili äußert: daß „in dem Gefühl, wie er diesen Weg [zu ihr] her einen
Rosentanz der treuesten, bewährtesten, unauslöschbarsten Freundschaft
abgebetet, eine reine, ätherische Wollust“ gelegen habe: — „unge-
trübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele
die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind“.*) Auch manche
seiner Verse, Nachklänge seiner Liebe, gingen noch an die verlorene Geliebte:

„Holde Lili, warst so lang
All' meine Lust und all' mein Sang,
Bist ach nun all' mein Schmerz, und doch —
All mein Sang bist du noch!“

Von Weimar aus sandte Goethe dann noch seine im letzten Jahre des
Frankfurter Aufenthalts zu Ende gebrachte „Stella, ein Schauspiel für
Liebende“, mit folgender Widmung an Lili:

„Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah,
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!“

*) Dies letzte Wiedersehen von Goethe und Lili fand statt am
26. September, und am Tage zuvor hatte der Dichter auch das Pfarrhaus
von Selenheim aufgesucht, dort sogar übernachtet, und war in vollster Har-
monie von Friederike Brion geschieden. Also an Einem Tage, Sonn-
tag den 26. Sept. 1779, hatte Goethe die beiden weiblichen Wesen wieder-
gesehen, die er von allen wohl am Meisten geliebt!

Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe fliehet!"

Und in „Jägers Abendlied“:

„Im Felde schleich' ich still und mild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor!

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauchend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Mir ist es, dent' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich —
Weiß nicht, wie mir geschehn.“

Dann noch einen letzten Abschied, nicht ohne Herbigkeit: „Gehab' dich wohl bei den hundert Lichtern, die dich umglänzen“ — wo es am Schlusse heißt:

„Find'st doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen grad und treu wie du!“

Als Goethe eines Nachts in Weimar die Nachricht von Lilis Verlobung mit Türckheim erhielt, pries er das Schicksal, daß es so mit ihm verfare: es war wohl die innere Beruhigung, die er darüber empfand, Lili nunmehr über seinen Verlust getröstet, — sie versorgt zu wissen!

Im Jahr 1801 wurde Lili durch den einzigen Brief erfreut, den Goethe seit Lösung ihres Liebesverhältnisses an sie gerichtet: es war die Antwort auf eine Empfehlung, welche sie zu Gunsten eines jungen Straburgers an ihn nach Weimar gerichtet, und es ist gewiß vom höchsten Interesse zu lesen, wie Goethe nach einem Vierteljahrhundert an die einst Geliebte schreibt! Von dem geschäftlichen Inhalt des Briefes abgesehen, lautet er folgendermaßen:

„Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mich Frau von Egloffstein, daß Sie meiner während Ihres Aufenthalts in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse.

Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden, und dabei, wie ich weiß, einen entschlossenen Muth bewiesen, der Ihnen Ehre macht.

Wie sehr verdienen Sie das Glück, daß die Ihrigen gerettet sind, und Ihre Kinder alle so gutartig vor Ihnen heranwachsen. . . .

Leben Sie recht wohl, und gedenken meiner künftig. Genießen Sie mit den Ihrigen, nach so viel Stürmen, der Früchte des Friedens und einer neuen Ordnung der Dinge.

Weimar, den 30. März 1801.“

Diesen Brief Goethes hat Lili zusammen mit denen Freund Lavaters mit größter Pietät aufbewahrt. —

Noch einmal sollte Goethe eine Erinnerung an Lili, die holde Jugendgeliebte, in fast romanhafter Weise mächtig nahe treten, und damit der Kreis seiner Beziehungen zu ihr sich harmonisch schließen! Es war in den Schreckentagen der Jenaer Unglückschlacht, in jenen Tagen, wo Goethe sich mit Demoiselle Vulpius hatte trauen lassen, als im Tumult der französischen Plünderung Weimars dem bereits zur Weltberühmtheit emporgestiegenen Dichter ein junger französischer Offizier zum Beistand zugeeilt kam: — Wilhelm von Türckheim, Lilis Sohn, damals Adjutant des Marschall Augereau, derselbe, den Bettina den schönsten Offizier der französischen Armee genannt hat! . .

Ueber Lili äußerte sich in späteren Jahren Goethe gegen seinen getreuen Ehemann:

„Mein Verhältniß zu ihr glich meinen früheren, nur daß es noch höhere Natur war; ein unbedingliches Verlangen war herrschend geworden, ich konnte nicht ohne sie, und sie nicht ohne mich sein.“

Und dann: „Sie war in der That die Erste, die ich wahrhaft geliebt habe, auch kann ich sagen, daß sie die Letzte war, denn alle kleinen Reigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur vorübergehend und oberflächlich.“

Lili war auch das einzige weibliche Wesen, mit dem eine richtige Ehe einzugehen Goethe jemals ernstlich gedacht hat!

Wenn nun Graf Dürckheim am Schlusse seines Buches bemerkt:

„Von Lili sollte kein äußeres Denkmal bleiben: ihr Haus hat der Krieg zerstört, ihre stille ländliche Wohnung, ihr niedlicher Park, in fremde Hände übergegangen, wurden der Erde gleich gemacht; ihre sterbliche Hülle ruhet neben der ihres Gatten in der kleinen Kapelle, die allein noch Familiengut geliebt ist“

— so hat es mir zur hohen Freude gereicht, dem Gemahle ihrer Enkelin mittheilen zu können, daß Offenbach bei seiner großen Straßentaufe vom Sommer 1876 (also 101 Jahre nach seiner Goethe-Lili-Zeit) auch ihrer nicht vergessen, sondern eine der, die projectirte große „Goethe-Straße“ schneidenden anderen neuen Straßen auf Lilis Namen getauft, und damit auch diesem holdseligen, durch des größten Dichters Liebe geweihten Mädchen ein Denkmal gesetzt hat, welches sein Andenken für alle Zeiten in dieser Stadt lebendig erhalten wird! —

Genau vierzig Jahre nach seiner Lili-Liebezeit ist der alternde Goethe auf denselben Fluren dichtend noch einmal im Lichte des „Ewig-Weiblichen“ gemandelt, liebend und geliebt, ja sogar zärtlich geliebt von jener Geheimrätthin Marianne von Willemer, der ehemaligen Schauspielerin Jung aus Linz in Oberösterreich, jener reizenden und trefflichen Frau, die, selbst dichterisch wie auch musikalisch hochbegabt, Goethe im „Divan“ als „Suleika“ verewigt hat, wobei er selbst als Halim erscheint. Im October 1814, wo er im Hause ihres Gatten viel verkehrte, sah er sie zum Erstenmal; — vom 12. August bis 12. September 1815 wohnte er als Gast des Hauses auf dem Sommeritz der Familie, der Gerbermühle bei Dberrod (vergl. S. 100), wo er im Umgang mit Marianne, Sulpiz Boissière, Cornelius zc. die schönsten und inhaltsreichsten Tage genoß. Noch einmal fühlte sich Goethe von einem Abglanz ewiger Jugend umstrahlt, so wie er es Gretchen von dem geläuterten und verklärten Faust am Schlusse der Dichtung verkünden läßt:

„Sieh, wie er jedem Erdenbaude,
Der alten Hülle sich entkräft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!“*)

*

Als Letzter aus dem Kreise Bernard-d'Orville tritt jetzt noch Peter Bernard hervor, von dem früher (S. 189, 190, 193 zc.) schon berichtet wurde, daß er der Sohn Joh. Heinrich Bernards war, nach dessen Tode sein Oheim Joh. Nikolaus, der „Onkel Bernard“ und Freund Goethes, wie der Schöpfer des „Offenbacher Nickelchestages“ (S. 158), an ihm und seiner Schwester Rachel Vormundstelle vertrat; daß Letztere sich mit Joh. Gg. d'Orville verheirathete, der zusammen mit Peter Bernard das großartige, schloßähnliche Haus erbaute und später auch bewohnte, sowie daß Peter Bernard ein edler Menschenfreund (S. 92), dabei enthusiastischer Musikliebhaber und Inhaber der berühmten „Bernard'schen Kapelle“ gewesen (S. 190). Er war verheirathet mit Elisabeth Thurneysen, deren Schwester mit einem angesehenen Kaufmann, Fuchs aus Frankfurt.***) Da Bernards Ehe kinderlos blieb, adoptirten die Gatten nachher ihre beiden Nichten Mimi (spätere Frau Georg d'Orville-Fuchs) und Lili Fuchs (spätere Generalin Albert.***). Frau Elisabeth Bernard, geb. Thurneysen nun ist die Verfasserin der auf diesen Blättern ebenfalls schon mehrerwähnten umfangreichen Tagebücher (S. 110, 111 R., 115, 190 zc.)

In allen uns spärlich überkommenen gedruckten und schriftlichen Nachrichten aus jener Zeit zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, wie auch besonders durch den Mund der

*) Ueber Goethes Verhältniß zu Marianne v. Willemer vergleiche man den 1877 im Cotta'schen Verlag von Prof. Theod. Creizenach herausgegebenen Briefwechsel zwischen Beiden. „Seinem Freunde, dem Königl. Preuß. Geheimerath v. Willemer“ hat Joh. André ein Heft Lieder gewidmet. Bei seiner Anwesenheit in Frankfurt 1814 oder 1815 (wahrscheinlich in letzterem Jahr) war es denn auch, daß Goethe hier in Offenbach Hofrath Meyer besuchte (s. Note zu S. 68). Welche Gefühle damals wohl, beim Wiedersehen der Stätte seiner heißen Jugendliebe, des sechsundsiechzigjährigen Dichters Seele bewegt haben mögen? Und ob er bei seinem Aufenthalt auf der Gerbermühle sich daran erinnert haben mag, wie oft er durch die „Apfelallee“ (S. 100) auf dem Pfade, der hier am Haus vorüberführt, zum holden Lieb nach Offenbach gewandelt war? . .

**) Auch die Fuchs sollen aus Frankreich stammen, und dort Renard geheissen haben.

***). Albert, damals Major und Adjutant des Marschall Augereau, lernte, wie auch schon berichtet, seine nachmalige Frau bei deren Adoptiveltern, dem Peter Bernard'schen Ehepaare, bei welchen er hier im Quartier lag, kennen. (S. 110, 111 R.)

sich fortpflanzenden Tradition wird Peter Bernard als der größte Wohlthäter Offenbachs und seiner Armen gepriesen, als ein begeisterter Freund der Kunst und der Künstler, vor Allem der Musik und ihrer Jünger, als ein liebenswürdiger Mäcenat, in dessen reizendem Tusculum alle schönen und guten Geister stets ein offenes Haus und offene Herzen fanden.

Peter Bernard war geboren am 29. December 1755, vermählte sich 1777 und starb am 4. April 1805, mithin im noch nicht vollendeten fünfzigsten Lebensjahre. Da seine treffliche Frau ihm erst 1834 im Tode nachfolgte, so hat sie ihren vielbeweinten Gatten noch um nahezu dreißig Jahre überlebt!

Keine bessere und zutreffendere Charakteristik dieses hochausgezeichneten Mannes wüßte ich zu geben, als die, welche seine Wittve am Begräbnistage ihres Gemahls, Palmsonntag (7. April) 1805, in ihr Tagebuch schrieb. Dieser Nachruf an den Geschiedenen rührt indeß nicht von der Wittve selbst her, sondern ist vermuthlich der unmittelbare Herzenserguß eines der Familie nahestehenden Freundes.*) Er lautet also:

Peter Bernard.

Palmsonntag 1805.

Dieser in jeder Hinsicht einzige, unvergeßliche Mann wurde am 5. April, nach einem Krankenlager von sieben Tagen, uns durch den Tod entrißen. Er

*) Vielleicht, sogar wahrscheinlich Carl Ernst Wilhelm Buri, der als „frühester Dichter von Offenbach“ hier auch eine Stelle verdient. Wilh. Buri ist i. J. 1758 hier geboren, studirte in Gießen die Rechte, ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Advokat nieder, und starb als Hessen-Homburgischer Regierungs-Direktor i. J. 1820 zu Homburg. Er war vermuthlich ein Nachkomme, möglicherweise ein Sohn des in der Note zu S. 65 dieses Buches genannten Hsenburgischen Juristen Friedr. Carl Buri. Wilh. Buri war der intime Freund der Sophie La Roche; die beiden schönen Seelen hatten sich in Offenbach unzertrennlich zusammengefunden, und den Beinamen der „Teutschen Aspasia“ verdankt Sophie diesem ihrem Freunde. Buri hat 1791 in Offenbach seine „Gedichte“, 1792 ebenda „Stizzen und kleine Gemälde“, 1814 in Hanau „Harfenschläge einer religiösen Muse“, 1815 in Frankfurt „Der Sieg über den Welttyrannen, erfochten von Blücher und Wellington“ (Waterloo) erscheinen lassen. Von seinen „Harfenschlägen“ brachte ich eine Auswahl im Wiesbadner „Deutschkatholischen Sonntagsblatt“, Jahrg. 1867, wieder zum Abdruck. Es sind tiefreligiöse, von süßer Schwärmerei und Sehnsucht nach Gott, Jesus und Unsterblichkeit durchwehte Poesieen in technisch wohlgebauten Versen; in der Ode ist natürlich Klopstock Vorbild. Diese „Harfenschläge“ sind dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in einer überschwänglichen Dedication dargebracht. Im Jahr 1867 war ein Verwandter des Dichters, ein Herr Eugen von Buri hier als Hauptzollamts-Assistent angestellt, durch den ich die erste Bekanntschaft mit diesen nicht mehr leicht zu erlangenden Gedichten machte. Auch der nunmehr in's oberste Reichsgericht berufene seitherige Großh. Hessische Oberstaatsanwalt Maximilian von Buri ist, wie anzunehmen, ebenfalls ein Verwandter des Dichters Wilh. Buri.

starb im 49. Jahre seines Lebens. Der Tag seines Todes war ein Trauertag für die ganze Stadt. Als Mensch, Bürger, Hausvater und Schöpfer unserer gefelligen Freuden waren seine Verdienste gleich groß. Anspruchslosigkeit, Biederfönn, Offenheit und Gradheit, Großherzigkeit, Humanität und Liberalität waren seine Hauptcharakterzüge. Glänzend waren seine Vermögensumstände, aber ganz glanzlos sein Neuzeres und seine Umgebung. Er war der Vater und Unterfütger aller hiesiger Armen und Hülfsbedürftigen, und sehr groß ist die Menge, welche durch ihn den ganzen Unterhalt erhielt. Allem Geheimniß war er gram, nur seine Handlungen der Wohlthätigkeit suchte er in ein tiefes Geheimniß zu verbergen. Sein schnell überblickender Geist, seine Sprachgewandtheit, seine ihm eigenthümliche Freundlichkeit, verbunden mit seiner großen Gastfreiheit und Freigebigkeit, waren oft allein die Ursache, welche drohende Kriegsgefahren von unserer Stadt abwendeten. Schon seine Ueberredungsgabe war vermögend, die feindlichen wildesten Heerführer zu bezwingen, und so ward Bernard unser Schutengel, unser Erretter.*) Seine Ehe, obgleich kinderlos, war beispiellos glücklich. Er war der Grönder und Beförderer unrer gefelligen öffentlichen Vergnügungen, und rastlos war dabei seine persönliche Thätigkeit, und sehr groß die Summe, welche er dazu verwendete. So ward er Stifter unseres Theaters, unrer Maskenbälle, unrer Winterkonzerte**), unrer Collegsverfammlung***) u. s. w. Für bildende Künste war sein Enthusiasmus rein, groß und erhaben, und ausgezeichnet seine Liebe für die Tonkunst. Seit beinahe 20 Jahren unterhielt er auf eigne Kosten eine Kapelle von Virtuosen, an deren Spitze ein Fränzl†) stand. Die Männer dieser Kapelle betrachtete und behandelte er nicht als Besoldete, sondern als seine Freunde, und nie gab er große Familienfeste, ohne diese, seine musikalischen Freunde Antheil daran nehmen zu lassen, wobei der gute edle Mann gewöhnlich selbst den Wirth machte. Die Vortreflichkeit dieser musikalischen Anstalt ist nicht allein in ganz Deutschland, sondern auch im Ausland allgemein rühmlichst bekannt, und vorzüglich ihr verbankt unser Offenbach einen Ruf, dessen viele größere Städte sich nicht rühmen können. Reisende aus allen Ständen und aus den entferntesten Gegenden kamen deshalb hierher, hörten und bewunderten den Geist der Musik, der hier so lebendig lebte und waltete. Mit der seinem Charakter eigenthümlichen Humanität — dieser Tochter des Himmels — gab Bernard an schönen Sommerabenden seine Konzerte in seinem englischen Garten. Jedem stand hier der Zugang offen, und obgleich die Menschenmenge oft sehr groß war, so herrschte doch überall, ohne daß deshalb besondere Aufsicht nöthig gewesen wäre, Ordnung und Stille. Bei diesen Konzerten spielte Bernard mit Geist und Leben Violine, und gab auf die Winke seines Direktors, der zugleich sein inniger warmer Freund war, so genau mit der strengsten Aufmerksamkeit acht, als würde er dafür bezahlt. Ebenso thätig wirkte er auch in dem benachbarten Frankfurt, dessen Mitbürger er war. Dort war er viele Jahre lang Mitdirektor des National-Schauspiels,††) und mit rastloser Thätigkeit, verbunden mit hellen Einsichten in diese Kunst, betrieb er Alles, als wäre es

*) In gewissem Sinn also ein Offenbacher Simon Moriz v. Bethmann.

**) Vergl. S. 77 und Note.

***) Note S. 93.

†) Ferd. Fränzl, Sohn des berühmten, S. 185 als Lehrer Anton Andrés genannten Jgnaz Fränzl, ein ausgezeichnete Musiker, bef. Geiger, geboren 1770 in Schwefingen, war von 1795—1799 Direktor der Bernard'schen Privatkapelle, nachdem er vorher, von 1792 an, Vorspieler am eben errichteten Frankfurter Nationaltheater gewesen.

††) Die Frankfurter Bühne führte damals den officiellen Titel: „Frankfurter Nationaltheater.“

sein Eigenthum. Bei allem diesem Wirken für Andere versäumte und vernachlässigte er auch nicht im Allerentferntesten irgend etwas in sein großes Geschäft Einschlagende, sondern er war auch in dieser Hinsicht, sowie in allen seinen Handlungen, ein großer bewunderungswürdiger Mensch. Seine Beerdigung fand heute am Palmsonntag statt, und die veranstaltete Todesfeier war das reinste und rührendste Gemälde allgemeiner Volksliebe und Volkstrauer, sowie der sprechendste Beweis seiner großen Verdienste. Zuerst wurde der Sarg vor den Altar der Hauptkirche gebracht, und hier, vor einer sehr großen Volksmenge aller Religionen, ein erhabener Choral, componirt von unserm Hoffmann*) auf Klopstocks Ode „Auferstehn, ja auferstehn wirst du“ aufgeführt.***) Hierauf hielt der Prediger eine kurze Trauerrede und dann wurde eine von unserm Anton André verfertigte rührende Musik (von welcher zugleich mehrere hundert Exemplare ausgetheilt wurden) auf das Lied aus Tiedges „Urania“: „Der Mensch hört auf zu sein“ gegeben. Daß man hier nur zitternde, bebende und stochende Stimmen hörte, war wohl natürlich; denn wo das Gefühl so laut spricht, vermag die Kunst nur wenig. Sechszehn seiner Freunde trugen unter dem Geläute aller Glocken den Sarg auf den Gottesacker. Ihnen folgten in stiller Wehmuth paarweise fast alle hiesigen Einwohner beiderlei Geschlechts, ohne Rangordnung, von dem höchsten Staatsdiener bis zu dem ärmsten Bürger herab. An der Gruft wurde derselbe Choral von Hoffmann nochmals gesungen, und heiße Thränen rollten dabei mit in dieselbe hinunter.

„Tausend Keime zerstreut der Herbst,
Doch bringt kaum Einer Früchte;
Zum Element lehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur Einer,
Der Einzige streut eine lebendige Welt
Ewiger Bildung aus!“***)

Bernards Kapelle spielte im unteren Gartenjaal seines Hauses, und waren dann die Thore des Gartens nach der Allee zu für Jedermann geöffnet. Man erging sich frei in den waldartigen Anlagen, und lauschte den Tönen der trefflichen Musikergesellschaft, in welcher Künstler ersten Ranges mitwirkten. Bernard selbst spielte voll Eifer und Feuer in der ersten Violine mit, wobei der Zopf, den er noch trug, lustig den Takt mitschlug. Daß das heutige d'Orville'sche „Bosket“ in jener Zeit im Munde des Volks „der Irrgarten“ hieß, und seine jetzige Anlage erst aus der Zeit nach Bernards Tode herrührt, ist bereits früher (S. 88) erwähnt. Eine Fontaine soll damals inmitten des Gartens ihre Strahlen auf-

*) Wahrscheinlich ein Mitglied der Bernard'schen Kapelle.

**) Diese Ode wurde zum Begräbnistage in einer größeren Anzahl von Exemplaren unter dem Titel: „Todienopfer. Der Urne des Herrn Peter Bernards geweiht von Offenbachs sämtlichen Einwohnern“ gedruckt, und trägt das Gedenkblatt den schönen Sinnspruch nach Schiller:
„Er wirkte Gutes und nährte der Menschheit göttliche Pflanze,
Bildete Schönes, und streute Keime der göttlichen aus.“

***) Die Abschrift dieses Nachrufes an Peter Bernard aus den sonst unzugänglichen Tagebüchern seiner Wittve verdanke ich der Güte einer Tochter ihrer Adoptivtochter Nimi d'Orville, geb. Fuchs, mithin einer Enkelin (durch Adoption) Peter Bernards selber.

gesprüht haben. Kleinere musikalische Aufführungen, Quartette zc. dürften an schönen Sommerabenden wohl auch in dem weißen Rundtempelchen stattgefunden haben, wenn dieses in der Kapellenzeit schon, so wie heute noch, den Garten zierte.

Auch ein eignes „Musikschiff“ besaß Bernard, worin er in Gesellschaft seiner Künstler musikalische Wasserfahrten auf dem Main, öfters auch nach dem nahen Bürgel machte, wo der Geburtstag seiner Frau manchmal gefeiert wurde.

Ueber das „Musikhaus“, worin Bernard seine Künstler einlogirte, und über dessen spätere Schicksale ist S. 100—101 dieses Buches Nöthiges bereits mitgetheilt.*)

Die Kapelle bestand von Anfang oder Mitte der neunziger Jahre des vor. Jahrhunderts bis zu Bernards Tode 1805,**) jedoch mit einer längeren Pause im Wendepunkt der beiden Säcula, indem das Haus Bernard in Folge großer Handelsunternehmungen, welche ganz außerhalb seiner Branche lagen, ansehnliche Verluste erlitt,

*) Bettina Brentano schrieb von hier einmal an ihren Bruder Clemens: „Ich hab zwar gar keine Neigung, daß etwas vorgehen soll, aber doch wie lebt in der Blaufärberei am Kanal [der späteren Kanalstraße] Feuer ausbrach, machte mir das ein unendliches Vergnügen; damit stimmte das Volk mit seinem Schauspielertalent überein. Eine Verzweiflungs- und Jammergeschrei-Comödie, gewürzt mit den ausgelassensten Scherzen; das Ganze war unumwiderstlich, ich bedauerte, daß es nicht schädlich war mitzuspielen, sondern nur zuzuhören. Gegenüber vom Feuerbrunsttheater, im freien Feld steht das große Haus, worin Bernards blasende Instrumentisten alle wohnen, die manchmal sich das Plaisir machen, aus allen Fenstern heraus nach den vier Weltgegenden hin ihre Passagen zu exerciren, diese waren durch die ausschlagenden Flammen in Begeistrung versetzt, — sie bliesen Tusch, wenn ein Stück Daß einfiel oder Mauer! Was einem doch gleich Lebensmuth durchströmt, wenn die Menschheit nicht so ängstlich am Besitzthum klebt. Der Blaufärber hatte die großmüthigste Gleichgültigkeit bei diesem Veraschen seiner Einbläung, und es kamen die närrischsten Wiße vor bei der Judensprüche, bei welcher der Blaufärber selber stand und fortwährend dirigirte gegen die zwei uralten Linden in seinem Hof, die sein Ururgroßvater, der auch Blaufärber war, gepflanzt hatte, unter denen der Färber seine Hochzeit gehalten. „Wenn ihr mir die erhaltet“, sagte er zu den Juden, „so schenk ich euch zwanzig Thaler.“ — Nun wurden die Juden so feurig, lauter arme Lumpen! Es gab ein Gegänt mit der Polizei, sie wollte auf die unnützen Linden kein Wasser verwendet haben, die Juden schrieten mörderlich, als man ihnen den Schlauch entriß, nach dem Blaufärber; der kam herbei und mußte ihn wieder erobern. „Was soll die alte Vääm?“ sagte der Herr Volezei! — Wie, Herr Polizei! Sie schmähren die alten Linden, das Wahrzeichen von Offenbach? — „Ei do könnt ganz Offenbach abbrenne, und die Wahrzeiche bliebe alleen stehe! Die könnten doch das Raul nicht ufstun und erzähle, daß Offenbach da gestanne hat!“ — Die Linden wurden übrigens gerettet, denn die Juden ließen sich nicht zu nah kommen!“ — Daß in dieser ergößlichen Schilderung Offenbach für die Eiche eine Linde in's Wappen gesetzt wird, macht bei einer Bettina gar Nichts aus!

**) Die Dauer des Instituts ist in dem Nachruf an Bernard S. 249 mit „beinahe 20 Jahren“ offenbar zu hoch angegeben!

die zum Anlaß wurden, daß sich die Inhaber der Firma eine Zeitlang in ihren Ausgaben einschränkten. Peter Bernard löste damals also auch seine Kapelle auf, welche ihn begreiflicherweise ein kleines Vermögen kostete, reconstruirte sie aber nachmals wiederum. Der größte Theil der Bernard'schen Musiker trat nach Auflösung des Instituts in das Orchester des Frankfurter Nationaltheaters ein, in dessen Verband man die trefflichen Künstler mit offenen Armen aufnahm, und dessen Elitetruppe sie hinfort bildeten.

Es existiren hier von Peter Bernard noch mehrere Portraits, davon in d'Orville'schem Besitz: ein kleines Aquarellbild, Bernard im Kreis seiner Familie, beide Adoptivtöchter, (Albert), ein lebensgroßes Brustbild in Del, eine Marmorbüste in Miniatur und ein Gipsmedaillon, welches ihn in Seitenansicht darstellt. Außerdem befindet sich im Lesezimmer des Großen Collegs, zu dessen Neubegegründern er gehörte, die bereits in der Note zu S. 93 erwähnte Gipsbüste Bernards in Lebensgröße, deren Autor nicht mehr bekannt ist; und endlich noch in einzelnen Alt-Dissenbacher Familien ein kleines Portrait in Steindruck, welches nach Bernards Tode ein Lithograph Seelmann herausgab, und das „allen Menschenfreunden gewidmet“ ist. Es ist nun ganz unmöglich, aus diesen vielen, noch dazu aus verschiedenen Altersstufen herrührenden Darstellungen sich ein richtiges Bild Bernards zu construiren, zumal jene unter sich noch vielfach von einander abweichen, und überdies kein einziges so recht ähnlich sein soll! Vorweg auszuscheiden ist die Lithographie, welche gleichsam nur eine Carrikatur des Originals giebt, und worauf dieses mit total greisenhaften Zügen erscheint, — wie Letzteres auch bei der Colleg-Büste durch völlige Kahlheit des Vorderkopfs der Fall. Am Besten soll noch das große Delbild sein, während das Medaillon, wohl idealisirt, die schönsten Linien zeigt. Die kleine Büste scheint aus jüngeren Jahren herzurühren, zeigt ebenfalls einen hübschen Mann, doch ist die Haltung etwas zu theatralisch. Was sich etwa als Quintessenz aus allen diesen Aufnahmen herausdestilliren läßt, ist: große Augen, von kräftigen Augenbrauen überwölbt, Ablernase, der Mund nicht eben klein, die Lippen etwas aufgeworfen, Doppelfinn; das gepuderte Haar schon frühe über der Stirn und den Schläfen dünn, am Hinterkopf reichlicher. Auf mehreren der Bilder erscheint Bernard auch in Perrücke mit Haarbeutel. —

Zum Peter Bernard'schen Freundeskreis gehörte auch der in seinen Beziehungen zu Goethe und Lili auf diesen Blättern schon oftmals genannte Pastor Joh. Casp. Lavater aus Zürich, — Lavater, der Physiognomiker, der feurige Kanzelredner, Seelenarzt, Spiritist, ohne Frage einer der berühmtesten Männer jener Zeit. Lavater war auch wiederholt der Gast des Bernard'schen Hauses,

denn es ist doch sicher anzunehmen, daß er bei seinem öfteren Hiersein nirgend anderswo wohnte. Daß er aber mindestens zweimal in Offenbach war, kann ich constatiren, denn ich besitze eine gedruckte Predigt, die Lavater am 22. Juni 1783 hier gehalten,*) und im Eingang derselben bemerkt er: „Vor einem Jahr hatte ich das Vergnügen, hier vor Euch zu stehen, und Euch ein Wort der apostolischen Ermahnung an's Herz zu legen. Der Vater, der alle Herzen und Schicksale lenkt, gönnt mir auch heute das Vergnügen wieder.“

Daß aber Lavater in lebhaftem Verkehr mit Bernard, und gewissermaßen Hausfreund desselben gewesen, erhellt daraus, daß, als im November 1863 hier aus dem Nachlaß des b'Orville-Fuchs'schen Ehepaars deren meist noch von Bernard herrührende Bibliothek (einschließlich einer ansehnlichen Parthie Musikalien seiner früheren Kapelle) unter den Hammer kam, sich darunter auch eine große Anzahl Kupferstiche von Rembrandt, Hollar u. a. Meistern in theilweise vorzüglichen Abdrücken befand, zumeist Portraits, die sämmtlich mit kurzen physiognomischen Charakteristiken von Lavater's Hand versehen waren; ferner eine ganze Serie mit lateinischen Lettern auf schönes, kräftiges Papier sehr elegant für jene Zeit als Manuscript gedruckte Bändchen in Duodez: „Handbibliothek für Freunde“, und diese ebenfalls mit des Autors Schriftzügen „Freund Bernard“ gewidmet; — endlich noch mehrere Manuscripte, vorzugsweise physiognomischen Inhalts und mit entsprechenden Zeichnungen versehen, theilweise Inedita.***) Aus Alledem geht aber wohl zur Genüge hervor, daß Lavater ein ganz

*) „Vollkommenheit des Menschen Bestimmung und Gottes Werk. — Wird zum Besten der Armen für 12 kr. verkauft. Offenbach am Mayn bey Ulrich Weiß und Carl Ludw. Brede. 1783.“

**) Da diese Lavateriana bei der Versteigerung nicht getrennt werden sollten, so erwarb ich sie alle zusammen mit einem Freunde, wir suchten das uns Zugabende aus, und verkauften das Uebrige unter der Hand weiter. Ein Theil der Autographen nahm seinen Weg nach Lavater's Heimathland, in die Schweiz. Noch in meinem Besitz befinden sich von physiognomischen Werken Lavater's u. A.: „Vermischte Physiognomische Regeln. Manuscript für Freunde. Mit einigen charakteristischen Linien [physiognom. Zeichnungen]. Erstes Hundert. 1789. Zum Besten der Armen“. [Letzterer Zusatz von Lavater's Hand.] Es sind 100 auf einer Seite kalligraphisch sehr sauber in lateinischen Charakteren beschriebene, in zwei Cartons von braunem Leder befindliche Papptäfelchen in gr. Octav. — Dann noch: „Lord Chatam, oder Pitt's Büste. Commentirt von Johann Caspar Lavater, Zürich den 4. VII. 1789 für Freund Bernard in Offenbach. Grösse — was ist sie — ein Eins unzähliger ewiger Kräfte!“ (Die lateinisch gedruckten Worte von Lavater's eigner Hand auf den Titel geschrieben.) Eine physiognomische Charakteristik Pitt's, auf 35 Seiten Folio gleichfalls prächtvoll mundirt, mit 4 lebensgroßen Vorder- und Seitenansichten des Kopfes Pitt's in vortrefflichen Federzeichnungen.

intimer Freund von Peter Bernard, und sicher auch oftmals ein willkommenener Gast in dessen Haus zu Offenbach war.

Bei der Tausch und Umtausch so vieler neuen Straßen der Stadt i. J. 1876 erhielt die vom „Bernardstift“ in westlicher Richtung abgehende seitherige „Stiftstraße“ den würdigeren und schöneren Namen „Bernard-Straße“, indeß die dritte nördliche Parallelstraße von dieser den Namen „André-Straße“ empfing. Und die Namen André und Bernard klingen ja so harmonisch zusammen!

Wann wird Offenbach ein anderer Peter Bernard kommen?! — — —

*

Aus Offenbachs klassischer Zeit treten uns endlich noch zwei weibliche Gestalten entgegen: die würdige Sophie de la Roche, die Ahne der ganzen deutschen Frauenliteratur, und ihre flatternde, gaufelnde, geniale, ja zuweilen übergeniale Enkelin, das „Elfenkind“ Bettina Brentano.

Jene hat in unserer Stadt die letzten Decennien ihres an Wechselfällen reichen Lebens verbracht; diese ist hier durch ihre Mädchenjahre gehüpft und gesprungen. Die Großmama hat in Offenbach ihre Tage beschloffen, die Enkelin ihre Kinderstube ausgetreten.

Der Name Beider aber verknüpft sich für alle Zeit mit dem Hause Nr. 23 in der Domstraße, welches, neben dem Haus André *) gelegen, nunmehr auch in den Besitz des jetzigen Eigenthümers dieses letzteren sowie der Firma Johann André, nämlich des Herrn August André übergegangen ist.

Das La Roche'sche Haus hat oftmals den Besitzer gewechselt. Nach dem Tod Sophiens war es einmal ein Gasthaus („Zum Ffenburger Hof“), dann von dem reform. Pöbiger Ziegler bewohnt; später gehörte es Pfarrer Spieß (S. 101), von welchem es in Besitz des Herrn Jos. Köppler überging, der es nachmals an André verkief, aber noch heute bewohnt. Das Haus hatte früher, wie alle jener Zeit, ein Mansardendach, an dessen Stelle Spieß einen zweiten Stock aufsetzen ließ; die in die Straße vorspringende Treppe, wie wir sie heute noch nebenan beim André'schen Hause sehn, wurde später ebenfalls abgebrochen, und der Eingang durch den Thorweg über den Hof gelegt. Das ganze Haus war von Frau

*) Das „Haus André“ meint hier natürlich nicht mehr das ursprüngliche Stammhaus aus der Goethe-Zeit in der Herrngasse (S. 187), sondern das später in der Domstraße neu erbaute (S. 111).

La Roche*) bewohnt, welche einigermaßen auf großem Fuß lebte, und als berühmte und vornehme Frau viele Besuche, darunter auch gesellschaftlich hochgestellte Personen, ja sogar Fürstlichkeiten empfing.

Madame von La Roche, die man überschwänglich „die deutsche Aspasia“ (S. 248 R.), wegen ihrer Erziehungsschriften für das weibliche Geschlecht „die deutsche Genlis“, auch wohl „die gute Mutter von Deutschlands Töchtern“ genannt hat, und deren schriftstellerische Produkte heute vergessen sind, und höchstens noch einen literarhistorischen Werth haben, ist geboren am 6. December 1731 in der ehemaligen Schwäbischen Reichsstadt Blaubeuren als Tochter des hochgebildeten Arztes Gutermann, Edlen von Gutershofen, und erhielt eine von frühester Kindheit an auf das Literarische gerichtete Erziehung. Sie war ihrer streng lutherischen Eltern erstes Kind, dem jedoch noch elf Töchter und ein Sohn nachfolgten. Mit drei Jahren konnte die kleine Sophie schon vollständig lesen, im fünften Jahre hatte sie bereits die ganze Bibel durchgelesen, mit zwölf Jahren war sie die Bibliothekarin ihres Vaters. Aber auch in gesellschaftlichen und schönen Künsten wurde sie unterrichtet: im Französischen, Zeichnen, Malen, in der Geschichte, Musik, im Tanz, Sticken, und auch das Hauswesen blieb ihr kein Buch mit sieben Siegeln. Später mit ihren Eltern nach Augsburg übergesiedelt, gewann sie daselbst als siebenzehnjährige Jungfrau das Herz des gelehrten Arztes und Humanisten Joh. Ludw. Bianconi aus Mailand, der sie in die Literatur der Alten und Italiener einführte, sie in der Mathematik, Astronomie und Musik unterrichtete und unterrichten ließ. Sie war zu seiner Frau bestimmt; nachdem die Mutter jedoch 1748 gestorben war, scheiterte schließlich im folgenden Jahre die Verbindung daran, daß Bianconi fest darauf beharrte, ihre Kinder müßten in seiner Religion, der katholischen, erzogen werden. Der Vater trennte die beiden Liebenden, und Sophie mußte alle Briefe ihres Verlobten

*) Der Name wird in der verschiedensten Weise geschrieben: La Roche, de la Roche, Frau von la Roche und La Roche. Die an sie gerichtete Widmung eines Buches lautet: „Der verwittweten Frau Geheimen Staats-Räthin Sophie von La Roche.“ Auf den Titeln ihrer Schriften schreibt sie sich ebenso; in zwei mir vorliegenden Briefen von ihr unterzeichnet sie „de la Roche“ in Einem Zuge. Diese Briefe (vom Juni 1798 und Mai 1803) sind in französischer Sprache abgefaßt, und beide an eine Mad. Fınd gerichtet, Inhaberin eines f. B. renommirten Mädcheninstituts (zulezt im jetzigen Steinmehrschen Hause in der Domstraße), in welches einige gebildete Jubenmädchen aufgenommen zu sehen sich Frau von La Roche auf's Wärmste, und unter lebhafter Anerkennung jenes Instituts in beiden Briefen, im ersteren derselben verwendet, worin es u. A. heißt: „*Je crois que mon estimable Madame Finck jugeras que le tems des cruels prejugsés est passé, et qu' on rend service à son prochain de quelle couleur il soit.*“ Daß Sophie La Roche das Französische nicht vollkommen fehlerfrei schrieb, erfieht der Leser schon aus diesen paar Zeilen, welche mehrere Inkorrektheiten enthalten. Eine Tochter der Frau Fınd, Frä. Anna Fınd, lebt noch hier, und bewahrt pietätvoll jene La Roche'schen Briefe.

und sein Bildniß vor des Vaters Augen erst zerschneiden, dann verbrennen, und außerdem wurde noch ihr mit Brillanten besetzter Verlobungsring zerbrochen. Damals schwur sich die im Innersten verwundete Sophie zu, daß sie alles Gute und Schöne, was sie Bianconi verdanke, nie mehr ausüben, nie mehr Clavier spielen, singen, Italienisch und Mathematik treiben werde, — und dies wundersame Gelübde hat sie streng ihr ganzes Leben hindurch gehalten! . .

Im Lenz 1750 vom Vater mit mehreren ihrer Geschwister zu ihrem Großvater nach Viberach geschickt, übersiedelte Sophie nach dessen bald darauf erfolgtem Tode in das Haus des Predigers Wieland, dessen Gattin Geschwisterkind mit ihrem Vater war. Dort macht sie die Bekanntschaft seines Sohnes, ihres Vettters Christoph Martin Wieland, des nachmaligen Sängers des „Oberon“, mit dem sie bald ein schwärmerisches Liebesverhältniß verknüpfte, das für Beide bis an's Ende ihres langen Lebens von der tiefstgehenden Bedeutung werden sollte; denn aus der heißen Liebe wurde später eine innige, treue, beide Herzen bis zum Grabe verbindende Freundschaft, und noch als Greis schrieb Wieland an die Jugendgeliebte: „Nichts ist wohl gewisser, als daß ich, wofern uns das Schicksal nicht im Jahr 1750 zusammengebracht hätte, kein Dichter geworden wäre.“ Sophie, mit reichen Vorzügen des Geistes und Körpers wohl ausgestattet, soll damals bezaubernd gewesen sein, wie sie denn auch noch als Greisin das Bild einer schönen Matrone bot. Dieser seligen Schwärmezeit des jungen Paares entsproß denn auch Wielands erstes Werk, das platonisirende Lehrgedicht „Die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt“ (1751), ein „System“ der Liebe, das er sich auf seine Art präparirt hatte. Vier Sommermonde verschwärmte man auf Viberachs Fluren, und nach damaliger guten Studentenart verlobte man sich auch einstweilen; dann kehrte Sophie nach Augsburg zurück, Wieland bezog die Hochschule Tübingen, und man correspondirte in der überschwänglichsten Weise miteinander. Aber auch diese beiden liebenden Seelen sollten kein Paar werden! Sophiens Vater und seine zweite Frau, sowie auch Wielands Mutter waren der Verbindung abgeneigt, weil dieser ein noch sehr junger Mann und vor der Hand (wie später Goethe in Frankfurt) ohne alle Aussichten, ja einstweilen nur Student (1752 ging er erst noch nach Zürich), seine Verlobte überdies zwei Jahre älter war als er. Es kam noch dies und das dazwischen, man wußte Mißtrauen zwischen den beiden Liebenden zu säen („Es ist die alte Geschichte“ 2c. 2c.), die Briefe wurden seltner, und im December 1753 erhielt Wieland Sophiens Absage nebst der gleichzeitigen Anzeige ihrer Verlobung mit einem Andern, und dem Zusatz: daß er selbst das Band zwischen sich und Sophien zerrissen habe. Zu Anfang 1754 aber war Sophie bereits die Frau des Herrn Georg Michael Frank von Lichtenfels,

genannt La Roche, Kur=Mainzischem Hofrath und Oberaufseher der Stadionschen Güter. Muß man dabei nicht an Goethes S. 236 dieser Schrift angeführte Wort denken: „Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet, als der Jüngling“? . .

Frank von Lichtenfels war der 1720 zu Tauberbischofsheim geborene Sohn eines geschickten Wundarztes, mithin elf Jahre älter als seine Gattin. Der Kur=Mainzische Staatsminister Graf Friedrich Stadion hatte ihn erziehen lassen, und behandelte ihn fast wie seinen Sohn; ja La Roche wurde zuletzt geradezu seine rechte Hand, so daß Stadion sich nach Goethes Mittheilungen schließlich sogar seine Liebesbriefe von ihm schmieden ließ. Denn der Graf war ein feiner, geistvoller Epikuräer, der, jetzt bereits in vorgerückteren Jahren stehend, früher ein recht leichtes Leben geführt hatte. Nach der Art jener Zeit franzoßirte Stadion den Namen „Lindenfels“ in „La Roche“, erwirkte seinem Schützling später auch den Adel: „de la Roche“. Dieser selbst war ein gewandter Welt- und Geschäftsmann, ein heller, muntreer Kopf, abgesagter Feind aller Schwärmerie, und trotzdem seine Ehe mit Sophien eine ganz glückliche.

Es wäre unmöglich, auf dem mir hier noch zugemessenen Raum ein nur irgend eingehendes Bild der vielfach bewegten und interessanten Schicksale und des schriftstellerischen Wirkens Sophiens von La Roche zu geben, einer Frau, die zu ihrer Zeit eine so hervorragende Stellung in der Literatur und Gesellschaft einnahm, und von der ihre Zeitgenossen (Goethe, Herder, Wieland, beide Jacobi, Lenz, Buri etc.) theilweise in den ertastlichsten Ausdrücken geredet haben, freilich nicht ohne daß sich auch einzelne Schatten in das Bild mischten; doch war das Licht bei Weitem vorherrschend. Ihre auß's Höchste einnehmende Erscheinung, ihre vornehmen, noblen Manieren, ihre leicht dahinfließende Unterhaltung, sowie ihr feiner Esprit und Witz haben die bedeutendsten Männer zu fesseln gewußt, wenn schon sich ihrer manche zeitweilig von ihrer Art wieder eigenthümlich berührt, ja abgestoßen fühlten. *)

Als Wieland Sophiens Absagebrief empfing, riß er ihr Bild von der Wand und warf es zu Boden, doch schon am folgenden

*) Sophie war Virtuosa in der Conversation, und im Hinblick auf die außerordentliche Leichtigkeit, mit der sie von einem Gegenstand der Unterredung zum andern übersprang, erfand Lavater eigens den Ausdruck für sie: „Die Verschwebte“. — Wer sich über Sophie von La Roche eingehender belehren will, dem sei ein im 29. Band von „Westermanns Monatsheften“ (Jahrgang 1870—71) erschienener trefflicher Aufsatz über sie von Prof. Dr. Georg Zimmermann in Darmstadt angelegentlich empfohlen. Auch von unserm Offenbacher Landsmann Wilh. Appell (vergl. Note S. 212—213) befindet sich im „Frankfurter Conversationsblatt“ vom December 1852 ein lezenswerther Artikel über Sophie. Außerdem natürlich noch das bekannte Buch von Ludwilla Assing, Berlin 1859.

Tage erhob er es wieder zur alten Stelle, ja richtete sogar ein inniges Glückwünschschreiben an sie, worin er ihr seine unvergängliche Freundschaft bezeugte und um die Forterhaltung der ihrigen bat. „Seien Sie versichert, daß ich Ihre zärtliche, erhabene Seele ewig lieben werde.“ . .

La Roche war zwar „Auch-Katholik“, wie man heute sagen würde, aber einer von der laesten Observanz, und sammt seinem Herrn und Protektor etwas stark Voltairianisch angehaucht. Das La Roche'sche Paar, dessen Ehe mit acht Kindern gesegnet wurde, von denen fünf in ungewöhnlicher Schönheit aufblühten, lebte am Mainzischen Hofe bis zum Jahr 1762, in welchem der Graf seine dortigen Aemter niederlegte und sich auf seine Besizung Warthausen bei Viberach zurückzog, wohin ihm die La Roches folgten. Hier sahen sich denn nach zehnjähriger Trennung Sophie und Wieland zum Erstenmale wieder! Im Spätjahr 1768 starb Graf Stabion, worauf La Roche nach einem vorübergehenden Aufenthalt als Amtmann in Böningen i. J. 1771 als wirklicher Geheimerath in Kur-Trier'sche Dienste trat, und seinen Wohnsitz in Thal-Ehrenbreitstein bei Coblenz nahm. Bald stieg La Roche hier zum Geh. Staatsrath und Regierungskanzler empor. Um diese Zeit war es denn, daß Sophie, durch Wieland in die Lesewelt eingeführt, ihr erstes Buch, welches auch ihr Hauptwerk geblieben ist, herausgab: die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, ein zweibändiger Roman in Briefen, der das außerordentlichste Aufsehen machte, von dem sogar Goethe sagte, es sei kein Buch: „es ist eine Menschenseele“, — eine Art Nachbildung von Richardson's vielbeweinter „Clarissa“, ein Werk, das mehrere Auflagen und Nachdrucke erlebte, in's Französische, Englische und Holländische übersezt wurde und auf jedem weiblichen Arbeitstische zu finden war, indeß es heute nur noch in der literarischen Kumpellammer gesucht werden kann.

Zehn Jahre verlebte Sophie, im Glanz wachsenden Dichterruhmes, mit ihrem Gatten an den Ufern des herrlichen Stromes, wo ihr Haus ein Sammelplatz der hervorragendsten Geister und die Stätte jener schöngeistig-schwärmerischen Empfindsamkeits-Cirkel war, durch die es sich noch ganz besonders berühmt gemacht hat. Hier besuchte die Jugendgeliebte 1771 auch Wieland wieder, der seit 1765 mit einer Augsburgerin verheirathet, und seit 1769 Professor an der Universität Erfurt war. Leuchsenring und die Brüder Jacobi waren Zeugen dieses ergreifenden Wiedersehens, wobei (bezeichnend für die rührselige Epoche) keiner der Umstehenden die Thränen zurückzudrängen vermochte, und Friedr. Heinrich Jacobi laut schluchzte!

Im Jahr 1772 war auch Goethe mit Merck und dessen Familie bei La Roches zum Besuch, wovon er uns zu Anfang

des XIII. Buches von „Wahrheit und Dichtung“ ein anschauliches Bild giebt. Er bemerkt darin, daß Sophie „durch ein langes Leben und viele Schriften jedem Deutschen ehrwürdig bekannt geworden. . . Sie war die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie bis in ihre höheren Jahre eine gewisse Eleganz der Gestalt sowohl als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Edelbame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopf und dem feinen Gesicht gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie sprach gut, und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Sie war mild gegen Alles und konnte Alles dulden ohne zu leiden. . . Ich ward von dieser edlen Familie sehr freundlich empfangen, und geschwind als ein Glied derselben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater mein heitrer Weltfynn, und mit den Töchtern meine Jugend.“

Diese waren durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Mädchen, und es ist ein dunkler Punkt in Sophiens Bild, daß sie zweien ihrer Töchter, indem sie ihnen Männer zutheilte, für die jene keine Neigung, wohl gar Abneigung empfanden, das Lebensglück trübte, ja zerstörte: ihrer ältesten Tochter, der lieblichen Maximiliane Euphrosyne, die sie 1774 dem reichen Frankfurter Handelsherrn und „Wittiber“ Peter Anton Brentano, Vater von fünf Kindern, vermählte, und der zweiten Tochter, Louise, welcher sie 1779 den Hofrath Wöhn als Gatten zu unglücklicher, liebeleerer Ehe nöthigte, worüber Goethes Mutter, die Herzogin Amalie von Weimar und Wieland außer sich waren.

Zu Maximilianen trat Goethe 1772 bei seinem Aufenthalte im Hause ihrer Eltern, noch glühend von seiner Beklärer Werther-Neigung, in ein gewisses zärtliches Verhältniß, wurde auch nach ihrer Verheirathung Hausfreund bei dem jungen Paare, und erweckte als solcher sogar die Eifersucht des Herrn Brentano.*) Ueber jene erste Annäherung an Maximiliane von La Roche aber sagt er, bezeichnend genug für ihn, in „Wahrheit und Dichtung“: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung [*sic!*], wenn sich eine neue Leiden-

*) Der allzeit satirische Merd schrieb unmittelbar nach der Hochzeit (Jan. 1774) an seine Frau: „*C'est un assez singulier mariage que celui qu'elle a fait faire à sa fille.*“ Brentano sei reich, aber ohne Esprit, Goethe bereits Hausfreund. Der Mann, obgleich als Italiener eifersüchtig genug, liebe Goethe, und wünsche durchaus, daß er sein Haus frequentire. Nun habe er die kleine Brentano zu trösten „*sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari.*“ Der Italiener hatte nämlich eine Handlung in Süd-

schaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz in uns verlungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn, und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter!“

Maximilianens Ehe mit dem Frankfurter Kaufherrn aber reifte zwei duftige Blüten am Baum der deutschen Dichtung: das Geschwisterpaar Clemens und Bettina Brentano. —

Im Herbst 1780 fiel La Roche plötzlich von seiner hohen und einflussreichen Stellung herab, und ward in Ungnaden brüsk entlassen. Die Veranlassung waren die von ihm, einem abgesetzten Pfaffenfeind, herausgegebenen „Briefe über das Mönchswesen“, welche der ultramontanen Partei die Hebel boten, ihn in die Luft zu sprengen. Der Verabschiedete wandte sich mit den Seinigen nach Speier, und verlebte die Winter in Mannheim. In diese und die nachfolgende Offenbacher Zeit fallen Sophiens Reisen in die Schweiz, nach Paris und dem Mittägigen Frankreich, nach Holland und England. Auf ihrer Schweizerreise (1784) bestieg Sophie sogar den Montblanc, gewiß doch ein Beweis, daß es ihr an Muth und Entschlossenheit nicht fehlte! Ihre durch des Gatten Entlassung sehr geschmälernten Einnahmen suchte sie durch verdoppelte schriftstellerische Thätigkeit zu ersetzen. Zu Ende des Jahres 1786 verließen die La Roche Speier, um sich in dem damals noch halb ländlichen Offenbach niederzulassen, das ihnen also wohl als ein angenehmer Aufenthalt geschildert worden. Dieses war des Geheimen Staatsrathes letzte Wanderung und letztes Asyl; denn i. J. 1789 starb er hier, und zwei Jahre darauf folgte ihm sein Sohn Franz in das Grab nach.

So war der häusliche Kreis Sophiens denn immer enger geworden, sie führte fortan ein zurückgezogenes, und, wenn nicht — was häufig der Fall — Besuch an dem Hause der berühmten Frau anklopfte, ein äußerst recht stilles Leben in ihrer „Grillenbütte“ in der Domstraße zu Offenbach. Seit ihres Gatten und Sohnes Tod war sie beständig in Trauer gekleidet, bediente sich seitdem auch nur noch schwarzer Stecknadeln, und zum Zusammenbinden ihrer Papiere schwarzer Bändchen. In ihrem ganzen Hause waltete ein stillsauberer, ästhetischer Geist, und wie ihre Enkelin Bettina von ihr erzählte, war selbst das Brennholz am Gartenzaun im Hofe nach den Regeln der Schönheitslehre aufgeschichtet. Literarisch war sie rastlos thätig; den größten Theil des Tages verbrachte sie an ihrem Schreibtisch, der in einem Zimmer auf der Rückseite des Hauses placirt war, wo sie im Sommer den Blick auf den Akazienbaum vor dem Fenster, und weiterhin auf ihren sorgfältig gepflegten Hausgarten hatte. In einem ihrer Bücher: „Mein Schreibtisch“ (2 starke Bände, 1799) findet sich auf dem Titelblatt des ersten

Bandes ein prächtiger kleiner Kupferstich, die Verfasserin in ihrer Bibliothek am Schreibtische darstellend: schwarz gekleidet, das berühmte, sich nach oben hoch zuspizende Flügelhäubchen auf dem noch immer schönen Kopf mit der hohen Stirn, den klugen Augen, dem pikanten, spizen Näschen und dem etwas zurücktretenden, doch vollen Mund und Sinn: — das Bild einer stattlichen Matrone, einer vornehmen Stiftsdame, wie man sie sich nur denken mag!

Manche literarische und gesellschaftliche Notabilität besuchte Sophien in ihrer Offenbacher Zurückgezogenheit, und ihr Freund Buri, mit dem man sie in der guten Jahreszeit allabendlich in ihrem Gärtchen umherwandeln sah, versichert, daß Reisende oftmals einen bedeutenden Umweg nicht gescheut hätten, um Sophien in Offenbach zu sehen. Goethe*) und Herder sprachen hier bei ihr ein, und auch mit den Pfenzburgischen Herrschaften war sie befreundet. Doch ist es ein Irrthum der lokalen Legende, daß auch der Geliebte ihrer Jugend, der Freund ihres Alters, Wieland, sie hier nochmals besucht, und sich mit ihr in der „Wielands-Grotte“ ihres Gartens trauten Erinnerungen an die poetischen Tage von Viberach hingegeben habe. Wenn diese vielberufene „Wielands-Grotte“ überhaupt jemals bestand, so war es sicherlich nur eine zum Andenken an den theuren Mann also getaufte Geißblatt- oder Haselnußlaube, deren mehrere sich in ihrem Garten befunden haben sollen.

Sophie hat Wieland nur noch ein Einzigesmal wiedergesehn, und das war, nach einer Trennung von dreißig Jahren, im Sommer 1799 zu Weimar, wohin sie, von Sehnsucht getrieben, ihre letzte Pilgerfahrt unternahm, und in dem Buche: „Schattenrisse abgeschiedner Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck“ geschildert hat. Vom 15. Juli bis zum 12. August weilte sie in des Freundes lieblichem Landsitz zu Dsmannstedt („Dsmantinum“) bei Weimar, wo sie von den Sternen des Hofes und der Literatur

*) Das müßte also bei einer der folgenden Veranlassungen gewesen sein, wo der Dichter seine Vaterstadt besuchte: August 1792 auf der Durchreise nach der Champagne. Mai und August 1793, Reise von und nach der Belagerung von Mainz. August 1797, auf seiner dritten Reise nach der Schweiz, wo er am 3. Aug. der Mutter in Frankfurt, welche er hier zum letztenmale sieht, Christiane Vulpius und seinen siebenjährigen Sohn August vorstellte. — Während der Beschießung Frankfurts durch die Franzosen unter Klerber am 15. Juli 1796 war Goethes Mutter nach Offenbach geflüchtet. (Zu Wem wohl? Zu der La Roche?) Goethe, in wachsender Sorge um die von den Kriegstürmen bedrohten Angehörigen, rieth schon bei seinem Besuche im August 1793 seiner Mutter zum Verkauf ihres Besitzthums, was sie hinsichtlich ihrer Bibliothek, Gemälbefammlung und des Weinvorraths im folgenden Jahre auch that, im Uebrigen aber in Frankfurt tapfer Stand hielt, bis sie 1795 Angesichts weiterer Kriegsbedrängniß auch das Haus auf dem Großen Hirschgraben verkaufte, und ein heiteres Quartier auf dem Roßmarkt bezog.

mit Auszeichnung empfangen wurde. Anfangs October kehrte sie nach dem „angenehmen Offenbach“ zurück.

Dieser Besuch der Jugendgeliebten scheint Wieland doch in mancher Beziehung etwas unbequem gewesen. Denn lange hatte er sich freundschaftlich dagegen gewehrt und war bestrebt gewesen, ihm mit guter Manier bestens auszuweichen. Mochte der auch nüchterner gewordene greise Dichter die Sentimentalitäten und Ueberschwänglichkeiten der alten Freundin fürchten, oder die kleinen Spöttereien des Weimarer Hofes und seiner theilweise in scharfem Wit brillirenden Trabanten, — oder bangte ihm, alte Erinnerungen heraufzubeschwören? Gewiß ist, daß ihm Sophien doch allmählig ferner getreten war, er sich ihr etwas entfremdet fühlte, auch ein mehr kritisches Auge für ihre Fehler und Schwächen bekommen hatte, was aber Alles doch schließlich nicht hinderte, daß er sie, als sie dennoch kam, bei sich auf's Herzlichste empfing.

Wie aber ihr der Name Wieland ewig der süße Refrain ihres Lebens blieb, davon mögen ein paar Stellen aus Briefen, die sie von Offenbach aus an ihn richtete, Zeugniß ablegen:

Offenbach, 22. Mai 1787: „— Adieu alle Wielande sammt und sonders, von der alten, eisgrauen, aber gar nicht kalten Sophie La Roche“.
 — 6. März 1788: „— Adieu, ich umarme alle Wielande von Herzen!“
 — 30. Mai 1788: „Warum geht alle Welt nach Italien, und Sie nicht? Der Boden würbe Sie gewiß gern tragen. Es ist das einzige wichtige Stück von Europa, das ich nicht sah; machen Sie die Reise dahin mit mir — auf einen Winter! . . . Wir gehören zu den Leuten, *qui voyent ce qu'ils regardent*. . . Ein lieber schöner Traum, eine Reise mit Ihnen! Ich mußte ihm etwas nachhängen, und es Ihnen sagen. Mag er Ihrer glücklichen Laune doch zur muntern Unterhaltung dienen; denn es muß Ihnen gefund sein, wenn Sie sich über etwas lustig machen können.“
 — 20. Februar 1789: „Sollte ich in den Plan meines Sohnes willigen und mit ihm nach Italien, so wäre mein Leben vor Millionen Weibern ihrem ausgezeichnet. Ich bin wohl und heiter, und oft wenn ich meine ganz weiß gewordenen, ehemals so hübsch braun gewesen Haare ansehe, und dabei meine Gefühle der Seele so lebhaft, so glühend noch finde, so denke ich an den Aetnaaschnee auf dem Gipfel und Feuer im Herzen, und Sie, Wieland, Sie fallen mir mit Dank und Verehrung bei, daß Sie einst mir sagten: der Enthusiasmus für das Schöne und Gute liege in meiner Seele und sei unsterblich wie sie; denn nur der Enthusiasmus des Kopfes verliere sich . . . O Wieland, ich muß Sie noch einmal sehen! Daß ich Ihnen nach zurückgelegten sechszig Jahren, nach vier überstandenen Nervenfiebern noch zu jung sein sollte, ist lustig. Weh that mir Ihre mehrmalige Abweisung meines Besuches, und es beweiset mehr, daß Ihnen Ihre Freundin zu alt ist. In dieser Rücksicht sind Sie auch nicht Philosoph genug, um den Gedanken zu tragen, daß „Doris“ graue Haare und zerfallene Züge habe. Inbessen bin ich von einem Ihrer Verehrer bei meinem 60. Geburtstag besungen worden. Sagen Sie ihm doch ein freundliches Wort dafür, wenn er Sie besucht; es ist der Rivländer Große.“
 — 26. Octob. 1793: „Cool ist mit Malern und Physikern bis an die Quelle des Sierra Leone hinauf, und sagt, Afrika habe Gegenden, deren Schönheit Alles überträfe, was man noch sah. — Adieu Wieland! *Addio dolce memorie degli tempi passati!*“ . . .

In dieser Briefstelle vom Jahre 1793 ist Eins durchaus unerklärlich: der große Weltumsegler James Cook wurde bereits am 14. Februar 1779 auf Owaïhi von den Eingebornen erschlagen, machte auch niemals Entdeckungsreisen in Oberguinea, und übrigens ist Sierra Leone auch kein Fluß, sondern ein Küstenstrich in Westafrika! Selbst eine Unkenntniß in der Erdkunde vorausgesetzt, wie sie doch bei einer Frau gleich Sophien La Roche kaum anzunehmen, ist ein so ungeheurer Schnitzer durchaus nicht zu erklären! . . .

Aber was diese Briefe Sophiens an den geliebten Freund noch immer durchglüht, das ist ein schönes, goldnes Abendroth der süßen Ekstase ihrer Jugendzeit, ein Abglanz ihrer alten Sehnsucht nach großen und bedeutenden Menschen, nach idealen Landschaften, südlichen Palmengestaden, — noch dieselbe Psyche-Doris-Schwärmerin für den Abgott ihres Herzens, wie damals, als sie noch seine Muse war!

Zu Anfang ihrer „Schattenriffe abgeschiedner Stunden“ (auch unter dem Titel: „Reise von Offenbach nach Weimar und Schönebeck“) schreibt sie:

„May, Frühling von 1799! Wenn du auch der letzte meines Lebens bist, so verdienst du meinen Segen und meine Liebe, wie die gütige Natur meinen innigsten Dant, daß sie mir das ganze Gefühl für ihre Schönheit und ihre Wohlthaten so stark und so rein erhielt — auch du mein oft verworrenes und trauriges Schicksal, auch du bezeichnest diesen Lenz mit sprossenden edlen Freuden für meinen Geist und mein Herz — in jeder Stunde bemerke ich das Entfalten der Blätter und Blüthen der Bäume meines Gärtchens, und jede Minute nähert mich dem Tage, an welchem ich die schönste Reise antreten werde, um Wieland, den edelsten Freund meiner Jugend, in dem Cirtel seiner Kinder, an der Seite seiner würdigen Frau, und das an jedem Verdienst so reiche Weimar zu sehen.“ . . .

Wenige Seiten später erzählt sie dann, wie sie des Abends in La Motrays Reisen nach Aegypten, den griechischen Inseln und Italien von einem Denkmal gelesen habe, welches in der Villa Giustiniani zu Rom einer Nachtigall errichtet sei, und während sie über die wahre Bedeutung der Inschrift dieses Denkmals nachsinnt — „ertönte der Gesang von zwei Nachtigallen aus dem Bosquet meiner Freunde Dorvilles zu mir herüber, und ich wurde durch den Gedanken gerührt: bei dem Denkmal, welches vor beinahe 1800 Jahren die Geliebte des Kaisers Domitian ihrer Nachtigall errichtete, höre ich die harmonischen Töne dieser jetzt lebenden, immer, wie damals, der Wehmuth und der Liebe geweihten Sängerrinnen!“ . . .

Das d'Orville'sche Bosquet war in jener Zeit berühmt durch seine vielen Nachtigallen, die im Verein mit Bernards Kapelle den Garten mit Melodien durchflutheten. Nun sind sie

alle „heimgekehret zu dem Dichterlande“, und nur in der Kastanienallee, die früher ebenfalls reich an diesen holden Sängerinnen der Empfindsamkeitsepöche war, läßt dann und wann Philomele noch ihre süß-schmelzenden Klagelieder ertönen! . .

Aber auch Sophie de la Roche ist „heimgekehrt zum Dichterlande!“ Ihr letztes Werk waren „Melusinen's Sommerabende“ (1806), welches, wie 35 Jahre zuvor ihr erstes, wiederum von Wieland herausgegeben und bevormortet wurde. So hatte sich denn der Kreis auch dieses Lebens harmonisch gerundet, — der Anfang mit dem Ende sich in Eines zusammengezogen! Die Einleitung zu diesem Buche schloß sie mit den Worten: „Man sagt, ich würde den allgemeinen Frieden noch sehen, Gott wolle es bald!“ Aber sie sah ihn nicht mehr — sie ging ein in den ewigen Frieden! Am 26. Januar 1807 schrieb sie noch an Wieland, nicht ahnend, daß dies ihr letzter Brief sei. Zu Anfang des Februar wurde sie von einer Krankheit befallen, und am 18. entschlummerte sie sanft im sechsundsiebzigsten Jahre ihres Lebens. Auf dem ländlichen Friedhof des katholischen Dorfes Bürgel am Main hat sie an der Seite ihres Gatten und ihres Sohnes Franz, welche als Katholiken dort begraben waren, auch ihre letzte Ruhestätte gefunden.*)

*

Nach dem frühen Tode der schönen Maximiliane (im Familienverkehre „die Maxe“, oder kurzweg „die Max“ genannt), geb. La Roche, vermählten Brentano, welche, erst siebenunddreißigjährig, 1793 starb,**) wurden ihre drei, natürlich katholischen Töchter Bettina, Lulu und Meline Brentano zuerst im Kloster der Ursulinerinnen zu Friblar erzogen, und verlebten dann ihre weiteren Jugendjahre abwechselnd in der Vaterstadt Frankfurt, und bei Verwandten in Marburg und Offenbach: — hier bei der Großmutter La Roche, deren Hausstand durch die längere Anwesenheit der drei Enkelinnen, sowie ihrer eignen Tochter Louise, welche nach dem Tode ihres rohen und gemeinen Gatten, des Hofrath

*) Außer den bereits genannten Schriften sind von Sophie La Roche hauptsächlich noch nachstehende erschienen: „Rosaliens Briefe“; „Moralische Erzählungen im Geschmack Marmontels“; „Schönes Bild der Resignation“; „Fanny und Julie, oder die Freundinnen“; „Liebehütten“; * „Tagebuch einer Reise durch Holland und England“; * „Freunde und Freundinnen von zwei Jahrhunderten“; * „Die Badebekanntschaften“; * „Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise“; „Herbsttage.“ — Die mit * bezeichneten Werke sind in Offenbach erschienen; die Mehrzahl der übrigen bei Heinr. Gräff in Leipzig.

**) Ihr zum Zweitenmal vermittelter Gatte heirathete 1795 zum Drittenmal, und starb 1797 im 63. Lebensjahre.

Möhn, sich wieder zu der Mutter begeben hatte, *) zeitweilig an Mitgliebern sowie an Leben gewann.

Da die am 4. April 1785 in Frankfurt geborene Bettina um 1797 nach Friglar in's Kloster verbracht wurde, und es um 1800 wieder verließ, so kam sie etwa im 15. oder 16. Lebensjahre nach Offenbach. Meline, die jüngste, soll die schönste, aber auch geistloseste der Schwestern Brentano gewesen sein, und zwar von einer außerordentlichen Schönheit, und wenn die drei Mädchen Sonntags unter dem Schutze von Tante Möhn hier zur katholischen Schloßkapelle gingen, ihnen Alles nachgesehen haben, ihre liebliche Anmuth bewundernd. Besonders die kleine lose Bettina aber brachte Leben und Bewegung in das großmütterliche Haus in der stillen Domstraße. Denn Bettinchen war ja halb eine gaukelnde, schwebende Elfe, halb ein neckischer Kobold, und die tollsten ihrer Streiche, aber auch ihre schönsten Geschichten verknüpfen sich mit Offenbach. Wenn man ihr Alles nur so glauben könnte! Denn sie flunkert und fabulirt in ihren Schriften gar zu viel, nimmt es mit der Wahrheit so ganz und gar nicht genau! Aber gleichviel! Was jenseits der Wahrheitslinie liegt, fällt eben in's Gebiet der Dichtung, und je mehr Bettina in dieses hinüberplänzelt, um so mehr erscheint sie uns eben als geniale Dichterin. Bettinens Schriften als literarische Quellenwerke zu benutzen, wird ja keinem Menschen mehr einfallen! Bettina ist unstreitig das aparteste Geschöpf in der ganzen deutschen Literatur, das an keinem Maßstab als an dem eigenen gemessen sein will. Sie ist ein Unicum, und muß als solches aufgefaßt und beurtheilt werden. Nur leider treibt sie es, wie gesagt, zuweilen etwas gar zu toll!

Es sind unter ihren Werken zwei, in denen sich beständige Bezüge auf Offenbach finden, ja, deren eines: „Clemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten“ (Charlottenburg, 1844), zu einem großen Theile, d. h. der von Bettinen an ihren Bruder Clemens gerichteten Briefe, von Offenbach aus über Offenbach geschrieben ist: über Offenbacher Natur, Zustände, Gesellschaft und Vorgänge jener Zeit. Leider sind diese Briefe zwischen Clemens und Bettina Brentano ganz ohne Ort- und Zeitangabe abgedruckt, was in vieler Beziehung sehr zu bedauern ist.

Das andere Buch ist der berühmte „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ (Berlin 1835), und namentlich der unter dem Sondertitel „Tagebuch“ erschienene dritte und letzte Band,

*) Nachmals soll sich Louise Möhn noch an einen russischen General verheirathet haben.

welcher noch eine große Anzahl von Mittheilungen über Offenbach enthält, die aber meist apokrypher Art sind, da es jetzt so ziemlich über jeden Zweifel hinaus gewiß ist, daß dieser ganze, oder sicher doch fast ganze überschwängliche Briefwechsel zwischen ihr, Goethe und dessen Mutter eine reine Ausgeburt von Bettinas dichterischer Phantasie und ekstatischen, abgöttischen — möglicherweise aber selbst wieder künstlich aufgebauchten — Liebe zu Goethe ist, das Produkt einer sinnlich-übersinnlichen Verzüdung, in welche sich Bettina die Katholische hineingeschwärmt hatte. Im letzten Grunde genommen also ein genialer literarischer Betrug! Denn Goethes und seiner Mutter Briefe hat sie größtentheils wohl selbst verfaßt. Wohlweise jedoch hat sie auch ihren „Briefwechsel mit Goethe“ erst mehrere Jahre nach dessen Tode herausgegeben! „Offenbach“ und „Offenbarung“ aber sind die zwei Worte, die in dem „Tagebuch“ Bettinas am Häufigsten vorkommen.

Am 18. Februar 1807 war Großmutter La Roche gestorben; — am 23. folgenden Monats erscheint Bettina „das Kind“ bereits in Weimar, und bezeugt Goethe ihre erste Huldigung. Ihre ganze schwärmerische, ja fast fanatische, zuletzt geradezu krankhafte Vergötterung der Natur überträgt sie nun auf Jhn, der ihr Gott, Natur und Geliebter, Alles in Einem ist.*) Goethe bewunderte ihr geistvolles, wenn auch oft überschwängliches und barockes, ihm wenig zusagendes Wesen, duldete ihre Liebeswerbung, aber erwiderte sie nicht: denn der Goethe des Jahres 1807 war nicht mehr der Goethe jener leidenschaftlichen Sturm- und Drangperiode der siebenziger Jahre des 18. Jahrhunderts, — und Bettina war keine Lili. Der Kleinen fehlte ein sehr Wesentliches, einen Goethe zu fesseln: sie war — nicht schön! . .

Die Schriftsteller über Erziehung sind selbst oft die schlechtesten Erzieher! Indes Sophie La Roche an ihrem „Schreibetisch“ die dicksten Bücher über weibliche Erziehung schrieb, ließ sie die

*) Auf Bettinas Naturschwärmerei war ihre intime Freundschaft mit der unglücklichen Dichterin Karoline von Günderode, welche auch in Bettinas Briefen oft erwähnt wird, vom bedeutendsten Einfluß. Karoline, geb. 1780 zu Karlsruhe, lebte als Stiftsdame meist in Frankfurt und am Rhein. Ihre phantasievolle, schwärmerische Anlage schlug in düstere Schwermuth um, als der berühmte Alterthumsforscher Creuzer ein mit ihr angeknüpftes Liebesverhältniß rücksichtslos abbrach, und am 26. Juli 1806 endete sie zu Winkel a. Rh. ihr Leben durch einen Dolchstich. . Unter dem Namen Tian hat sie 1804 und 1805 „Gebichte und Phantasien“ und „Poetische Fragmente“ erscheinen lassen, — Ausflüsse eines tiefen, dichterisch reich angelegten, aber nicht zur Klarheit durchgedrungenen Gemüthslebens. Das Andenken der Freundin erneuerte Bettina in ihrem 1840 erschienenen zweibändigen Buche „Die Günderode“, welches aber wieder so viel Zuthaten der eignen Phantasie enthält, daß ihm der Vorzug eines getreuen Charakterbildes nicht zugesprochen werden kann.

ihrer Obhut anvertraute Enkelin ziemlich unerzogen (gelegentlich vielleicht sogar etwas ungezogen) als das reine Naturkind aufwachsen. Aber eben dies giebt ihrer kindlichen Erscheinung einen besonderen Duft und Reiz. Das „Kind Bettina“ war jedenfalls ein Sonntagskind; denn es hörte und verstand die Sprache der Vögel und Blumen; — und Himmel und Wolken, Sonne und Mond, Wind und Woge flüsterten und rauschten ihm ihre geheimsten „Offenbarungen“ zu. Dichterin mit Leib und Seele, hat sie doch wohl nie einen Vers geschrieben; die ganze poetische Ueberfülle der Seele stuthete sie in den mächtigen Redestrom ihrer Prosa hinaus.

Hier in Offenbach war es also, wo Bettine aus den Kinderjahren in das „Blüthenalter der Empfindung“ hinübergaukelte. Und sie fühlte sich wohl in der „ländlichen Freiheit“, die Goethe hier schon so beglückte! Denn gerne floh das Elfenkind aus dem düsteren Waterhause in der Großen Sandgasse zu Frankfurt hinüber in ihr Offenbacher „Stadtparadies“, wo die Straßen „so sauber Morgens in der Frühsonne dalagen“ — wo „die Wiesen weit hinaus sich ziehen . . . und die große Bleiche, wo Alles so früh schon thätig ist, und die engen Schleichwege, zwischen blühenden Hecken, die um's Dorf [!] führen!“

Das bei uns in weiteren Kreisen wenig verbreitete und ziemlich unbekannt gebliebene Buch, worin Bettina ihre schönsten Offenbacher Geschichten dem Bruder erzählt, eben jener „Frühlingskranz“, hatte mir vor einer Reihe von Jahren der Zufall in Gestalt einer seitdem aus dem Leben geschiedenen schönen Frau mit einem stolzen Römerkopf und stolzem Sinn in die Hände gespielt, deren Schwester mit einem Neffen Bettinens verheirathet war. Und es ging mir wunderbar mit diesem Briefe! Ich wollte „die schönsten Stellen“ ausziehen, und siehe: — zuletzt hatte ich fast das ganze Buch angestrichen! Von Seite zu Seite fesselte es ich mehr, und ließ mich schließlich gar nicht mehr los! Denn dieser „Frühlingskranz“ war in der That aus den duftigsten Blumen und Blüthen gewoben, die noch überdies fast alle in Offenbacher Gärten, in Bettinens Kindheitsparadies gewachsen waren. Ich rede hier natürlich nur von Bettinens Briefen an Clemens; denn Clemens in seinen Briefen an Bettina war mir weit weniger sympathisch: dieser Herr Bruder tritt bei aller Liebe für die Schwester meist als ein vertrackt lehrhafter, allezeit predigender Geselle auf, der die spontan aufsprudelnde Genialität seiner Schwester in seine doktrinären Theorien bannen will, und dem frischen Kinde gegenüber sich ewig schulmeisternd, absichtsvoll und professorenhaft gebärdet. Das Verhältnis ist dabei ein sehr inniges; nur daß „Elemente“, wie er bei Bettina oftmals heißt, ihr immer seine Auffassungen und Anschauungen einimpfen will. Immerfort soll ihm Bettina schreiben;

ihm ihre Aufsätze einschicken; — und: „Schreib' viel, Alles was Du empfindest, schreibe nieder . . . Wenn Du über das Gewöhnliche hinauskämest, ich würde glücklicher werden als Du“ . . . Und weiter: „Was Du einmal in Offenbach schreibst, lese ich noch oft mit vielem Genuß, es ist mir wie ein ewiger Brief von Dir“. Auch seine Briefe an sie, welche er „das Frömmste und Liebevollste“ nennt, was er in seinem Leben geschrieben, soll sie sorgfältig bewahren und nach seinem Tode zu einem Kranz zusammenflechten! Also — schon von Anfang an für den Druck geschrieben! Wo reinster, unmittelbarster Erguß von Bruder zu Schwester sein sollte, da ist die Sache schon sorgsam für das Publikum zurechtgemacht! So wird man unwahr, und macht Andere dazu!

Es thut Einem ordentlich wohl, wenn Bettina in solches Wesen einmal burleskos hineinplatzt: „Lieber Clemens, ich hab Dir Alles geschrieben, ich weiß Du würdest zanken, wenn Du schreibst — aber Du schreibst ja nicht, Du kommst ja selbst, da kannst Du nicht, mit meinem Mund geb ich Dir einen Kuß auf den Deinen, in welcher Sprache kann ich gebieterischer ausrufen: „Halt's Maul geliebter Bruder!“ O mein lieber Clemens, wie freu ich mich darauf!“ . . .

Zu Clemens Gunsten muß freilich gesagt werden, daß er acht Jahre älter als Bettina, und für ihre Ausbildung und geistige Entwicklung auf's Zärtlichste besorgt war. Daß Bettina aber durch den Uberschwang ihrer Empfindung später wirklich unwahr wurde, daran mag zu einem Theile wohl der Bruder die Schuld tragen, wenn nicht etwa seine von Bettina herausgegebenen Briefe an sie ebenso von ihr selbst geschrieben sind, wie die Goethes!

Wenn ich alle die Offenbacher Geschichten und Anekdoten Bettinas hier noch mittheilen wollte, wie sie sich in ihrem Briefwechsel mit Clemens, in ihrem Tagebuch und in der Offenbacher Tradition erhalten haben, ich fände überhaupt kein Ende mehr, und müßte vor Allem den „Frühlingskranz“ nahezu völlig abschreiben. Ich kann aber hier nur noch einzelne Hauptzüge einzeichnen.

Mit den Offenbacher Straßen, vor Allem mit ihrer geliebten Domstraße und den sie bevölkernden Gassenjungen stand Bettina allem Anscheine nach auf bestem Fuße! In den Straßen Frankfurts, findet sie, „riecht es nach Schacher. . . Schacher, Geld! — Was machen die Leute mit dem Geld? — Ach! sie geben Dinees, sie pußen sich und fahren mit zwei Bedienten hinten auf“. Da packt sie denn ein innerer Drang, auszusitzen: „Heraus aus der Frankfurter Eierchale, die ich durchpicken möchte! . . . Ach, die schmutzigen Straßen hier! Wenn in Offenbach ein Platzregen kam, sahen da die Pflastersteine aus wie frisch gewaschne Gesichter, — hier muß man ein Paar Tage durch die Pflützen passchen!“ . . . aber „— in Offenbach, wo ein frischer Wind durch die Pappeln rauschte . . . der Offenbacher Luftzug, ach, der erhielt mich so frisch! — Ach, die Straßen waren mein, die so sauber Morgens

in der Frühsonne da lagen, und die dunkelrothen Granithäuser*) mit Spiegel- fenstern und grünen Gittern. . . Wenn die liebe Domstraße noch in gemäch- lichen Morgenträumen sich dehnte, und ich mit den reinlichen Täubchen allein drin auf- und abspazierte; sie waren mich so gewohnt, sie flogen nicht auf, wenn ich kam! — und dann waren noch mehr kleine Hauptplaisir und Schel- menstreiche, die auf den ganzen Tag mich glücklich machten. Das war z. B. wenn ich ging auf Raub nach Nöthel für meine Zeichnungen . . . den hab ich in der frühesten Frühe, wo kein Mensch merkte, daß ich die Häuser demo- lirte, mir beim Herrn Nachbar herausgebohrt, und habe dann meiner Flora einen Kranz von Rosen aufgesetzt mit diesem gestohlenen Gut. Die Gassenbuben, denen ich sie manchmal aus dem Fenster heraushielt, freute es unvergleichlich, und einer holte den andern herbei; manchmal waren es ihrer fünf oder sechs, die baten, ich solle ihnen das Bild zeigen, sie haben mich bewundert."

Ja, ihre „liebe Domstraße" war ihr gar sehr an's Herz gewachsen; trotz- dem nennt sie sie einmal „die alte, kalte Domstraße", was wohl nicht „kalt" im materiellen Sinne gemeint war, oder dann doch im Winter geschrieben ist, denn daß zur Sommerszeit die Domstraße „kalt" sei, kann ihr größter Feind ihr nicht nachsagen! . . . In ihrem Mansardenstübchen fühlt Bettina sich „immer hoch, immer frei, immer stolz!" Dann wieder mit der Gießkanne in den Garten hinunter, die Vohnen zu begießen, oder die Blumenvasen der Großmama frisch zu garniren, oder hinaus zur Kartoffelernte. „Ach, was kann ich Großes thun? Auf die Pappel klettern beim Gewitter, daß es auf mich losdonnert und blizt? Oder im Winter auf der Schneefläche mich tummeln, dem Treibeis nachhelfen im Main?" Ihre größte Wonne aber ist, auf die Bäume klettern und in Garten und Feld umherpringen, im Grase liegen, und in den Himmel hinaufträumen. So eines Abends auf der Grüneburg in Frankfurt. „Die Schwestern sind auf einem weiten Spaziergang, ich war auf einem Nebenweg so in's hohe Gras gekommen, daß ich nicht mehr darüber hinaussehen konnte, da bin ich ein wenig liegen geblieben zwischen Gras und Kräutern, und hab in's Abendroth geguckt, wie das den blauen Himmel bewältigte, und die Verghen fielen nieder gar nicht weit von mir, und die Frösche im Burggraben unter- einander halten ein Gered von der Moral, durch die ganze Froschtonleiter hör ich vornehmlich krächzen Moral, Moral, Moral". Und im selben Briefe: „Der Sommer steht inmitten seiner Gluth, wo Jeder faul sein mag, und ich soll fleißig sein und gewachsen wenn Du kommst, auf den Grasplatz hab ich mich gelegt unter die Leinwand, vielleicht vom Begießen, daß ich wachse!" . . . Es wäre freilich auch nöthig gewesen, daß die Kleine noch tüchtig gewachsen wäre! In ähnlicher Situation fand sie einmal ein Glied der Familie d'Orville auf dem Nasen ausgestreckt, und erhielt von ihr, auf die Frage, was sie denn da mache, zur Antwort: „Ich bleibe mich!" Am Bekanntesten aber ist Bettina, wie sie, im Gras des Gärtchens der Großmama hingebettet, ver- zückt den Tönen der Bernard'schen Kapelle im Nachbargarten lauschet.

Manchmal mag der Wildfang es der soviel auf guten Ton haltenden Groß- mama doch etwas gar zu toll getrieben, und der formvollen Frau eine gelinde Berweisung eingejagt haben mit ihren muthwilligen Streichen; — so z. B. als sie beim Fürsten Primas in Frankfurt dem englischen Lordsohn mit ihrem Strumpfband heimlich das Bein an den Tisch band. Oder wenn sie lieber in

*) Aecht Bettina'sche Inkorrektheit! Wie kämen Granithäuser nach Offen- bach? Es ist rother Sandstein gemeint! Müge übrigens Offenbach, das seit Ende vor. Jahrhunderts in Schilderungen, Reise- und Geographiebüchern, und besonders auch in Bettinas Aufzeichnungen immer als „saubere", „nette", „reins- liche", „freundliche" Stadt erscheint: — müge es diesen schönen Prädikaten doch immer Ehre machen!

Garten und auf der Wiese sich herumtummelte, anstatt ihre Aufgabe zu arbeiten. Mit der Interpunction („denn ich kann nicht auf Komma und Punkt achtung geben“) und Rechtschreibung der Eigennamen nahm sie's auch nie genau, schreibt z. B. öfters „Bettmann“, „Nachbar Adree“, und macht ihre französischen Aufsätze für Professor „L'endroit“, der sich bekanntlich „L'endroy“ schrieb.

Daß hier früher die Jüdinnen kunstvolle Stidereien fertigten, ist bereits S. 133 erwähnt. Auch Bettinas Stidlehrerin war eine Jüdin, welche den „liebfolenden Namen Beilchen“ führte. Als Bettine einst deren erste „Namensvettern“ fand, band sie ein Sträußchen daraus, und brachte es ihr eines Tages ganz frühe. Sie traf Beilchen vor dem Hause lehrend: „ich aber gleich nahm ihr den Besen aus der Hand und sagte, ach lassen Sie mich auch ein bißchen lehren.“ Das wird der auch ewig hofmeisternden Tante Möhn hinterbracht, und es gab eine böse Scene; aber die Nichte lacht die gestrenge Tante heimlich aus. „Die Bahn war plötzlich gebrochen, ich glaube, ich werde nie wieder dazu kommen, ihre Anstandsregeln zu respectiren“. Und nun erzählt Bettine noch ein Längeres von dem lieben Beilchen, zu dem sie jetzt alle Morgen bei Sonnen- ausgang stiden gehen will „bis acht Uhr, dann muß ich zur Großmama zum Frühstück — jetzt wird's aber die Tante nicht erlauben, denn weil ich die Waff gelehrt hab. . . Ich hab noch viel zu erzählen aber nicht heut, jetzt lauf ich in den Garten mit dem Spiz, es ist schon Nacht, ich fürcht mich nicht wenn der Hund bei mir ist.“ . . Ein Andermal schildert sie Clemens einen Ball in Frankfurt, „wo die Leute mich ansehen wie die Kuh das neue Scheuerthor, ist mir gar nicht wichtig von ihm zu erzählen.“ Sie saß dicht bei der Musik und vertrieb sich die Zeit damit, sich die Ohren erst mit beiden Händen fest zuzuhalten, sodann sie auf- und wieder zuzuklappen: „so kam ich stückweis zu einer ganz apparten Musik, die ich mir aneinanderflüchte, wie eine Harlequinjade! — so vertrieb ich mir die Zeit. Endlich kam Grunelius der lange, und tanzte einen Walzer mit mir, ich aber nicht mit ihm, denn er hielt mich schwebend und ich kam nicht dazu eine Fußspitze auf die Erde zu setzen. Zu diesem Kunststück mit mir, wie mit einer Porzellanurne herumzutanzten, brauchte er alle Kneifgewalt seiner langen Finger, die er wie Krallen in mich einschlug; denn wär ich heruntergefallen, so konnte ich den Hals brechen; da hätte man ihm vielleicht Bormwürfe machen können“. Dann berichtet Bettina weiter von den Vorgängen des Balles, seiner Hitze, seinem Staub, um zu schließen: „Ach hätte ich in diesem Augenblick doch in Offenbach in unserm Kamm können meinen Kopf unter die Pumpe halten, wo ich mir schon manchmal ähnliches Weh vertrieb, wenn mich ein Esel überkam über irgend Etwas, das mir unerträglich schien“. Und nun fleht sie zu Gott, daß er einen seiner Engel sende, sie hinwegzutragen auf ihr Kopfstissen im Elternhause in der Großen Sandgasse! Da tritt Franz Chameau*) an sie heran, ihr Jugendfreund, mit dem sie sich als vierjähriges Kind den Ball heruntergestoßen hat, und fragt sie, ob sie den Kehraus mit ihm tanzen wolle? Den Unglücklichen fährt sie böß an: „Gehen Sie Esel und machen Sie mir nicht schwindlich mit Ihren Uhrketten!“ Dann kommt wieder die Sehnsucht nach Offenbach über sie: „Ich muß fort, ich muß wieder nach Offenbach, in die dunkle reine Nachtlust dort meine Seufzer verhauchen. Die weißen Wände meines Stübchens mit den gelben Streifen, die Diehle von Holz, der grau angestrichne Tisch und Schrank! — ach ich sehne mich dahin! — ach ich kann die Teppiche nicht leiden! die rothseidnen Vorhänge rauschen mich noch ganz krank — und ich kann jetzt nicht fortzuschreiben weil ich ganz übel bin, blos von der Erinnerung.“ — Einmal wird bei Beth-

*) Bei Bettinas nachlässiger Rechtschreibung der Personennamen ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es anstatt „Chameau“ heißen müßte: „Johannot“ (S. 163, N. 2). Oder liegt am Ende sonst noch eine kleine Bosheit hier versteckt: „Chameau“ = Kameel?

manns in Frankfurt „Hamlet“ gelesen; als man an die Scene zwischen diesem und Ophelien kommt, las sie Jedes für sich, aber Niemand wollte laut lesen. „Ich will's vorlesen,“ rief *l'enfant terrible*, und meinte, es handle sich nur um die Schwierigkeit des Vortrags. „Wie, Sie wollen's lesen?“ schrien Alle. Und Bettina las, las mit lauter Stimme die ganze Scene trefflich, „ja trefflich“, wie sie selbst versichert: — „denn die ganze Zeit hatte ich eine Umwälzung aller Sinnen erlitten, und die Lenznacht meiner Empfindungen stieg aus meiner Brust empor wie eine Feuersäule, und ich las fort stehend und freute mich am Wiederhall meiner Stimme, und — siehe da, alle waren fort in die andern Zimmer, ich war allein gelassen worden. Was sie dachten, weiß ich nicht. Auf mich hatte es eine glückliche Wirkung; zum erstenmal wieder eine Nacht wie die in Offenbach sonst waren, wo der Schlaf so leicht mich deckte, als sei es ein Erwachen in eine höhere Sphäre. Es weißt etwas in mir, daß eine Kraft in dieser Welt sei, die mit Leidenschaft mich liebt“ . . .

Ähnlich deutet Bettina in ihrem „Tagebuch“, zu dem wir nunmehr übergehen, das Erwachen ihrer sinnlichen Natur an: „Jetzt bin ich dreizehn Jahr alt, jetzt rückt die Zeit an, die aus dem Schlaf weckt, die jungen Keime haben Trieb, und rücken aus ihrer braunen Hülle hervor an's Licht“ zc. zc. Es ist hier zwar zunächst von dem Wachsen und Keimen in der umgebenden Natur die Rede, aber — —!

Dieses „Tagebuch“, der dritte Band ihres „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“, geht aus einer höheren, weihewolleren, schwärmerischeren, verzückerteren Tonart als die Briefe an Clemens. Die Dichterin schwebt darin oft zu mehr als irdischen Regionen auf, und ergeht sich in den ekstatischen Wonnen seraphischer Betrachtungen. Doch fehlt es auch an mehr realistischen Zwischenstücken nicht, so z. B. das folgende.

Bettina schreibt an Goethe:

„Seitdem [seit Goethes Offenbacher Tagen] hat sich die Gegend wie die Lebensweise, und auch die Bevölkerung in's wunderbare gespielt, und keiner würde es glauben, der's nicht gesehen hat, und jeder, der mit seinem Reisejournal in der Tasche von seiner Reise um die Welt hier durchkäm', würde glauben in die Stadt der Märchen versetzt zu sein; eine mystische Nation wandelt in bunter, wunderbarer Kleidung zwischen den andern durch; die Greise und Männer mit langen Bärten in Purpur, und grün und gelben Talaren, die Hälfte des Gewandes immer von verschiedener Farbe, die wunderschönen Jünglinge und Knaben in eng anliegendem Wams, mit Gold verbrämt, die eine Hose grün, die andre gelb oder roth, dahersprengend auf muthigen Rossen mit silbernen Glöckchen am Hals, oder am Abend durch die Straße auf der Guitarre und Flöte präludivend, bis sie vor Liebchens Fenster Halt machen. Denke Dir dies alles und den milden Sommerhimmel, der sich drüber wölbt, und dessen Grenzen eine blühende, tanzende und musizierende Welt umfließt; denke Dir den Fürsten jenes Volkes mit silbernem Bart, weißem Gewand, der vor dem Thor seines Palastes auf öffentlicher Straße auf prächtigen Teppichen und Polstern lagert, umgeben von seinem Hofstaat, wo jeder Einzelne ein absonderliches Zeichen seines Amtes und Würde an seiner fabelhaften Kleidung hat. Da speißt er unter freiem Himmel, gegenüber den lustigen Gärten, hinter deren zierlichen Gittern hohe Pyramiden blühender Gewächse aufgestellt sind, und mit seinem Drathflor umzogene Volieren, wo der Goldfasan und der Pfau zwischen den ruckenden Haustauben einherstolzieren, und die kleinen Singevögel jubeln, alles von zartem, grünem Rasen umschlossen, wo mancher

Wasserstrahl emporschießt; die Knaben in verbrämten Kleidern goldne Schüsseln bringen indessen aus den offenen Fenstern des Palastes Musik erschallt. Wir Kinder machten manchmal im Vorübergehen da Halt, und sahen und hörten dem Verein schöner Jünglinge in Gesang, Klöte und Guitarre zu; aber damals wußte ich nicht, daß nicht überall die Welt so heiter lieblich, so reinen Genusses sich ausbreite". . .

In dieser Erzählung tritt nun Bettinens zuweilen fast geradezu an Humbug und Schwindelerei grenzendes Gesfunker recht offen zu Tage! Die ganze Geschichte, die hier aufgetischt wird, kann sich einzig und allein nur auf die Polen in Offenbach beziehen, und wird dies allerdings ganz interessante Thema von Bettina in einer Weise ausgebeutet, für welche auch die lebhafteste Einbildungskraft der Verfasserin kaum zur Entschuldigung gereichen kann! Man bedenke: Ende 1791 stirbt der „Polenhauptling“ Baron Frank, von da an geht es mit der ganzen Herrlichkeit rasch bergab, — und zehn Jahre später kommt Bettine nach Offenbach, und will da „den Fürsten jenes Volkes“ und tausend Dinge gesehn haben, die nie und nirgends existirten, ausgenommen in ihrer Phantasie, oder im Raffinement ihres Kopfes! Ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht hat sie den — Muth, ihren Zeitgenossen 35 Jahre später als selbstgeschauter Wirklichkeit vorzutragen! Greife mit wallenden Wärten in Purpur-Kastanen, wunderbar schöne Jünglinge auf muthigen, reichgeschirrten Rossen dahinsprengend, Abendserenaden auf der Guitarre vor Liebchens Fenster, — Pfauen und Goldfasanen in drahtumflochtenen Volières: meint man nicht, man befände sich im Banne der Zaubertomantik der Alhambra, im Reich der Maurenkönige von Granada? Aber — wir sind in Offenbach! Wir wandeln am Mainesufer, und nicht am Guadalquivir! O Bettina, Bettina — warum hast Du uns das gethan!?

Ein anderes Bild! — Bettina an Goethe:

„Die kräftigen Stämme der Kastanienallee — Du kennst sie wohl! manche Träume Deiner Frühlingstage flatterten dort mit den jungen Nachtigallenbrut um die Wette, wie oft bist Du dort an Liebchens Arm dem aufgehenden Mond entgegen geschlendert! Ich mag nicht dran denken; Du wirfst Dich der heiteren Aussichten, des wimmelnden Lebens auf dem Fluß am Tag, seiner ruhestüsternden Schiffsgefade in warmen Sommernächten und seiner ringsum blühenden Gärten, zwischen denen sich die reulichen Straßen vertheilen, noch gar wohl erinnern, und auch seiner Bequemheit für Deine Liebesangelegenheiten. — — Wenn die Nacht einbrach und aus dem Nachbargarten die herrlichsten Symphonieen herüberschallten, von einem Orchester der ersten Künstler aufgeführt, wenn die herrlichen, großen Bäume mit so viel bunten Lampen geschmückt waren, als Sterne sich am Himmel bilden ließen; da suchte ich einen einsamen Weg und sah den glühenden Johannswürmchen zu, wie sich die im Flug durchkreuzten, und ich war überrascht von dem wunderbaren Leuchten, und ich dachte Nachts an diese Thierchen und freute mich auf den andern Abend, um sie wieder zu sehen, auf die Menschen aber freute ich mich nicht, — sie leuchteten mir nicht ein, ich

verstand und ahndete nicht, daß man sich mit ihnen verständigen könne; — manche Sommernacht auch schwamm die [Bernard'sche] Capelle von blafenden Instrumenten auf dem Main, bald hinab und hinauf, begleitet von vielen Rachen, auf denen sich kaum ein Flüßtern hören ließ, so tief ernst hörten sie der Musik zu. Da wurde ich auch mitgeschaukelt auf den sanften Wellen, und sah die wechselnden Schatten und Lichter und Mondstrahlen, und ließ das kühle Wasser über meine Hände laufen. So war das Sommerleben, das plötzlich durch die rückkehrenden Kriegsszenen unterbrochen ward.“ —

Goethe spricht bei seiner Schilderung Offenbachs im Eingang des XVII. Buches von „Wahrheit und Dichtung“ (vergl. S. 84) von der „freien Uebersicht über den Fluß“ mit seiner „thätigen Schifffahrt“ und seinem „einsamen Vorüberwogen und Schilfgeflüster“, und bemerkt dazu: „Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden.“ Bettina schreibt im Obigen von den „heiteren Aussichten“, dem „wimmelnden Leben auf dem Fluß“ und seinen „ruheflüsternden Schilfgestaden“, sowie von Goethes „Bequemheit für seine Liebesangelegenheiten“. Was folgt daraus?

Bettina will sich damit das Nir geben, im Anfange des Jahrhunderts an Goethe geschrieben zu haben, was dieser mehr als zwei Jahrzehnte später mit etwas andern Worten in „Wahrheit und Dichtung“ schrieb! Also Goethe beutet Bettina aus, Goethe schreibt Bettina ab, — während umgekehrt Bettina in ihren angeblichen „Briefen an Goethe“ diesen kopirte! . .

Von diesem kleinen Plagiat abgesehen, ist die Schilderung des damaligen Offenbachs schön und hochpoetisch, und in der Hauptsache wohl auch wahr. —

Zum guten Ende nun noch ein heitres Stücklein, betitelt:

Geschichte von Bettinas drei ersten Küßen.

Bettina beginnt:

„Die Reise nach der Stadt [Frankfurt] hatte der Krieg veranlaßt. Wir flüchteten vor dem Getümmel der Oestreicher mit den Franzosen; es war zu fürchten, daß unser kleines Stadtparadies mit seinen Lustrevieren [Offenbach] nächstens unter den Hufen kämpfender Reiterei zertrümmert werde. Der Feind war nur flüchtig durch Feld und Wald gesprengt, hatte über den Fluß gesetzt und die heimliche Ruh' des beginnenden Frühjahrs lagerte schüßend über den Saatzfeldern, deren junges Grün schon aus dem schmelzenden Schnee hervorragte, da wir wieder zurückkehrten“.

Und nun schildert Bettina das Offenbacher Sommerleben, wie wir es vorhin gelesen haben, und das so bald durch die rückkehrenden Kriegsszenen unterbrochen wurde; erzählt weiter wie sie, mitten in dem Schrecken eines Kampfes und der Beschließung, während deren ganz Offenbach in den Kellern geseßen und sich vor einschlagenden Bomben und plündernden „Noth-

mänteln“ gefürchtet habe,*) während die Großmutter, ebenfalls im Keller, bei Licht ihr Testament schrieb, — wie sie, Bettina, da zuerst den Heiligen Johannes, ein Bild „was die wunderbare Eigenschaft hatte, die Fabel geltend zu machen, es sei ein Raphael“, aus dem Saal oben herunter in den Keller zu der sich darum ängstigenden Großmutter, und dann einen jungen verwundeten Franzosen vor den Rothmänteln zu sich herein in den Hof gerettet, und ihm dort das Blut von der Wunde am Kopf „abgeleckt“ habe; denn, setzt sie hinzu: „ich hatte kein Wasser, holen mochte ich auch keins, der Nachbar Andree, dessen Du Dich auch erinnern mußt, war mit mehreren Freunden auf sein Observatorium gestiegen, um das Kriegswesen zu beobachten, er konnte mich bemerken.“**) Bettina verbarg ihren jungen Franzosen im Holzstall, fütterte ihn, brachte ihn in später Nachtstunde noch Geld aus ihrer Sparbüchse „im Kissen eines ledernen Sessels“, und Kleider zur Flucht, die sie ihm, wie sie berichtet, durch die Rosenheckenwand in's Freie hinaus eröffnete, und da habe er sie denn beim Abschied zu sich emporgehoben, in seine Arme gepreßt und geküßt. Und das wäre denn ihr erster Kuß gewesen!

Mit dem Kuß Nummer zwei aber verhielt es sich wie folgt. Bettina schreibt an Goethe:

„Er folgte beinahe unmittelbar auf den ersten, und was denkst Du von Deinem Mädchen, daß es so leichtfertig geworden! ja diesmal wurde ich leicht fertig, und zwar mit einem Freund von Dir. — Es klingelt, hastig springe ich an die Hausthür, um zu öffnen; ein Mann in schwarzer Kleidung, ersten Ansehens, etwas erhitzten Augen, tritt ein, — noch ehe er seinen Namen genannt, oder gesagt, was sein Verlangen ist, küßt er mich; noch ehe ich mich besinnen konnte, geb' ich ihm eine Ohrfeige, und dann erst seh' ich ihm ergrimmt in's Antlitz und erkenne ein freundliches Gesicht, das gar nicht erschreckt und nicht erbittert über mein Verfahren zu sein scheint; um meiner Verlegenheit zu entgehen — denn ich wußte nicht, ob ich Recht oder Unrecht gethan hatte — öffnete ich ihm rasch die Thüren zu den Zimmern der Großmutter. Da war nun meine Ueberraschung bald in Schreden umgewandelt; da diese mit der höchsten Begeisterung ausrief, einmal über das andere: „Ist es möglich? Herder, mein Herder! daß Euer Weg Euch zu dieser „Grillenhütte“ führt? — seid tausendmal umarmt“, und hier folgen diese tausend Umarmungen, während denen ich mich leise davonschlich und wünschte, es möge in diesem Schwall von Liebesurgen die eine untergehen, die ihm mit einer Ohrfeige war beantwortet worden. Allein, dem war nicht so, er vergaß weder Kuß noch Ohrfeige, er schielte an das Herz der Großmutter von ihren umfassenden Armen gefesselt über ihre Achseln hinaus, nach der Enkelin und machte ihr einen bittenden Vorwurf.“ . . Das war indeed nicht der eigentliche Kuß Nr. 2, den gab er ihr erst — jedoch diesmal nicht, ohne ihn zuvor avisiert zu haben! — zum Abschied im Garten, wozu er sie „Kleine Psyche“ nannte, was dem Kinde viel zu denken gab. Diesen Kuß erst rechnete Bettina als ihren zweiten, und setzt hinzu: „So lehrte mir Amor das A B C, und in meiner Geisblattlaube seufzte die Kleine Psyche über dieser problematischen Lektion!“ —

*) Vermuthlich also wohl an jenem „Dffenbacher Schreckenstage“ im Juli 1800, von dem S. 110 N., u. S. 115 bereits die Rede war. Daß Bettina diese Vorgänge um mehrere Jahre später als sie sich ereigneten an Goethe berichtet, oder doch sich den Anschein giebt, so zu thun, geht auch aus andern Briefstellen hervor (cf. „Tagebuch“ S. 146). Ihr erster Brief an Goethe datirt angeblich vom Mai 1807, an dessen Mutter vom März desselben Jahres.

**) Hofrath Anton André hatte auf dem noch heute vorhandenen Besondere seines an das La Roche'sche anstoßenden Hauses ein Teleskop angebracht.

„Dritter Kuß“: — so überschreibt Bettina selbst das folgende Blatt! Mit dem „schönen zwanzigjährigen blinden Herzog von Artemberg“ (einmal nennt sie ihn „der blinde Duz“) fuhr sie eines Tages von Frankfurt nach Offenbach zur Großmutter; da habe sie der Herzog während der Fahrt gefragt: ob sie noch in der Stadt, oder schon im Freien seien? Und da sie das Letztere bestätigt, habe er nach ihr gegriffen, sie sei dem blinden Manne erst ausgewichen, dann habe er sie seines Unglücks wegen gebauert: „Ich setzte mich wieder an seine Seite und ließ ihn gewähren, mich an sich ziehen, mich heftig an sein Herz drücken, nur mit dem Gesicht bengtete ich aus, und gab ihm die Wange, wenn er nach dem Munde suchte. Er fragte, ob ich einen Weichtvater habe? — ob ich diesem erzählen werde, daß er mich geküßt habe? Ich sagte naiv schalkhaft: wenn er glaube, daß dies dem Weichtvater Vergnügen machen werde, so wolle ich's ihm erzählen. „*Non, mon amie, cela ne lui plaira pas, il n'en faut rien dire, cela ne lui plaira absolument pas, n'en dites rien à personne!*“ In Offenbach erzählte ich's der Großmutter, die sah mich an und sagte: „Mein Kind — ein blinder Mann, ein armer Mann!“ — —

Wie man nun aber auch über Bettinas literarische Bedeutung denken mag, sie ist und bleibt eine hochinteressante Blume im Garten der deutschen Dichtung, ein seltsam-eigenartiges, anziehend-abstoßendes Wesen von aufsprudelnder Genialität, oft hinreißendem Wit, funkenprühendem Esprit und vielfach überraschend tief sinniger Reflexion; ein vielbeweglicher phantasievoller Dämon, eine in allen irdischen und überirdischen Sphären herumirrlüchtereinde „Dame Kobold.“ Sie ist zwar keineswegs frei von einer gewissen Manier der „Mache“ und einer vor dem Spiegel studirten Naivetät, die durchaus nicht zu der unverfälschten Naturwüchsigkeit paßt, in deren Farben sie sich so sehr zu kleiden liebt; — und ihre ungeheuerlichen Excentricitäten sind oft so ungenießbar, wie ihre pythisch-dunklen „Offenbarungen“ aus höheren Welten. Sei dem aber wie ihm wolle: Bettina hat mit den bedeutendsten Menschen ihrer Zeit in Commex, und sie hat auch gesellschaftlich auf einer Höhe gestanden, die ihre Briefe und Tagebücher, was man mit Fug und Recht auch gegen ihre Zuverlässigkeit einwenden mag, sowie ihre weiteren Schriften ohne Frage als einen stets beachtenswerthen Beitrag zu der geistigen Geschichte eben jener Zeit erscheinen läßt.

Bettina Brentano verheirathete sich, nachdem sie mit Goethe vollständig auseinandergelommen war, 1811 an den deutschen Dichter Ludwig Achim (Joachim) von Arnim in Berlin, einem der Häupter der „Romantischen Schule“, welcher später zusammen mit seinem Schwager Clemens Brentano die treffliche Sammlung deutscher Volkslieder: „Des Knaben Wunderhorn“ herausgab, und sich damit allein schon eminentes Verdienst um die Literatur erwarb. Bettina lebte mit ihrem Gatten dann abwechselnd in Berlin und auf dessen Gute Wiepersdorf in der Mark. In der Hauptstadt glänzte sie in den höchsten Kreisen der Geburts- und Geistes-Aristokratie. Erst nach Achims von Arnim Tode (1831) trat sie

als Schriftstellerin hervor, und zwar zunächst mit ihrem „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“, der das ungeheuerste Aufsehen machte, bekundete dabei ein lebhaftes Interesse für die politisch-socialen Zeiterscheinungen, und gab sich in Berlin namentlich mit großem Eifer der Armen- und Krankenpflege hin. Im Jahr 1848 nahm sie offen für die Demokratie Partei, wodurch sie sich bei Hofe und in den höheren Gesellschaftskreisen unmöglich machte. Sie starb zu Berlin am 20. Januar 1859. Ihre jüngste Tochter, Gisela von Arnim, ist an den gefeierten Schriftsteller Herman Grimm (Sohn Wilhelm Grimms) verheirathet, und hat sich mehrfach als dramatische Schriftstellerin versucht.*)

Eine Lieblingsidee Bettinas, ihrem vergötterten Goethe eine Marmorstatue nach ihrer Idee zu errichten, hat Prof. Steinhäuser in Rom ausgeführt. Im zweiten Theil ihres Briefwechsels mit Goethe („Seinem Denkmal“ gewidmet) findet sich die nach ihrer Angabe trefflich gezeichnete Skizze, — im Treppenhaus des Museums zu Weimar die Ausführung in karrarischem Marmor. Goethe, als Olympier gedacht, sitzt auf einem antiken Thronessel mit hoher, nischenartiger, bildgeschmückter Rücklehne, Brust und Arme nackt, ein weites Gewand um Schultern und Unterkörper geschlagen; die Rechte, auf den einen Arm des Sessels gelegte Hand hält den Lorbeerfranz, die Linke eine auf's Knie gestützte Lyra, indeß eine zwischen beiden Knien stehende kleine nackte Psyche in die Saiten der Leier greift, und ihren Tönen zu lauschen scheint. So mindestens ist Bettinens mir vorliegender Entwurf, dem Steinhäusers Meißel, meines Erinnerns, in allen Hauptzügen gefolgt ist. Daß Bettina sich hier selbst als Psyche verewigt hat, die gleichsam Goethes Leier beseelt und ihr Töne anzunehmen. Wie sie uns in der Geschichte ihres „zweiten Rufes“ berichtet, hat Herder sie ja bei seinem Besuch ihrer Großmutter in Dissenbach „kleine Psyche“ genannt, wozu sie denn bemerkt: „Der räthselhafte Name „Psyche“, dessen Bedeutung ich nicht verstand, war mir ein Talisman, der mich einer unsichtbaren Welt zuführte, in der ich mich unter diesem Namen begriffen dachte“! . .

Vor einer langen Reihe von Jahren kam eines Tages eine ältere, starke und stattliche Dame, eine Frau von Arnim aus

*) Weitere Schriften Bettinens sind: „Dies Buch gehört dem Könige“ (1843), worin sie die sociale Frage zu lösen suchte; „Zilius Pamphilus und die Ambrosia“ (1848), wiederum ein Briefwechsel mit dem auch als Dichter bekannten Fabrikbesitzer Phil. Rathusius; „Gespräche mit Dämonen. Des Königsbuches 2. Theil“ (1852). Ihre sämmtlichen Werke erschienen 1853 in 11 Bänden, wie alle vorgenannten in Berlin. Bettinens Schwester Meline hatte sich mit einem Herrn v. Guaita, Lulu mit einem Juwelenhändler verheirathet.

Berlin, in das Haus Nr. 23 in der Domstraße, durchwanderte alle Räume desselben, und wußte dem damaligen Besitzer genau zu sagen, wie hier bei Frau von la Roche die Zimmer eingetheilt waren, wo ihr Arbeitstisch gestanden, wo ihr Salon, wo ihr Schlafzimmer gewesen. Ob es Bettina selber war? Wenn nicht, — so doch jedenfalls ein ihr nahestehendes Glied ihrer Familie.

Auch drei Engländerinnen erschienen vor einigen Jahren im ehemals La Roche'schen Hause, und verlangten vor Allem den Garten der Dichterin des „Kränleins von Sternheim“ zu sehen.

Zu Offenbachs Stadtplan erscheinen hinfüro auch zwei Straßen, eine noch zu eröffnende und eine schon bestehende, beide sich schneidend, als „La Roche-“ und „Bettina-Strasse“. —

* * *

Das war „Offenbachs klassische Periode“, seine „Goldene Zeit“, welche längst der eisernen, der Zeit der Maschinen, weichen mußte! Tausend kreisen jetzt die dampfgetriebenen Räder in hundert Werkstätten; in Offenbachs Mosenhain aber —

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh“ —

und vom Geist der früheren Tage

„Spürest du
Raum einen Hauch!“ . . .

Aber ein zweites „Klassisches Viertel“ ist uns zum Mindesten nun doch erwachsen in jenem nordwestlichen Straßennetz unsrer Stadt, in dessen Maschen wir die Namen der Offenbacher Plejade für alle Zeiten bei uns festhalten werden; — die Namen unsers strahlenden Siebengestirns: Johann und Anton André — Goethe — Lili — Peter Bernard — Sophie La Roche — Bettina Brentano!

Und ein literarisches Denkmal ist ihnen in ihrem Zusammenhang mit Offenbach jetzt auch aufgerichtet!

Das leuchtendste Gestirn an unserm Horizont aber wird ewig bei dem Namen Goethes, — das lieblichste bei dem Lilis genannt werden.

Goldes Zwiegestirn der Liebe — strahle uns immerdar!

Die Berührung mit dem Genius macht die damit Begnadeten selber unsterblich. Schön und wahr spricht dieses Julius Frese in seinem (S. 227, N.) schon erwähnten Buche aus:

„Das ist ein Segen von Goethes hoher und großer Natur: was ihm, dem Unsterblichen, in Ehren nahe kommt, dem theilt er von seinem Leben mit, das erhält und trägt Er durch die Zeiten. Er ist nicht Einer, Er ist ein Geschlecht, — ein Jahrhundert!“

Wie tönt doch der Goethe'sche Sang vom Gott und der Bajadere aus?

„Und der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich hervor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit empor!“



Berichtigungen und Nachträge.

- 1) S. 2, Z. 17 v. u.: Anstatt 970 besser noch: 977 (vergl. Z. 6 v. o.).
- 2) S. 15, Z. 5 v. u. Der f. k. Oesterreichische Platzcommandant schrieb sich, wie ich nachträglich aus den hiesigen Landsturm-Akten ersah, Freiherr von Bernholz (nicht Fernholz); Charge unleserlich. In diesen Akten befindet sich ein vom 28. Aug. 1815 datirter, von dem Vorgenannten gezeichneter Brief wegen Ablösung des Militärs durch den Landsturm.
- 3) S. 51, Z. 17 v. o. anstatt „Titelbild“ zu lesen: „Titelblatt“.
- 4) S. 53, Z. 11 v. u. anstatt „Kendel“ zu lesen: „Kendall“ (vergl. Note zu S. 175, Z. 3 v. u.).
- 5) S. 57, Z. 1 v. u.: Königfeld war hier Privat- (kein angestellter) Lehrer. (Oeffentlich nicht im deutschen Styl!)
- 6) S. 68, Note. In Bezug auf das dort über Bernhard Meyer Gesagte ist zu berichtigen und nachzutragen: Meyer begründete nicht die später von seinem Sohne fortgeführte, und vor Kurzem erst von seinem Enkel verkaufte Apotheke auf dem Markt, sondern erwarb sie 1797 von dem Besitzer Wunderli, welcher aber auch nicht der Gründer der Apotheke war, sondern vermuthlich sein Vorgänger, dessen Name sich in erhabenen Buchstaben auf dem oberen Außenring eines großen, noch heute in der Apotheke im Gebrauch befindlichen Messingmörfers eingegraben findet: „*Frantz Nic. Gaudeli, Apoth. zu Offenbach Anno 1736.*“ — Weitere Werke Meyers, als die a. a. D. genannten, sind noch „Die Vögel Livlands und Esthlands“, ein Band in 8^o mit color. Abbildungen (Frankfurt), sowie „Oekonomisch-Technische-Flora der Wetterau“, die er 1799 in Gemeinschaft mit G. Gärtner und Dr. J. Scherbius bei Phil. Heinr. Guilhauman in Frankfurt in 4 Bänden herausgab. Das Werk, eines der frühesten über Botanik, erlebte mehrere Auflagen. — Die bereits erwähnte „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ erschien 1804—1805 bei Frauenholz in Nürnberg. Ambrosius Gabsler, der (mit Hergentröder) die weitaus meisten der berühmten Vogelbilder (deren Mehrzahl von J. C. Voß gestochen) colorirte, war 1½—2 Jahre lang von Nürnberg hier, um unter Meyers specieller Aufsicht zu arbeiten. Meyers berühmte Vogelsammlung war im oberen Sälchen über der Apotheke aufgestellt.
- 7) Zu S. 90, Note, die Gründung der hiesigen Deutschkatholischen Gemeinde betreffend, fordert die Gerechtigkeit nachzutragen, daß Dr. Lorenz Diefenbach, der bekannte Sprachforscher (Keltiker und Gothiker, Verfasser berühmter Glossare) und Novellist, welcher sich durch meinen Vater und die Gründung jener Gemeinde 1845 veranlaßt fand, nach Offenbach zu ziehen und ihr beizutreten, dieser nachmals noch eine ansehnliche Schaar aufgeklärter Protestanten („Lichtfreunde“) zuführte, aus denen die Stadt Offenbach zu zweien Malen sich einen Bürgermeister entnahm: Fr. Aug. Schäfer und Joh. Mart. Hirschmann. Mein hochverehrter Lehrer und Freund Diefenbach, der dann auch während der Frankfurter Parlamentszeit eine politische Rolle spielte, war später Stadtbibliothekar daselbst, und lebt jetzt in stiller Zurückgezogenheit als Privatgelehrter in Darmstadt. — Weiter muß hier noch gedacht werden der am 2. März 1873 in Offenbach erfolgten Gründung einer Altkatholischen Gemeinde durch die Herren Chr. Haas, Mart. Weil, J. A. Galette, F. W. Harbach, J. Janczunik und Genossen, welche Gemeinde in der Person des Hrn. J. A. Steinwachs (früher röm. Priester zu Wackersdorf in der Erzdiöcese Wien) seit 1. Mai 1875 einen eigenen Geistlichen besitzt, und der, wie i. Z. den Deutschkatholiken, die evang. Stadtkirche zum Mitgebrauch überlassen ist.

- 8) S. 109, Z. 4 v. u.: E. W. Ehr. Schenk war nicht Iphenburg. Hof-, sondern Oberkammerrat, was eine höhere Rangstufe bezeichnet. — 9) S. 117 Z. 11 v. o. ist anst. „Frau v. Düngeu“ zu lesen: „Freifrau v. Thüngeu“. — (Zwei weitre kleine Irrthümer S. 189, Z. 8 v. u., und S. 190, Note, sind bereits S. 194 am Schluß der ersten Note richtig gestellt.)

Unter den in diesem Buche aufgeführten, mit Offenbach in irgend welcher Weise zusammenhängenden Personen muß auch noch Jacques Offenbach erwähnt werden, wozu sich im Seitherigen keine Veranlassung bot, am Wenigsten aber beim „Offenbacher Parnass!“ Die nachstehenden authentischen Notizen verdanke ich Herrn Rabbiner Dr. Formstecher hier. Offenbach ist kein Offenbacher, wie man zuweilen annahm. Jakobs Vater Juda Offenbach, (früher Juda Eberscht genannt), stammt aus einem Dorfe des Rhöngebirges, und besuchte hier öfters den derselben Gegend entstammenden Vater Formstechers, der jenem sogar die ersten Griffe auf der Violine beibrachte. Eberscht ließ sich in Bürgel nieder, und heirathete daselbst ein israel. Mädchen Namens Schlesinger, deren Familie dort noch existirt. Der Besitzer des „Café Schlesinger“ in Bürgel ist ein Vetter Jakob Offenbachs, der seine dortigen Verwandten auch noch öfters besuchte. Um's Jahr 1833 besuchte Juda, der inzwischen den Namen Offenbach angenommen hatte und Cantor der israel. Gemeinde in Köln geworden war, Dr. Formstecher in Begleitung seiner beiden Söhne, welche damals noch recht schüchterne Knaben, aber bereits tüchtige Violin- und Cellospieler waren. Der Cellist war Jakob Offenbach, der seine „Schüchternheit“ nachmals auf der hohen Schule in Paris recht gründlich ablegte! Etwa 1844 war Juda Offenbach nochmals hier bei Dr. Formstecher, und überreichte ihm ein in Köln 1839 von ihm herausgegebenes „Allgemeines Gebetbuch für die Israelitische Jugend“, enthaltend Gebete in Poesie und Prosa, wovon die deutschen von Offenbach selbst verfaßt waren. Dem mit einer handschriftlichen Widmung Offenbachs an Dr. Formstecher versehenen Exemplar waren noch zwei geschriebene Lieder beigefügt: „*composés par J. Offenbach*“. Inzwischen war Jakob noch Cellist in Paris, — ein Jahrzehnt später war er ein berühmter Mann! Der Vater hatte Gebete für die israelitische Jugend, der Sohn „Die schöne Helena“, „Die Großherzogin von Gerolstein“ und „Pariser Leben“ geschrieben. Hier fiel der Apfel doch einmal recht weit vom Stamm!

Die erste Buchdruckerei soll nach Königfeld i. J. 1685 hier errichtet worden sein; doch wird eine Firma nicht genannt. Für das Jahr 1710 führt Heber eine Gräfliche Hofbuchdruckerei des Bonaventure de Launoy auf. Im Jahr 1737 erscheint dahier eine Hochgräflich Iphenburgische Hofbuchdruckerei von Gerhardt Groot; 1774: Joh. Heinr. Faust mit dem gleichen Prädikat. Am 15. Januar 1773 kommt die erste Nummer des „Offenbacher priv. Real-, Frag- und Anzeigeblasses“ heraus, gedruckt und verlegt von Christlieb Brecht Heinkeel, H. F. Regierungs-Buchdrucker, — woraus nach vielen Wandlungen die heutige „Offenbacher Zeitung“ entstand, die am 15. Januar 1873 ihre Jahrhundertfeier beging. Ende des 18. Jahrh. erscheint die Firma von Weiß & Brede, Anf. des 19. von Karl Ludw. Brede; etwas später daneben noch die Hofbuchdruckerei von Heinr. Gottl. Hauch. Bei Brede wurde um 1818 auch Ludwig Börnes „Wage, Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst“ (Verlag der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt) gedruckt, und ebenda auch ein Blatt ganz entgegengesetzter Richtung: des bundesständlichen Publicisten Joh. Bapt. v. Pfeilschiffers (welcher eine Zeit lang hier wohnte) „Staatsmann“, was Börne einmal zu der brieflichen Aeußerung an seinen Portraitisten, den Maler Mor. Dppenheim, veranlaßte: „Von Offenbach kommt der „Staatsmann“, von Offenbach kommen auch die köstlichen Pfeffernüsse: ich schide Ihnen eine Düte von jenem, angefüllt mit diesen.“ . . .

H. C. C. C. C.

